

SPRACHE DER GEGENWART

Schriften des Instituts für deutsche Sprache

Gemeinsam mit

Hans Eggers, Johannes Erben, Hans Neumann und Hugo Steger

herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

BAND XX

NEUE GRAMMATIKTHEORIEN
UND IHRE ANWENDUNG
AUF DAS HEUTIGE DEUTSCH

J A H R B U C H 1 9 7 1

PÄDAGOGISCHER VERLAG SCHWANN

DÜSSELDORF

© 1972 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1972
Umschlagentwurf Paul Effert
Satz und Druck Georg Wagner Nördlingen
Einband Schwann Düsseldorf
ISBN 3-7895-0151-4

Inhalt

Geleitwort	7
<i>Karl-Otto Apel</i> , Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart	9
<i>Wladimir Admoni</i> , Grammatiktheorien in ihrer Anwendung auf das heutige Deutsch	55
<i>Eugenio Coseriu</i> , Semantik und Grammatik	77
<i>Jacques Lerot</i> , Zum Aufbau einer wissenschaftlich-pädagogischen Grammatik für den Fremdsprachenunterricht	90
<i>Ulrich Engel</i> , Bemerkungen zur Dependenzgrammatik	111
<i>Bjarne Ulvestad</i> , Die logische Struktur grammatischer Regeln	156
<i>Ingeborg Zint</i> , Zur Nominalphrase im Deutschen	174
<i>Helmut Schumacher</i> , Zum deutschen Valenzlexikon	184
<i>Hans Glinz</i> , Linguistik und Gesellschaft	194
Symposion über Grammatiktheorien in ihrer Anwendung auf die Beschreibung des heutigen Deutsch	215
Zweck und Aufgabenstellung	215
Analyse-Beiträge:	216
<i>Henning Brinkmann</i>	216
<i>Johannes Erben</i>	222
<i>Jean Fourquet</i>	226

<i>Hans Glinz</i>	229
<i>Paul Grebe</i>	239
<i>Hans Jürgen Heringer</i>	251
<i>Georg Stötzel</i>	260
Vergleichendes Referat: <i>Helmut Gipper</i>	272
Auszüge aus der Diskussion	284
Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1971	297

Neue Grammatiktheorien – ein weites Thema, das einer Eingrenzung bedurfte, sollte es im Rahmen einer dreitägigen Sitzung in sinnvoller Weise betrachtet werden. Schon dies, nicht nur die Bestimmung des Instituts für deutsche Sprache, gebot den einschränkenden Bezug des Generalthemas auf eine Einzelsprache.

Die Standpunkte differieren stark: hier generative Transformationsgrammatik sowie Dependenzgrammatik, dort herkömmliche Methoden und die Konzeption einer »offenen« Grammatik nichtformalisierter Art, wie sie in dem Referat des leider am Kommen verhinderten sowjetrussischen Germanisten W. G. *Admoni* zum Ausdruck kommt. Trotz der Verschiedenheit der Methoden ergaben sich dann bei der Einzelanalyse doch manche Übereinstimmungen.

Überblickt man die Beiträge, so erscheint von besonderer grundsätzlicher Bedeutung *Apels* Behandlung des Problems der Sprachkompetenz, für die er eine sogenannte pragmatische, gesellschaftsbezogene, also intersubjektive Komponente fordert. Zwei Referate, von Klaus *Heger** und Eugenio *Coseriu*, befassen sich mit dem aktuellen Problem des Verhältnisses von Semantik und Syntax in der Beschreibung des sprachlichen Systems; Jacques *Lerots* Beitrag schließt sich in gewisser Weise an. Ulrich *Engel* vergleicht verschiedene grammatische Theorien und skizziert anschließend ein spezielles Modell. Bjarne *Ulvestad* geht der schwierigen Frage nach, inwieweit grammatische Regeln gültig oder verifizierbar sind.

Einzelfragen gelten die Referate von zwei hauptamtlichen Mitarbeitern des Instituts, von Ingeborg *Zint* über die Nominalphrase im

* Hegers Beitrag ist im Rahmen seines Buches »Monem, Wort und Satz (Tübingen 1971) erschienen.

Deutschen und von Helmut *Schumacher* über ein beim Institut im Entstehen begriffenes Valenzlexikon.

Das Symposium über Grammatiktheorien, Schluß- und Höhepunkt der Sitzung, das von Gerold *Ungeheuer* geleitet wurde, bringt, ausgehend von Analysen eines Luthersatzes aus dem ›Sendbrief vom Dolmetschen‹ in frühneuhochdeutscher und moderner Form, Beiträge von Henning *Brinkmann*, Johannes *Erben*, Jean *Fourquet*, Hans *Glinz*, Paul *Grebe*, Hans-Jürgen *Heringer*, Georg *Stötzel* und eine zusammenfassende Stellungnahme von Helmut *Gipper*; die mehrstündige, sehr lebhaft und anregende Diskussion wird auszugsweise abgedruckt.

Der traditionelle öffentliche Vortrag, dieses Mal von Hans *Glinz*, hat das Verhältnis von Linguistik und Gesellschaft zum Thema, wobei dem Sprachunterricht in der Schule eine entscheidende Bedeutung für die Sozialisation des Kindes zuerkannt wird. Hierin sollten sich die Linguisten über alle Verschiedenheit der einzelnen Standpunkte und Meinungen hinweg einig sein: daß Linguistik zumindest auch eine Sozialwissenschaft ist, wie Glinz es fordert.

Die Herausgeber

Noam Chomskys Sprachtheorie und die Philosophie der Gegenwart

Eine wissenschaftstheoretische Fallstudie

Von Karl-Otto Apel

I. (Fragestellung und programmatische Thesen)

Ich brauche – im gegenwärtigen Zusammenhang – den speziellen Inhalt und die Bedeutung der Sprachtheorie N. Chomskys für die Linguistik der Gegenwart nicht eigens vorzustellen; ich wäre auch – von meinem Fach her – kaum mit der nötigen Kompetenz zu diesem Unternehmen ausgerüstet. Wenn ich dennoch im Laufe des Vortrags zu diesen Fragen Stellung nehmen muß, so liegt dies an der praktischen Untrennbarkeit der wissenschaftstheoretischen Problematik der von Chomsky und seiner Schule in Anspruch genommenen Revolutionierung der Linguistik und der – von mir zu untersuchenden – Frage nach dem Verhältnis dieses Ansatzes zur Philosophie der Gegenwart.

Tatsächlich ist ja das Verhältnis von Linguistik und Philosophie in einem gewissen Sinne noch nie so eng gewesen wie in der Gegenwart. Chomsky selbst würde hier vielleicht präzisieren: noch nie seit der Ablösung der rationalistischen und romantischen Sprach-Philosophie und »philosophischen Grammatik« durch die komparative Indogermanistik und die sog. moderne empirisch-deskriptive Linguistik¹. Wie dem auch sei: Tatsache ist, daß zwischen der Linguistik der Chomsky-Schule und der modernen Philosophie, d. h. hauptsächlich der »analytischen« Philosophie, so etwas wie eine nicht immer friedliche Symbiose besteht, – eine weitgehende Sprachspielverschränkung, an der auch Teile der Mathematik und der Automatentheorie beteiligt sind. Einerseits läßt sich daher von vornherein feststellen, daß Chomskys Ansatz der generativen Transformationsgrammatik ohne den Hintergrund der modernen analytischen Philosophie und ihrer logisch-mathematischen Denkmittel nicht vorstellbar ist; andererseits hat gerade dieser

¹ Vgl. Chomsky 1970 (1968), S. 41 ff.

enge Kontakt es möglich gemacht, daß seine Sprachtheorie als erkenntnistheoretisch und eventuell sogar metalogisch relevante Theorie des Geistes revolutionisierende Rückwirkungen auf die analytische Philosophie ausgeübt hat.

Der Versuch, diese Rückwirkungen aus der Perspektive der MIT-Linguistik zusammenfassend darzustellen, wurde vor allem von J. J. Katz gemacht. Seit Beginn der 60er Jahre hat er, zunächst mit J. A. Fodor, die Syntax-Theorie Chomskys durch eine universale Semantik zu erweitern und auf dieser Basis die Logik linguistisch zu begründen versucht². In seiner »Philosophie der Sprache« (1966, deutsch 1970) hat er schließlich eine kritische Rekonstruktion der gesamten Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie dieses Jahrhunderts vorgelegt mit dem Anspruch einer Überwindung der Einseitigkeiten der »konstruktiven Semantik« Carnaps einerseits, der »Ordinary Language Philosophy« andererseits im Sinne einer sprachtheoretischen Synthese.

Vorsichtiger im philosophischen Anspruch sind die inzwischen erschienenen wissenschaftstheoretischen und wissenschaftshistorischen Selbstinterpretationen N. Chomskys³. Insbesondere fällt hier die Zurückhaltung hinsichtlich der Semantik bzw. das Problembewußtsein hinsichtlich des hier und in einer Theorie der »Performativ« erst noch zu Leistenden auf. Dennoch scheint mir aus Chomskys eigenen Schriften das philosophisch Revolutionäre seines Denkansatzes und Denkstils – verglichen mit den üblichen Denkvoraussetzungen der analytischen Philosophie – eher noch deutlicher hervorzugehen als aus der expliziten Sprachphilosophie von J. J. Katz.

Ich möchte nun im folgenden, bei dem Versuch einer kritischen Würdigung und – gewissermaßen – Ortung der philosophisch relevanten Ansätze Chomskys und seiner Schule, von zwei Bezugssystemen ausgehen:

Statt, wie J. J. Katz⁴, Chomskys Ansatz nur zur sprachanalytischen Philosophie in Beziehung zu setzen, möchte ich zunächst einen weiteren, nicht nur angelsächsisch orientierten Bezugs-Horizont heranziehen: die idealtypische Unterscheidung dreier, gegenwärtig konkurrierender,

² Vgl. insbesondere: Katz und Fodor 1962 sowie die einschlägigen Arbeiten in Fodor und Katz (Hrsg.) 1964. Dazu die Kritik in Bar-Hillel 1967. – Auch in Bierwisch 1966, S. 144 ff., wird die Linguistik im Sinne von Katz als die »Grundlagendisziplin der Logik« herausgestellt.

³ Vgl. bes. Chomsky 1964, 1966 b, 1968 (1970) und 1969.

⁴ Vgl. Katz 1966 (70).

Formen philosophischer Wissenschaftstheorie: 1. des »logischen Empirismus«, 2. des »kritischen Rationalismus« und 3. der »hermeneutisch-dialektischen« Philosophie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bei dem Versuch, die Denkansätze Comskys von diesem Bezugssystem her zu orten bzw. zu beurteilen, ergibt sich, wie zu zeigen sein wird, eine Schwierigkeit insbesondere bei der Bestimmung des Verhältnisses zur Alternative des 2. oder des 3. Typs. Diese Schwierigkeit ist m. E. einmal in der Sache selbst begründet, nämlich im Wesen der Sprache als des Natürlich-Künstlichen, als des selbst noch instinktähnlichen Mediums des Übergangs aus dem Reich der Natur ins Reich der Freiheit. Die Schwierigkeit dürfte aber zum anderen auch darin begründet sein, daß Chomskys sprachtheoretischer Ansatz einseitig oder, vielleicht besser gesagt, unvollständig ist. Die Einseitigkeit bzw. Unvollständigkeit liegt m. E. vor allem im Fehlen einer adäquaten Semantik und im Fehlen einer pragmatisch erweiterten Theorie der Sprachkompetenz, welche die von Chomsky postulierte Theorie der Performanz allererst möglich macht.

Um dies zu zeigen und um damit zugleich die Möglichkeit einer Auflösung der wissenschaftstheoretischen Schwierigkeiten Chomskys andeuten zu können, werde ich im letzten Teil meines Vortrags das Bezugssystem der dreidimensionalen Semiotik von Ch. Morris bzw. von Ch. S. Peirce⁵ heranziehen, also das System der Unterscheidung von syntaktischer, semantischer und pragmatischer Zeichendimension bzw. Zeichenwissenschaft. Ich werde mir jedoch erlauben, dieses Bezugssystem in freier Weise zu verwenden, d. h. nicht im Sinne der Morrisschen Adaption an den »Behaviorismus« bzw. »Logischen Empirismus«, sondern eher im Sinne einer, an Ch. S. Peirce, J. Royce und G. H. Mead anknüpfenden, transzendentalpragmatischen bzw. transzendentalhermeneutischen Semiotik⁶. Darüberhinaus werde ich an neuere Arbeiten zur Grundlegung einer »systematischen Pragmatik« anknüpfen, in denen Chomskys Begriff der »Kompetenz« im Sinne einer Theorie der »kommunikativen Kompetenz« erweitert bzw. ergänzt wird⁷. Dies wird es mir, wie ich hoffe, möglich machen, Chomskys Ansatz in den Horizont seiner möglichen Ergänzungen hineinzustellen. Im Anschluß daran wird sich dann vielleicht auch die Frage beantworten lassen, welcher Typ philosophi-

⁵ Vgl. Morris 1938.

⁶ Vgl. Apel 1970 a und 1972 a.

⁷ Vgl. Wunderlich 1968 a, 1968 b und 1970 sowie Habermas 1970 a, 1970 b und 1971.

scher Wissenschaftstheorie der linguistischen Theorie Chomskys am ehesten gerecht werden kann. Es wird sich dann nämlich m. E. zeigen, daß diese Linguistik einerseits das Quasi-Naturphänomen einer instinktbedingten Sprachkompetenz als anthropologisches Faktum aus dem Quasi-Naturgesetz der grammatischen Regel-Generation und den Randbedingungen der Selektion besonderer Grammatiken »erklären« muß, andererseits aber die freie, kreative und im Sinne eines Normbewußtseins selbstexplikative Anwendung der grammatischen Regeln in »Rede« und »Verstehen« aufgrund der grammatischen und kommunikativen Kompetenz von Subjekt und Objekt der Sprachwissenschaft »verstehen« und normativ richtig rekonstruieren muß. Eben diese Zwischenstellung der modernen linguistischen Theoriebildung zwischen nomothetisch-explanativer Naturwissenschaft einerseits, verstehender Sozialwissenschaft andererseits macht sie zum paradigmatischen Thema einer wissenschaftstheoretischen »Fallstudie«.

II. (Die Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Charakter der Linguistik im Sinne Chomskys)

Ich möchte zunächst in idealtypischer Vereinfachung die drei Hauptpositionen der Wissenschaftstheorie der Gegenwart vor Augen stellen:

1. Die erste ist der (klassische) »Neopositivismus« oder »logische Empirismus«: Darunter verstehe ich die Ergänzung des klassischen »Empirismus« in dem Sinn, daß die formale Logik in ihrer symbolisch-mathematischen Gestalt als eigenständiger Faktor der Theorienbildung neben den Erfahrungsdaten anerkannt wird, derart jedoch, daß mit ihrer Hilfe, u. d. h. mit Hilfe einer formalisierten Kalkülsprache, alle Theorienbildung, insbesondere alle Begriffsbildung, der Wissenschaft auf Beobachtungsdaten zurückgeführt werden soll. Als der späte Carnap sich genötigt sah, zwischen »Theoriensprache« und »Beobachtungssprache« zu unterscheiden, und als er erkannte, daß die sog. »theoretischen Begriffe« (wie sie im Zentrum etwa der Newtonschen Gravitationstheorie oder der Quantentheorie stehen) eine Funktion der gesamten Theorie darstellen und daher nicht unmittelbar mit Hilfe der Logik auf Erfahrungsdaten zurückführbar sind⁸, hat er m. E. die Grenze des Logischen Empirismus bereits in Richtung auf den 2. Typus, den »kritischen Rationalismus«, überschritten. Die Pointe dieses Schrittes

⁸ Vgl. Carnap 1956.

kommt m. E. sehr gut zum Ausdruck in der folgenden Charakteristik W. Stegmüllers (um einen unverdächtigen Zeugen zu zitieren):

»Während nach der Vorstellung des älteren Empirismus in allen Erfahrungswissenschaften . . . der Theoretiker nichts anderes zu tun hätte, als Beobachtungsergebnisse zusammenzufassen und zu generellen Gesetzesaussagen zu verallgemeinern, ergibt sich jetzt das folgende Bild von den Aufgaben des Theoretikers: Er hat weit mehr zu tun, als beobachtete Regelmäßigkeiten zu verallgemeinern. Vielmehr muß er ein neues System von Begriffen konstruieren, die zu einem Teil überhaupt nicht und zu einem anderen Teil nur partiell auf Beobachtbares zurückführbar sind: er muß sich weiter ein System von Gesetzen ausdenken, welche diese neugeschaffenen Begriffe enthalten; und er muß schließlich eine Interpretation seines Systems geben, die eine bloß teilweise empirische Deutung zu liefern hat, die aber dennoch genügen muß, um das theoretische System für Voraussagen beobachtbarer Vorgänge benutzen zu können.«⁹

2. Im Sinne des »kritischen Rationalismus« wäre die Pointe des Carnap'schen Schrittes etwa folgendermaßen zu radikalisieren: Der Theoretiker kann überhaupt nicht so etwas wie die intersubjektiv verfügbaren Daten voraussetzen, aus denen er mit Hilfe der Logik – z. B. induktivistisch – Theorien ableiten könnte; er muß vielmehr von sich aus, im Sinne einer spontanen Kreativität, mit idealisierenden Begriffen bzw. Theorien an die Phänomene herantreten und sie im Lichte dieser Begriffe bzw. Theorien allererst als wissenschaftlich relevante Daten aufschließen. In der Erstellung »theoriegeladener« Erklärungshypothesen, die nicht mit bloß deskriptiven »Symptomverallgemeinerungen« zu verwechseln sind¹⁰, sondern die es wagen, eine Realität hinter den sog. »Beobachtungsdaten« zu unterstellen, sieht der »kritische Rationalismus« den charakteristischen Zug der klassischen Theoriebildung der mathematischen Physik der Neuzeit. Kurz: der »kritische Rationalismus« sieht das Fundament der Wissenschaft nicht primär in den Erfahrungsdaten und der Logik, sondern in der kreativen Theoriebildung, in deren Kontext Logik und Daten allererst relevant werden – relevant etwa im Sinne einer Theoriebildung der Physik oder der Linguistik. Mit dieser Position, wie sie z. B. von K. R. Popper und seiner Schule vertreten wird, verträgt sich nicht nur die Berufung auf die kopernikanische Wendung Kants, sondern darüber

⁹ Vgl. Stegmüller 1969, S. 466 f.

¹⁰ Vgl. Toulmin 1961 (1968).

hinaus sogar die Anerkennung der »heuristischen«, »explikativen« und »wissenschaftskritischen« Funktion einer rationalistischen Metaphysik im vorkantischen Stil¹¹. Diese Metaphysik wird sozusagen als unerläßlicher Hintergrund in den strategisch-methodologischen Horizont der Wissenschaft eingehen, – einer Wissenschaft, deren Theoriebildungen allerdings empirisch überprüfbar, d. h. – wie immer indirekt – falsifizierbar sein müssen.

3. Der »kritische Rationalismus« hat nun aber als Wissenschaftslogik mit dem »Logischen Empirismus« – und man könnte ergänzen: mit der szientistisch orientierten Philosophie der Neuzeit vor Hegel – eine wesentliche Voraussetzung gemeinsam: die – für alle Naturwissenschaft tatsächlich unverzichtbare¹² – Voraussetzung der strikten Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis. D. h.: beide Typen der Wissenschaftslogik sehen es nicht als notwendig an, dem Umstand prinzipiell Rechnung zu tragen, daß in den Sozialwissenschaften qua Geisteswissenschaften das Objekt der Erkenntnis selbst im Prinzip ein virtuelles Subjekt der Wissenschaft ist, genauer: ein Kosubjekt des Wissenschaftlers, das ihn nicht nur als Thema der Beobachtung, Deskription und Verhaltens-»Erklärung«, sondern auch und sogar primär als Kommunikationspartner, und damit als Thema des »Verstehens« von Sinn-Intentionen, interessiert. Tatsächlich ist ja der Abbruch der Kommunikation mit der Natur, d. h. der Verzicht auf das »Verstehen« von Sinn-Intentionen die Voraussetzung der neuzeitlichen Naturwissenschaft als kausal *erklärender* Wissenschaft gewesen¹³. Die Frage, die seit Hegel und insbesondere seit Dilthey einen Teil zumindest der deutschen Philosophie bewegt, ist aber die, ob nicht mit der Thematisierung des Menschen bzw. der Gesellschaft und ihrer Geschichte eine prinzipiell neue Problemsituation im Sinne der Wissenschaftstheorie entsteht. Wird diese Frage positiv beantwortet und die Gesellschaft als primär zu »verstehendes« Subjekt-Objekt der Wissenschaft behandelt, so spreche ich von der »hermeneutisch-dialektischen« Position der Wissenschaftstheorie.

¹¹ Vgl. Schäfer (1970) über Popper.

¹² Wenn in der Mikrophysik Aussagen über den Ort bzw. den Impuls eines Elementarteilchens nicht ohne Bezugnahme auf den Beobachter formuliert werden können, so liegt 1. keine Vermittlung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis im Sinne des sich identifizierenden »Verstehens« vor, und 2. läßt sich die Trennung von Subjekt und Objekt der Erkenntnis auf der Ebene der statistischen Aussagen über das Verhalten einer Menge von Teilchen wieder herstellen.

¹³ Vgl. Apel 1955, S. 144 ff.

Um auch diese Grundposition als Bezugssystem an die moderne Linguistik herantragen zu können, möchte ich zwei ihrer Grundpostulate in moderner Form rekonstruieren. (Die im folgenden herangezogene Version der hermeneutisch-dialektischen Position ist selbst erst durch die quasi-linguistische («sprachanalytische») Methode der Philosophie unseres Jahrhunderts möglich geworden. Sie trägt der historisch-kritischen Funktion einer hermeneutisch-dialektischen Wissenschaftstheorie nicht in vollem Sinne Rechnung, sondern konzentriert sich auf den formalen (wertneutralen) Grenzfall der Regel-Analyse. Eben dadurch wird sie aber für die Linguistik wissenschaftstheoretisch relevant):

1. Vom späten Wittgenstein bzw. von der Wittgenstein-Interpretation P. Winch¹⁴ ausgehend, kann man m. E. sagen: Die entscheidende Frage, die der Sozialwissenschaftler, im Gegensatz zum Naturwissenschaftler, stellen und beantworten muß, ist die: Werden die Regeln, die der Wissenschaftler allein schon zur »Beschreibung« der sog. »Daten« an das Verhalten menschlicher Objekte der Wissenschaft herantragen muß, von diesen Objekten qua Subjekten des Verhaltens selbst befolgt? Welches sind z. B. die Kriterien, aufgrund derer ich wissen kann, daß ein Mensch, dessen Verhalten ich »beobachte«, liest, Radio hört, Schach spielt, den Lichtschalter bedient usw.? Wie kann ein Linguist wissen, daß ein sog. »native speaker« tatsächlich spricht und daß er dabei bestimmte Regeln befolgt? – Die Antwort auf derartige Fragen kann nur durch eine – wie immer indirekte und reflektierte – Sprachspiel-Kommunikation mit dem »Objekt« – u. d. h. eben durch eine Methode des »Verstehens« – gewonnen werden. Die in den Sozialwissenschaften anzuwendenden Begriffe müssen demnach prinzipiell¹⁵ von den Objekten qua virtuellen Subjekten der Wissenschaft zum Selbstverständnis gebraucht werden können. Hierin liegt m. E. der Grundansatz einer modernen Begründung der »Hermeneutik« bzw. der »Subjekt-Objekt-Dialektik«.

¹⁴ Winch 1958 (1966); vgl. Apel 1965 und 1972 b.

¹⁵ Es ist nicht erforderlich, daß die Begriffe der Sozialwissenschaften actualiter von beliebigen Angehörigen der beschriebenen Gesellschaft verstanden werden, und es ist auch nicht erforderlich, daß sie aufgrund der faktisch bestehenden Sprachspiel-Regeln einer objektivierten Gesellschaft überhaupt verstanden werden können. Vorausgesetzt ist gleichwohl – auch und gerade für eine ideologiekritisch distanzierende und transzendierende Beschreibung bzw. Quasi-Erklärung menschlich-gesellschaftlichen Verhaltens –, daß auch die Objekte dieser Beschreibung bzw. Erklärung prinzipiell die Möglichkeit haben, durch kritische Selbstreflexion ihr sprachliches Selbstverständnis zu transzendieren und Mitglied der Kommunikationsgemeinschaft zu werden, der die Sozialwissenschaftler angehören. – Vgl. meine Kritik an Winch in Apel 1965 und 1972 b.

2. Die zweite Grundforderung dieser Position als einer »transzendentalthermeneutischen« läßt sich folgendermaßen formulieren: Zur transzendentalen Begründung der Wissenschaften überhaupt (d. h. der Naturwissenschaften und der Sozialwissenschaften) muß auf den kritischen Diskurs einer unbegrenzten, idealen Kommunikationsgemeinschaft zurückgegangen werden. Nur mit Bezug auf den Konsens einer solchen Gemeinschaft läßt sich die Idee der wissenschaftlichen Wahrheit definieren¹⁶. Mit anderen Worten: Die subjektbezogene pragmatische Dimension der Sprache kann nicht, wie im »Szientismus« üblich, auf das Sprachverhalten als (beobachtbares) Objekt der empirischen Wissenschaft zurückgeführt werden, sie muß vielmehr – im Sinne des transzendentalen Pragmatismus von Ch. S. Peirce bzw. J. Royce – im Rahmen der »Interpretationsgemeinschaft« der Wissenschaftler thematisiert werden. Zu fordern ist – als modernes Äquivalent der »transzendentalen Einheit des Bewußtseins überhaupt« im Sinne Kants – die transzendente Einheit der Interpretation in der unbegrenzten Kommunikationsgemeinschaft der Wissenschaftler. Der hier zu postulierende Konsens einer idealen Kommunikationsgemeinschaft kann aber nun im Falle der Sozialwissenschaften nicht nur die Wissenschaftler betreffen; denn die Richtigkeit hermeneutischer Hypothesen kann ja eben nicht durch reine »Beobachtung« bestätigt oder falsifiziert werden, sondern nur dadurch, daß der Wissenschaftler seinen Beobachtungsstandpunkt zumindest partiell aufgibt zugunsten einer heuristisch reflektierten Teilnahme an dem zu verstehenden Sprachspiel¹⁷. Da nun diese Teilnahme letztlich dadurch ermöglicht wird, daß auch das Subjekt-Objekt der Sozialwissenschaften prinzipiell zur reflektierten Regelbefolgung (gewissermaßen zur »Metakommunikation«) befähigt ist, so muß die ideale Kommunikationsgemeinschaft, als Bedingung der Möglichkeit wissenschaftlicher Konsensbildung, im Falle der Sozialwissenschaften letzten Endes die Gesellschaft als Subjekt-Objekt der Wissenschaft einschließen. An dieser Stelle trifft sich die semiotische Transformation der Transzendentalphilosophie mit dem zuvor explizierten, nicht psychologischen Ansatz der Hermeneutik im Sinne einer transzendentalen Hermeneutik.

¹⁶ Vgl. Apel 1967, 1970 a und b, und 1972 a.

¹⁷ Als Grenzfall solcher Sprachspielteilnahme wären m. E. auch die »extrakommunikativen Betrachtungsweisen« des Sprach- und Kommunikationswissenschaftlers einzuordnen, die G. Ungeheuer (1967) beschrieben hat.

Versuchen wir nun, vor dem Hintergrund des soeben skizzierten Bezugssystems den wissenschaftstheoretischen Ort der Linguistik im Sinne Chomskys zu bestimmen:

Relativ leicht fällt hier die Entscheidung zwischen dem »logischen Empirismus« und dem »kritischen Rationalismus«. Die wissenschaftstheoretischen Arbeiten Chomskys, von der Kritik an Skinners Behaviorismus (1959) über »Current Issues« (1964) bis zu »Cartesian Linguistics« (1966) und »Language and Mind« (1968), bilden ein einziges Plädoyer für die starke Theoriebildung im Sinne des »kritischen Rationalismus« und gegen alle »discovery procedures« der sog. »modernen Linguistik«¹⁸, die sich als induktivistisch und unmittelbar beobachtungsbezogen im Sinne des Logischen Empirismus verstehen. Chomskys zentrale Unterscheidung zwischen der Sprach-»Kompetenz« als dem eigentlichen Thema der Sprachwissenschaft und der in einem Corpus von Sprach-Äußerungen gegebenen »Performanz« bedeutet zugleich die methodologische Entscheidung für eine (generative) Theoriebildung (im Sinne der Mathematik rekursiver Funktionen), die alle Beobachtungsdaten prinzipiell transzendiert und nur sehr indirekt anhand der Erfahrung überprüft werden kann¹⁹. Zuvor schon hatte Chomsky, in Auseinandersetzung mit Carnap bzw. Bar-Hillel²⁰ – ähnlich wie später J. Katz²¹ – auch den Nutzen der »logischen Syntax« und »Semantik« für die Linguistik als gering bezeichnet. Im Gegensatz zum Logischen Empirismus, der durch mathematische Formalisierung der Wissenschaftssprache die Eindeutigkeit und Widerspruchsfreiheit jeder beliebigen Theoriebildung sicherstellen und damit zugleich ein Paradigma der idealen Sprache als Vergleichsmaßstab für

¹⁸ Als Paradigma der empiristischen, corpus-orientierten Bemühungen der Bloomfield-Schule um die Lösung des Problems der »discovery procedures« sieht Chomsky das Werk seines Lehrers, Zellig Harris (insbesondere die »Methods in Structural Linguistics« von 1957), an. Er selbst hat diesen Ansatz vor der Veröffentlichung seiner »Syntactic Structures« (1957) zu präzisieren versucht und kam dabei zu der Überzeugung, daß ein prinzipieller Unterschied zwischen Sätzen, die durch eine Grammatik erzeugt werden können, und einer Stichprobe (sample) von Äußerungen besteht. Daraus entwickelte sich in seinen späteren Schriften die Unterscheidung von »Kompetenz« und »Performanz«. Vgl. hierzu Lyons 1970, p. 34, 38 ff.

¹⁹ Charakteristisch ist die folgende Verteidigung der »rationalistischen« Hypothese von den »angeborenen Ideen« gegen den Empiristen N. Goodman: »In der Linguistik wie in jeder anderen Disziplin kann man nur auf solch indirekte Weise ... Beweismaterial für nicht-triviale Hypothesen zu finden hoffen. Direkte experimentelle Tests, wie sie Goodman vorschweben, sind schwerlich möglich, ...« (Chomsky 1968 (1970), S. 137).

²⁰ Vgl. Chomsky 1955 über Bar-Hillel 1954.

²¹ Vgl. Katz 1966, S. 24 ff.

die Sprach-Wissenschaft bereitstellen möchte, erhebt Chomskys Mathematisierung der Grammatik den Anspruch, unmittelbar aus der linguistischen Theoriebildung selbst hervorzugehen – ähnlich wie Newtons Mathematisierung der Physik aus der Gravitationstheorie. Die »Formations«- und »Transformations«-Regeln seiner mathematisierten Grammatik beruhen in der Tat nicht auf bloßer Konvention – wie die entsprechenden Regeln in Carnaps Sprachkonstruktion –; sie entsprechen vielmehr dem spekulativ-theoretischen Ansatz der generativen Grammatik, demzufolge unter der Voraussetzung der »Formationsregeln« (und des Lexikons) zunächst die »Tiefenstruktur«, mit Hilfe der »Transformationsregeln« sodann die »Oberflächenstruktur« aller Sätze einer Sprache sich soll erzeugen lassen. Hier orientiert sich Chomsky – ähnlich wie der späte Popper – an der Theoriebildung des 17. Jahrhunderts als der paradigmatischen Begründung neuzeitlicher Wissenschaft. In seiner provozierenden Anknüpfung an die rationalistische Philosophie der Barockzeit (z. B. an Descartes' Konzeption der »res cogitans«, an die Lehre von den angeborenen Ideen und in diesem Zusammenhang an Leibnizens platonistische Voraussetzung einer apriorischen Ordnung »einfacher Ideen« als kombinierbarer Merkmale »universaler Semantik«²²) scheint Chomsky sogar in der Rehabilitierung der Metaphysik noch sehr viel weiter zu gehen als etwa die Popperschule. Freilich darf diese traditionsfreundliche Einstellung in ihrem systematischen Stellenwert nicht überschätzt werden. Die für Chomsky selbstverständliche Voraussetzung seiner Anknüpfung an den traditionellen Rationalismus ist immer die, daß solche Lehren über die apriorischen Voraussetzungen der Erkenntnis nicht etwa selbst a priori wahr sind; sie sollen vielmehr als substantieller Gehalt in die empirisch überprüfbaren Hypothesen einer modernen Linguistik eingehen, die sich als Theorie der Sprachfähigkeit bzw. des Spracherwerbs in die Psychologie integriert. Chomsky transformiert also die erkenntnistheoretische Position des Apriorismus bzw. Rationalismus in die empirisch-psychologische Hypothese vom angeborenen Mechanismus bzw. Schema des Spracherwerbs²³. Auf diese Weise möchte er letzten

²² Vgl. Chomsky 1968 (70), Kap. I

²³ Trotzdem lehnt Chomsky die von G. Harman nahegelegte Bezeichnung »resourceful empiricism« ab, da sie neutral sei gegenüber der folgenden Alternative: »The issue that concerns me is whether there are »ideas and principles of various kinds that determine the form of the acquired knowledge in what may be a rather restricted and highly organised way« or alternatively, whether »the structure of the acquisition device is limited to certain elementary peripheral processing mechanisms... and

Endes mit Descartes' *res cogitans* dasselbe tun, was Newton mit Descartes' *res extensa* gelungen ist: Er möchte, wie er in »Language and Mind« deutlich macht²⁴, die im 17. und 18. Jahrhundert versäumte Möglichkeit einer der Newtonschen Physik analogen und zu ihr komplementären Theorie des Geistes einlösen.

Dieses Programm einer szientifischen Erneuerung des traditionellen philosophischen Rationalismus wirft allerdings ganz merkwürdige philosophische Probleme auf: Sollte es tatsächlich möglich sein, alle apriorischen Voraussetzungen der Erkenntnis im Sinne der traditionellen Erkenntnistheorie zum Gegenstand empirisch überprüfbarer, einzelwissenschaftlicher Hypothesenbildung zu machen: z. B. die von Leibniz vorausgesetzte apriorische Ordnung kombinierbarer Ideen zum Gegenstand einer empirischen Hypothese über das Merkmalsinventar einer universalen, linguistischen Semantik²⁵, oder die von Descartes über Kant und den deutschen Idealismus bis zu W. v. Humboldt reichende Voraussetzung der spontanen Kreativität des menschlichen Geistes zum Gegenstand einer linguistischen oder psychologischen Hypothese über einen zugleich restriktiven und generativen Instinktmechanismus? In »Language und Mind« scheint dies die eigentliche Intention Chomskys zu sein. (Sie suggeriert die Vorstellung einer sich selbst durch einzelwissenschaftliche Hypothesenbildung hindurch empirisch überprüfenden Metaphysik, wie sie im 19. Jahrhundert zum Beispiel von Peirce projiziert wurde, dem Chomsky auch in der abduktiven Logik des Ratens bzw. der instinktgestützten Hypothesenbildung folgen möchte²⁶.)

Wirklich paradox wird diese Problemsituation indessen, wenn man

certain analytical data-processing mechanisms or inductive principles.« (Chomsky 1969, p. 90, mit Bezug der Selbstzitate auf Chomsky 1965, pp. 47 f.). – Auch mit dieser Argumentationsweise, welche den spekulativen Geist des Apriorismus in den Rahmen einer empirisch überprüfaren Theoriebildung heuristisch einbringt, scheint mir Chomsky den methodologischen Grundsätzen des kritischen Rationalismus zu entsprechen.

²⁴ Chomsky 1968 (1970), 1. Kapitel.

²⁵ Wie insbesondere Bierwisch (1966, S. 96 ff.) zeigt, kann die Hypothese über das universale Inventar semantischer Merkmale in Analogie zu der von Roman Jakobson entwickelten Hypothese über das universale Grundinventar phonologischer Merkmale entwickelt werden. Wir hätten es dann mit einer empirisch-anthropologischen Erklärung der apriorischen Bedingungen der Möglichkeit der für den Menschen überhaupt möglichen Sinnkonstitution (vgl. Husserl!) zu tun, – mit einer Theoriebildung, die größte Ähnlichkeit mit den zuvor von J. v. Uexküll und K. Lorenz entworfenen biologisch-ethologischen Hypothesen über das menschliche Instinktapriori zeigt. Vgl. hierzu auch Chomsky 1970 (1968), S. 155.

²⁶ Vgl. Chomsky 1968 (1970), S. 148 ff.; 1969, p. 64.

bedenkt, daß Chomsky das Programm der Transzendentalphilosophie Kants wenigstens partiell in das einer empirisch überprüfbaren Erkenntnistheorie zu überführen scheint²⁷. Wir hätten es dann bei dieser linguistisch-psychologischen Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit mit einer empirischen Wissenschaft zu tun, die (zugleich) ihre eigenen Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit zum Gegenstand hat. Dies würde in der Tat zu M. Bierwischs Postulat einer linguistischen Begründung der Logik passen, das sich seinerseits auf den Anspruch von Katz beruft, die Frage nach dem Unterschied der analytischen und synthetischen Urteile (in positiver Anknüpfung an Kant) linguistisch auflösen zu können²⁸. Wie aber soll sich eine empirisch überprüfbare Theoriebildung denken lassen, die zu diesem Zweck nicht Voraussetzungen – zumindest solche im Sinne der Logik – machen muß, die selbst nicht empirisch in Frage gestellt werden können?

Chomsky hat in einer Diskussion mit Stuart Hampshire²⁹ angedeutet, wie er sich die Lösung solcher Fragen vorstellt: Aus dem Umstand, daß Wissenschaftler in der Lage sind, eine Sprache auszudenken, die nicht an die Struktur der von Chomsky unterstellten formalen Universalien (z. B. die Strukturabhängigkeit der Transformationsregeln) gebunden ist, schließt er, »that there are faculties beyond the language faculty«. Er geht jedoch davon aus, daß man diese Geistesvermögen analog zu dem von ihm unterstellten Sprachvermögen auffassen und studieren sollte. Man würde dann, wie er vermutet, zu dem Ergebnis gelangen, daß auch diese Vermögen sich als empirisch begrenzt erweisen würden. Mit dieser Antwort, die im Sinne des von uns charakterisierten wissenschaftstheoretischen Ansatzes konsequent ist, verschärft Chomsky aber lediglich die Paradoxie des transzendentalen Aspektes. Denn er unterstellt ja, daß wir auch diese empirisch-universalen Grenzen entdecken und somit als überschreitbar erweisen würden. Das hier sich stellende Problem einer dialektischen Transzendentalphilosophie im Sinne Hegels kann schwerlich durch den Hinweis darauf aufgelöst werden, daß wir in der Lage sind, to »tell what a frog's limitations

²⁷ Vgl. Chomsky 1968 (1970), S. 155 ff. Chomsky beruft sich hier auf Peirce und K. Lorenz, die tatsächlich eine Erneuerung der Kantischen Position für sich in Anspruch nahmen. Zu Peirces Vermittlung des normativen Anspruchs einer transzendentalen Logik der Forschung mit dem Konzept einer empirischen (abduktiv-induktiven) Metaphysik der Instinktevolution vgl. den 2. Teil meiner Peirce-Monographie in Apel (Hrsg.) 1970 b, S. 7–211.

²⁸ Vgl. Bierwisch 1966, S. 144 ff.

²⁹ Vgl. Chomsky 1968.

are, and some more complicated organism than us might be able to tell what our limitations are«. Denn wir sind es ja, die im Vollzuge der Methode Chomskys unsere eigenen empirisch-universalen Begrenzungen sowohl entdecken wie auch überschreiten. In dieser Problemsituation bieten sich, wie es scheint, nur zwei philosophisch relevante Lösungsmöglichkeiten an. Entweder man leugnet die transzendentalphilosophische Relevanz der möglichen Entdeckungen Chomskys, was unplausiblerweise implizieren würde, daß die Basis des menschlichen Sprachvermögens nichts mit der Basis des (logischen) Argumentationsvermögens zu tun hat; oder man adoptiert eine dialektische Auffassung der transzendentalen Voraussetzungen menschlichen Denkens und Erkennens. Ihr zufolge wären die »angeborenen Formen der Erfahrung« solange zugleich transzendente Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung wie sie allenfalls als solche philosophisch postuliert, nicht aber zum Gegenstand einer empirisch überprüfbaren Hypothesenbildung gemacht werden können. Gelingt aber dies letztere, so hätte gewissermaßen der schöpferische Geist sich geschichtlich transzendiert und zum bloß empirisch relevanten Faktum distanziert – ähnlich wie schon in der biologischen Evolution die – im Sinne des Entropiegesetzes – unwahrscheinliche Entwicklung spontaner Kreativität die Auspezialisierungen des organischen Lebens hinter sich läßt.

Daß sich aus der Grundlagenproblematik der Chomsky-Linguistik die soeben angedeuteten fundamentalphilosophischen Fragestellungen ergeben, darf nicht verwundern. Soll der Wissenschaftler die menschliche Sprachfähigkeit in angemessener Weise thematisieren – was, wie Chomsky erkannt hat, durch eine empirische Theorie der »habit«-Formation nicht gelingen kann – so steht er, wissenschaftstheoretisch gesehen, in der Tat vor einer prinzipiell andersartigen Aufgabe als Newton bei seiner Begründung der Physik: er behält die subjektiven (transzendentalen) Voraussetzungen der eigenen Erkenntnis nicht im Rücken, sondern muß sie in gewisser Weise als Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis von sich bringen. – Schon an dieser Stelle wird es problematisch, ob eine so anspruchsvolle Linguistik wie die Chomskys sich selbst restlos nach dem Muster einer nach Gesetzen erklärenden Theorie im Sinne der Naturwissenschaft verstehen kann. Sollte sie nicht – zumindest auch – den Charakter einer die menschliche Regelkompetenz normativ rekonstruierenden Theorie besitzen? – Die generative Linguistik würde dann – insofern sie normative Rekonstruktion ist – nicht aus der Analogie zu einer empirisch über-

prüfbarer Theorie, z. B. Newtons Physik, sondern aus der Analogie zur konstruktiven (operationalen) Logik und Mathematik zu verstehen sein⁸⁰, deren Überprüfungsinstanz im Dialog der kompetent Argumentierenden liegt. Da sie aber andererseits – in weit stärkerem Maße als die Logik und Mathematik – als Re-Konstruktion einer faktischen – im Sinne der empirischen Vielfalt der Sprachsysteme differenzier-ten – Regelkompetenz aufgefaßt werden muß, so würde sie insofern aus der Analogie der hermeneutischen Wissenschaften zu verstehen sein, die immer zugleich mögliche Sinn-Relationen konstruieren und empirisch vorliegende Sprachdokumente re-konstruieren müssen. Eine dergestalt re-konstruktive Wissenschaft muß in der Regelkompetenz der »idealen Sprecher-Hörer« (Chomsky) letztlich die eigene Regel-Kompetenz rekonstruieren und könnte insofern nicht, wie eine beobachtungsbezogene Theorie, die – von der empiristischen und rationalistischen »logic of science« vorgeschriebene – Subjekt-Objekt-Trennung aufrechterhalten. Das würde m. E. nicht ausschließen, daß sie die anthropologischen Naturbedingungen der unbewußten Grammatik-Konstruktion zum Gegenstand einer explanativen Theoriebildung macht. Die im Sinne der theoretischen Voraussetzungen – z. B. der »Initialrestriktionen« der möglichen unbewußten Konstruktionen – erfolgte Re-Konstruktion der menschlichen Grammatik-Kompetenz muß freilich, wenn sie zur »Oberfläche« vordringt, als Rekonstruktion einer Norm-Kompetenz eine hermeneutisch vermittelte Bestätigung erlauben. Darin läge gewissermaßen die »Aufhebung« des 2. in den 3. Idealtypus der Wissenschaftstheorie.

Wenden wir uns jedoch – nach diesem spekulativen Vorblick – zunächst konkreteren Problemen der linguistischen Methodologie zu, um an ihnen die Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Ort der generativen Transformationsgrammatik weiter zu klären: Hier scheint zunächst wiederum kein Zweifel darüber möglich, daß Chomsky wesentlich dazu beigetragen hat, die zum Teil dogmatische Voreingenommenheit gerade der amerikanischen Sozialwissenschaften, und in ihrem Zusammenhang der strukturalistischen Linguistik, für eine empiristisch verstandene Theoriebildung durch paradigmatische Argumentationen zu durchbrechen. Und auch hier scheint das Fazit seiner Argumente zunächst auf eine Unterstützung des »kritischen Rationalismus« hinauszulaufen.

⁸⁰ Ich denke hier in erster Linie an die »konstruktive« bzw. »operationale« Begründung der Logik und Mathematik durch Paul Lorenzen.

So hat z. B. Chomskys Kritik an Skinners »Verbal Behavior«³¹ ein Modellbeispiel für die Infragestellung des sozialwissenschaftlichen Behaviorismus überhaupt geliefert: Sie hat gezeigt, daß ein anthropologisches (bzw. gesellschaftliches) Grundphänomen wie die grammatische Sprachkompetenz, d. h. die Fähigkeit jedes Menschen, prinzipiell unbegrenzt viele nie gehörte Sätze zu produzieren bzw. zu verstehen, – daß ein solches Phänomen überhaupt nicht bemerkt, geschweige denn erklärt, werden kann, wenn der Sozialwissenschaftler lediglich so schwache theoretische Voraussetzungen wie die Begriffe »Stimulus«, »Response« und »Stimulus-Verstärkung« (»Reinforcement«) an die sog. Daten heranträgt³². (In diesem Zusammenhang wendet sich Chomsky insbesondere gegen die kaum noch kontrollierbare, metaphorische Ausweitung der behavioristischen Grundbegriffe bei Skinner. Werden diese genau definiert und im Sinne dieser Definition angewandt, so kann der Zusammenhang zwischen beobachtbaren Reizen und sprachlichen Reaktionen lediglich ein statistischer sein, und dementsprechend könnten auch Grammatik und grammatische Regeln nur im Sinne statistischer Häufigkeitsverteilungen interpretiert werden.)

In diesem Sinne hat nun aber nach Chomsky auch die strukturalistische Linguistik der amerikanischen Bloomfieldschule (bis hin zu seinem Lehrer Z. Harris) durch ihre taxonomischen und distributionalistischen Methoden der Analyse eines gegebenen Corpus von Sprachäußerungen die Regeln der Sprachverwendung zu beschreiben versucht; d. h. sie hat diese Regeln als induktiv (aufgrund von Assoziation) erworbene »habits« aufgefaßt, die vom Linguisten selbst wieder durch taxonomisch und statistisch explizit gemachte Induktionsmethoden zu beschreiben sind. In diesem Versuch empiristischer Linguistik sieht Chomsky, wie er immer wieder betont, das bislang best ausgearbeitete und daher kontrollierbarste Beispiel einer induktionistisch-empiristisch verstandenen Theoriebildung überhaupt³³; und da er diesen Versuch – gewissermaßen ein methodologisches experimentum crucis – für gescheitert ansieht, so ist für ihn damit die Unzulänglichkeit der empiristischen Methodologie überhaupt erwiesen³⁴.

³¹ Vgl. Chomsky 1959.

³² Vgl. Chomsky 1969, p. 61: »One cannot hope to study learning or perception in any useful way by adhering to methodological strictures that limit the conceptual apparatus so narrowly as to disallow the concept ›what is perceived‹ and the concept ›what is learned‹.«

³³ Vgl. Chomsky 1969, p. 93, n. 14 (gegen Harmann).

³⁴ Vgl. oben Anm. 18.

Es spricht für die Durchschlagskraft der Chomskyschen Argumentation, daß der Carnapsschüler Y. Bar-Hillel³⁵ und der Linguist H. Schnelle³⁶ sich Chomsky in der Beurteilung der taxonomischen Linguistik anschließen, obwohl sie damit weiterhin auf dem Boden des Logischen Empirismus zu stehen glauben³⁷. Eine solche Ausweitung des Begriffs »Logischer Empirismus« wird durch die bereits erwähnte Wendung des späten Carnap zum Primat der »theoretischen Begriffe« historisch verständlich, trägt aber m. E. nicht zur philosophiehistorischen Klärung der wissenschaftstheoretischen Prinzipienfragen bei. Mir scheint jedenfalls der folgende Punkt keinem Zweifel zu unterliegen: Die Anerkennung des Prinzips, daß sog. empirische Daten erst im Lichte von Theorien überhaupt als wissenschaftlich relevant erkannt werden können (worin – wie Schnelle richtig sieht³⁸ – schon die wissenschaftstheoretische Pointe der Begründung der Phonologie durch die Prager Schule lag), bedeutet wissenschaftstheoretisch den Übergang vom »Logischen Empirismus« zum »kritischen Rationalismus« in dem zuvor charakterisierten Sinn³⁹. (Dementsprechend scheint mir auch der Übergang von einer corpusabhängigen zu einer theoriegeleiteten Linguistik, die ihre weit über jedes finite Corpus von Daten hinausreichenden Hypothesen durch die Methode der Beispiele und Gegenbeispiele überprüft, ziemlich genau den Übergang vom Induktivismus zum Falsifikationismus im Sinne Poppers zu illustrieren⁴⁰.)

Wie verhält sich indessen Chomskys methodologisches Selbstverständnis zu dem dritten von uns ins Auge gefaßten Ideal-Typus moderner Wissenschaftstheorie, der in der wissenschaftlichen Thematisierung der Menschen durch den Menschen eine prinzipiell neue Problemsituation hinsichtlich der Subjekt-Objekt-Relation der Erkenntnis unterstellt? – Wir haben im vorigen bereits erwähnt, daß die quasi-transzendentalphilosophischen, nämlich erkenntnistheoretischen und eventuell metalogischen, Ansprüche einer Theorie des schöpferischen Geistes nur schwer mit dem Konzept einer empirisch überprüfbaren, explanativen Theorie nach dem Muster der Naturwissenschaft zu vereinbaren sind. Doch könnte diese Schwierigkeit vielleicht durch Einschränkung der

³⁵ Vgl. Bar Hillel 1970, pp. 160, 164, 178, 180.

³⁶ Vgl. Schnelle 1970.

³⁷ Vgl. Bar-Hillel 1970, passim, Schnelle 1970, S. 51.

³⁸ Schnelle 1970, S. 58 f.

³⁹ Vgl. auch Chomskys Berufung auf Popper in Chomsky 1964, S. 98 f.

⁴⁰ So auch Schnelle 1970, S. 63 ff. – Hält er Popper entgegen seinem Selbstverständnis für einen logischen Empiristen?

philosophischen Ansprüche behoben werden⁴¹. Anders steht es mit dem unverzichtbaren Anspruch der von Chomsky begründeten Linguistik, die in der Sprachkompetenz liegenden Teil-Bedingungen des Sprachverhaltens, d. h. der Produktion und des Verstehens von Sprachäußerungen, zu thematisieren. Man sollte annehmen, daß an dieser Stelle der sozialwissenschaftliche Charakter der Linguistik sich insofern bemerkbar machen muß, als die Frage nach der Regelbefolgung durch die menschlichen Subjekt-Objekte der Linguistik aktuell wird. Zumal bei der Frage nach der empirischen Überprüfung der Regel-Hypothesen der Transformationsgrammatik müßte die, von Winch für alle Sozialwissenschaften postulierte, Bedingung der prinzipiell möglichen Teilnahme von Subjekt und Objekt der Wissenschaft an einem gemeinsamen »Sprachspiel« in irgendeiner Form relevant werden.

Dies scheint mir auch tatsächlich der Fall zu sein. Freilich muß man sich über den komplexen Sonderstatus der Linguistik zwischen den erklärenden und den verstehenden Wissenschaften Klarheit verschaffen, bevor man mit falschen Erwartungen an Chomskys Methodologie herangeht. Es geht ja in der Linguistik qua Wissenschaft von der Sprach-Kompetenz des Menschen – der Sprachkompetenz überhaupt und der Sprachkompetenz im Sinne besonderer Sprachen – nicht um das ad hoc-»Verstehen« einzelner Sprachäußerungen, etwa um Textinterpretation im Sinne der Literaturwissenschaft: es geht auch nicht um das Verständnis der individuellen Sprecherstrategien, wie sie in der Tradition der »artes sermonicales« von der Rhetorik gelehrt wurden. Es geht vielmehr um »Beschreibung« und – nach Chomsky – vor allem um »Erklärung« wesentlicher Teil-Bedingungen solchen »Verstehens«: nämlich der beim Verstehen wie beim Sprechen bzw. Schreiben großenteils unbewußt befolgten Regeln einer im Sozialisierungsprozeß internalisierten Grammatik. Es geht nach Chomsky weiterhin auch um die »Erklärung« von Teil-Bedingungen der

⁴¹ Das würde freilich bedeuten, daß die von Bierwisch vertretenen Ansprüche einer linguistischen Begründung der Logik aufgegeben werden müssen; denn die Logik kann gewiß nicht durch eine explanative, empirisch überprüfbare Theorie – welche notwendigerweise die Logik voraussetzt – begründet werden. – Chomskys Argumentation gegen Putnams These, daß die Sprach-Universalien – z. B. die »Phrasenstruktur« der »Basis« als »einfachster Algorithmus für jedes mögliche Computing-System« – nichts Erstaunliches, sondern eher denknotwendig seien, zeigt, daß er in erster Linie Wert darauf legt, eine empirisch relevante Hypothese über die Ursachen der menschlichen Sprachfähigkeit und damit über Struktur aller Sprachen zu vertreten. Vgl. Chomsky 1969, S. 78 ff.; vgl. ebda. S. 62 und S. 85.

Internalisierung selbst qua Spracherwerb. Was in diesem Zusammenhang durch die Hypothese von den angeborenen Dispositionen erklärt werden soll (z. B. die Möglichkeit einer relevanten Grammatik-Konstruktion durch das Kind aufgrund der Annahme einer »Initialrestriktion« und die Möglichkeit der sukzessiven Selektion der optimalen Konstruktion durch eine »Bewertungsfunktion«), ist selbst für das unbewußte Befolgen der grammatischen Regeln (einschließlich der Transformationsregeln) schon als anthropologische *conditio sine qua non* vorausgesetzt. Die Annahme der unbewußten Regelbefolgung soll dann ihrerseits das kreative Produzieren und Verstehen wohlgeformter und sinnvoller Sätze erklären. Von Erklärung läßt sich auch hier reden, insofern als theoretisch begründete Voraussagen über die Struktur aller grammatisch richtig gebildeten Sätze möglich werden.

Dennoch liegt in der unvermeidlichen Annahme der Auswahl und Befolgung der hypothetisch unterstellten Regeln durch die Menschen als Sprecher und Versther ein wissenschaftstheoretisches Problem, das nicht im Sinne der »Logic of Science« aufgelöst werden kann. Die Regeln der Grammatik, wie unbewußt auch immer die Menschen sie befolgen mögen, werden auf keinen Fall so befolgt wie etwa die Gesetze der Gravitation von fallenden Steinen oder von Himmelskörpern.

Bei Steinen oder Himmelskörpern hat es im Grunde gar keinen Sinn, von einer Regelbefolgung zu sprechen, da hier von einer Nichtbefolgung (d. h. einer Durchbrechung) der Regeln ebensowenig die Rede sein kann wie von einer falschen Befolgung. Statt dessen würde man in dem Falle, wo das Verhalten der Naturkörper nicht mit den unterstellten Verhaltensregeln oder Naturgesetzen übereinstimmt, diese Regeln selbst als falsch betrachten oder weitere Regeln für die Erklärung des abweichenden Verhaltens heranziehen, die mit den zuerst unterstellten einen konsistenten naturgesetzlichen Zusammenhang bilden müssen. So verfährt indessen der Linguist nach Chomsky nur dann, wenn er aufgrund der Kommunikation mit dem kompetenten Sprecher Grund zu der Annahme hat, daß seine Regelhypothese mit der vom Sprecher als Norm befolgten Regel nicht übereinstimmt. In anderen Fällen wird er dagegen – wiederum aufgrund einer Kommunikation mit dem kompetenten Sprecher – zu dem Schluß gelangen, daß der Sprecher die zurecht unterstellte Regel nicht oder nicht richtig befolgt hat oder befolgen konnte.

An dieser Stelle nun hat er wiederum zwei Möglichkeiten⁴² einer weiteren »Begründung« seines Befundes: er kann Naturgesetze zur Erklärung einer sprachlichen Fehlleistung heranziehen oder er kann – aufgrund der mit dem Sprecher geteilten Sprachkompetenz – eine absichtliche, gerade aufgrund der unterstellten Regel selbst noch verständliche, Abweichung von der Regel konstatieren.

Die zuletzt angedeutete Möglichkeit führt auf eine weitere Perspektive des Vergleichs der naturwissenschaftlichen und der linguistischen Problem-Situation: Nicht nur ist Regel-Befolgung als quasi-objektives Verhalten prinzipiell von gesetzmäßig determiniertem (auch statistisch determiniertem) Verhalten zu unterscheiden: auch die Art der praktischen Anwendungen, die wir von der theoretischen Erkenntnis der Naturgesetze machen – selbst ein Fall verstehbarer Regelbefolgung – ist sehr verschieden von der – intuitiven oder linguistisch reflektierten – Anwendung unserer Kenntnis der grammatischen Regeln. Im ersteren Fall liegt die praktische Anwendung in der technischen Ausnutzung unserer Kenntnis unveränderlicher, d. h. von uns nicht zu durchbrechender Gesetze (nach dem Motto: *Natura non nisi parendo vincitur*). Im Falle der Sprachkompetenz jedoch liegt die praktische Anwendung in der von Chomsky selbst so genannten »rulegoverned« und »rulechanging creativity« unseres Sprach-Verhaltens: Wir können in der Tat die grammatischen Regeln als etwas behandeln, zu dem wir Stellung nehmen, das wir sorgfältig befolgen, das wir aber auch verändern, ja sogar bewußt verletzen können, wie das z. B. im ironischen, im poetisch-metaphorischen und im philosophisch-spekulativen Sprachgebrauch geschieht.

(Es könnte hier eingewendet werden, daß wir die von Chomsky als »Universalien« unterstellten Regeln nicht ändern können. Dazu wäre m. E. folgendes zu bemerken: Sofern es sich hier nur um die sog. »substantziellen« Universalien handelt (z. B. R. Jakobsons »distinktive Merkmale« der Phonologie und das analog konzipierte universale Repertoire »semantischer Merkmale«), insofern ist immer noch ein Spielraum der unbewußten »Auswahl« aus diesem Repertoire für die Erlernung einer bestimmten Sprache mitvorauszusetzen, und dementsprechend bleibt auch ein Spielraum der pragmatisch-kommunikativ

⁴² Ich sehe hier von der Möglichkeit einer dialektischen Vermittlung der »Erklärung« und des »tiefenhermeneutischen Verstehens« von sinnvollen Fehlleistungen, wie sie für die psychoanalytische Methode charakteristisch ist, einmal ab. – Vgl. dazu Apel 1965 und 1968 b.

bedingten geschichtlichen Regel-Veränderung bestehen. Sofern es sich aber um die sog. »formalen« Universalien handelt (z. B. um die »Transformationsregeln« überhaupt und den sog. »Transformationzyklus« der Phonologie insbesondere), insofern handelt es sich in der Tat um »Gesetze« im Sinne einer explanativen Theorie der »conditiones sine qua non« der menschlichen Sprachfähigkeit. Sogar in diesem Fall könnte es jedoch zweckmäßig sein, von »Quasi-Gesetzen« zu sprechen. Wenn es nämlich richtig ist, daß die »formalen Universalien« der menschlichen Sprache nicht denknötwendig sind (so Chomsky gegen Putnam⁴³) und wenn es, wie Chomsky vermutet⁴⁴, möglich ist, gerade aufgrund der Kenntnis der »formalen Universalien« solche Sprachen zu konstruieren, die nicht an sie gebunden sind und daher von Kindern nicht oder nur schwer zu erlernen sind, dann könnten wir sogar mit diesen Naturgesetzen der menschlichen Sprachfähigkeit etwas tun, was wir mit echten Naturgesetzen nicht tun können: wir könnten sie als »Regeln« (Quasi-Normen!), die abgeändert bzw. nicht befolgt werden, gewissermaßen vor uns bringen. Naturgesetze können wir durch Erkenntnis nicht in dieser Weise als Regeln vor uns bringen; denn wir müssen sie gerade dann als unveränderlich unterstellen, wenn wir technische Nutzenanwendungen aus ihrer Kenntnis ziehen.)

Auch hier zeigt sich also der schon angedeutete Funktions-Unterschied von grammatischen Regeln und Naturgesetzen. Weder die Naturkörper noch wir Menschen können zu Naturgesetzen ein Verhältnis der Befolgung oder Nicht-Befolgung gewinnen. Anders gesagt: Sowohl das Verhältnis der Naturkörper zu den Naturgesetzen wie unser technologisches Verhältnis zu den unverletzbaeren Naturgesetzen ist von unserem Verhältnis zu befolgbaren (oder nicht befolgbaren) Regeln scharf zu unterscheiden. (Insofern ist es völlig abwegig, Chomskys Rede von der unbewußten Kenntnis (»tacit knowledge«) der grammatischen Regeln dadurch ad absurdum führen zu wollen, daß man – wie N. Goodman⁴⁵ – die Regel-Kompetenz mit der Fähigkeit eines Steines, genau in Richtung auf den Mittelpunkt der Erde zu fallen, vergleicht. Irreführend ist aber auch der von G. Harmann in gleicher Absicht angezogene Vergleich der grammatischen Regel-Kompetenz mit der

⁴³ Vgl. Chomsky 1969.

⁴⁴ Vgl. Chomsky 1968; vgl. Anm. 41.

⁴⁵ Vgl. Goodman 1967, p. 105.

Fähigkeit des Radfahrens⁴⁶. Im Falle der Gravitation ist der Unterschied evident; aber auch im Falle des Radfahrens als einer leibhaften Geschicklichkeit ist zumindest das von Harmann reflektierte Verhältnis zur Mechanik nicht mit der grammatischen Regel-Kompetenz zu vergleichen. Den mechanischen Gesetzen gehorcht das Verhalten des Radfahrers auch dann, wenn er vom Rad fällt, während ein Sprecher, dem es nicht gelingt, einen Satz zu formulieren, oder der absichtlich einen irregulären Satz produziert, die Regeln der Grammatik nicht befolgt. Damit hängt der folgende Unterschied zusammen, der unmittelbar Chomskys Problem der »tacit knowledge« berührt: Von jedem kompetenten Sprecher wissen wir, daß er sein Können als korrekte Regelbefolgung bis zu einem gewissen Grad in Aussagen über den rechten bzw. falschen Sprachgebrauch bewußt machen kann; beim Radfahrer dagegen hat die Bewußtmachung der Gesetze der Mechanik unmittelbar nichts mit einer Bewußtmachung seines Könnens zu tun. Eine Bewußtmachung des Könnens erfolgt allenfalls in den Reflexionen eines Sportler-Trainers auf die Kunst des Radfahrens. Diese aber besteht in der technisch geschickten Ausnutzung der mechanischen Gesetze, nicht aber in der richtigen Befolgung von institutionalisierten Regeln. Angesichts der unbestreitbaren Fähigkeit jedes kompetenten Sprechers, seine Kompetenz in metasprachlichen Aussagen zu thematisieren, erscheint es daher verständlich, daß Chomsky Harmanns Vergleich für irrelevant erklärt und es auch ablehnt, sich in seiner Terminologie auf die Rylesche Disjunktion von »knowing how« und »knowing that« festlegen zu lassen.⁴⁷ Kurz: die Regeln der Grammatik, mögen sie auch von jedem Menschen aufgrund eines angeborenen instinkthaften Mechanismus aus einer Klasse möglicher Regelsysteme quasi-automatisch herausselektiert worden sein, sind doch zugleich als Bestandteil sozialer Normen, u. d. h. im Sinne eines Norm-Bewußtseins, internalisiert worden. (Wenn Chomsky betont, daß der Spracherwerb weder aufgrund von »Konditionierung« bedingter Reflexe im Sinne Skinners noch aufgrund einer »Abrichtung« im Sinne Wittgensteins erfolgen kann⁴⁸, so hat diese Bemerkung wissenschaftstheoretisch zwei Pointen: Einerseits richtet sie sich gegen die Zufälligkeit eines empiristisch gedachten Lernprozesses und betont dagegen den rationalen Systemcharakter der angeborenen Voraussetzungen des Spracherwerbs; andererseits richtet

⁴⁶ Vgl. Harmann 1967, p. 81; vgl. Harmann 1969.

⁴⁷ Chomsky 1969, p. 87.

⁴⁸ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 73.

sie sich gegen den reflextheoretischen Charakter der Konditionierungsvorstellung und versteht Spracherwerb eher im Sinne Platons und Leibniz' als einen maieutisch angeregten Prozeß der »Wiedererzeugung«⁴⁹ (und in einem gewissen Sinn der Wieder-Erinnerung) von Ideen qua Normen.)

Die methodologische Unentbehrlichkeit eines Norm-Bewußtseins bestätigt Chomsky durch die Einführung der Begriffe »Grammatikalität« und »Akzeptabilität«⁵⁰. Zwar handelt es sich erst bei der »Akzeptabilität« von »Äußerungen«⁵¹ um einen Begriff, der eine soziale Norm der Sprachverwendung (der »Performanz«) beschreibt, wobei zahlreiche über die grammatische »Kompetenz« hinausgehende pragmatische Bedingungen zu berücksichtigen sind. Nichtsdestoweniger ist die »Grammatikalität« von »Sätzen« eine wesentliche Teilbedingung der »Akzeptabilität«, die selbst schon vom »kompetenten Sprecher« im Sinne einer – gewissermaßen abstrakten – sozialen Norm muß reflektiert werden können. Denn diese Einsicht Wittgensteins scheint unumstößlich: »Einer allein und nur einmal« kann nicht einer Regel folgen. Man kann von Regelbefolgung nur sinnvoll reden aufgrund eines öffentlichen Sprachspiels, innerhalb dessen sie prinzipiell von jedem Teilnehmer aufgrund öffentlicher Kriterien kontrolliert werden kann. Will man daher die »unbewußt« (im Sinne des »tacit knowledge«) befolgten Regeln der Grammatik – womöglich sogar die nach Chomsky von jedem Kind befolgten universalen Regeln der Grammatikkonstruktion – überhaupt »Regeln« nennen, so müssen sie sich zumindest auch »von oben«, d. h. von den im Rahmen des Sprachspiels befolgten (oder nicht befolgten) Regeln her denken lassen. Und nur insofern können die von Chomsky als »tacit knowledge« unterstellten Regeln der Grammatik durch den »kompetenten Sprecher« überhaupt bestätigt werden.

Aus diesen Überlegungen scheint aber nun zu folgen, daß die Linguistik im Sinne Chomskys doch eher dem dritten als dem zweiten Typ der Wissenschaftstheorie entsprechen muß. Es kann sich – so scheint es nach dem Vorausgehenden – in der Linguistik nicht um eine bloß explanative Theorie handeln, die theoretische Begriffe, Konstrukte und Gesetzeshypothesen gewissermaßen von außen an ihren stummen Ge-

⁴⁹ Chomsky 1965 (70), S. 39 u. S. 73.

⁵⁰ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 23.

⁵¹ Über den Unterschied von systembedingten »Sätzen« und »Äußerungen« vgl. Bar-Hillel 1970, S. 364 ff.

genstand heranträgt und die Richtigkeit dieser theoretischen Ansätze durch gezielte Beobachtungen überprüft. Der sog. Gegenstand muß vielmehr bei der Bestätigung bzw. Falsifikation der Regelhypothesen in irgendeiner Form mit sprechen können.

Diese Vermutung wird nun durch Chomsky zum Teil bestätigt, zum Teil auch nicht. Entscheidend bestätigt wird sie m. E. durch die oft wiederholte These, daß die Intuition des kompetenten Sprechers eine letzte, nicht zu hintergehende Entscheidungsinstanz bei der empirischen Überprüfung der »Beschreibungsadäquatheit« der Sprachwissenschaft darstellt⁵². Diese These entspricht m. E. als prinzipielle Einsicht dem nichtnaturwissenschaftlichen Aspekt der Linguistik und kann daher auch nicht morgen oder übermorgen durch fortgeschrittenere Methoden der Beobachtung bzw. Messung außer Kraft gesetzt werden.⁵³ Sie darf freilich nicht so ausgelegt werden als ob das, was ein Sprecher über seine Sprache zu sagen weiß, ohne weiteres seine Sprachkenntnis im Sinne der Kompetenz repräsentieren und insofern maßgeblich sein könnte⁵⁴. (Diese Voraussetzung trifft ja in keiner Sozial- oder Geisteswissenschaft zu: Auch eine Dichterauslegung in der Literaturwissenschaft kann nicht durch Interviews mit dem Autor über seine sog. Intentionen ersetzt werden.) Die hermeneutische Kommunikation mit dem Menschen als dem in seinem Verhalten zu verstehenden Subjekt-Objekt der Wissenschaft muß insofern methodisch vermittelt sein, als sie nach Mitteln und Wegen suchen muß, den Text-Sinn oder den Verhaltens-Sinn (oder die befolgten Verhaltens-Regeln) gewissermaßen auf der Linie eines virtuellen idealen Selbstverständnisses der Menschen freizulegen⁵⁵. (Bei diesem zweifellos

⁵² Vgl. z. B. Chomsky 1964, S. 26; 1965 (70), S. 32 ff., bes. S. 35 und S. 43. (Hier schreibt Ch. sogar »dem Kind, das eine Sprache erlernt«, die »intuitive Kenntnis« der Sprachuniversalien zu.)

⁵³ In seiner Verteidigung gegen Henry Hiz scheint Chomsky zunächst eine derartige Möglichkeit zugeben zu wollen, fährt dann aber fort: »Obviously, any such procedure would first have to be tested against the introspective evidence. If one were to propose a test for, say grammaticalness, that fails to make the distinctions noted earlier in the proper way, one would have little faith in the procedure as a test for grammaticalness.« (Chomsky 1969, p. 81 f.)

⁵⁴ Vgl. Chomsky 1969, p. 82 f.

⁵⁵ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 36 ff., bes. S. 39. Nach dieser Erörterung ist allerdings nicht einzusehen, inwiefern die von Henry Hiz aufgeworfene Frage, wie man methodisch an die wirkliche Sprachkenntnis eines Sprechers bzw. Hörers herankommt, für Chomskys Bestimmung der Kompetenz zum Gegenstand der Linguistik irrelevant sein soll. Vgl. Chomsky 1969, p. 81 f.

schwierigen Geschäft⁵⁶ können durchaus quasi-naturalistisch erklärende Methoden eingesetzt werden, um ein falsches – z. B. ideologisches – Selbstverständnis zu »entlarven«. Aber gerade in dem Begriff der »Entlarvung« kommt zum Ausdruck, daß prinzipiell eine Kommunikation mit dem Subjekt-Objekt hergestellt werden muß; es dürfen in den Sozialwissenschaften, im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, keine Begriffe für eine Verhaltenserklärung benutzt werden, die prinzipiell nicht von den Menschen in ein vertieftes Selbstverständnis umgesetzt oder »aufgehoben« werden könnten.)

Genau an dieser Stelle zeigt sich aber nun die wissenschaftstheoretische Zweideutigkeit der Sprachtheorie Chomskys, wenn man ihren Anspruch der »Erklärungsadäquatheit« ins Auge faßt, auf dem zweifellos das spezifische Pathos Chomskys ruht. Auf der einen Seite betont Chomsky zwar, daß seine Bestätigungsinstanz der ideale Sprecher-Hörer im Sinne der grammatischen Kompetenz ist – darin könnte man eine Bestätigung meines Idealisierungspostulats im Sinne des dritten Typs der Wissenschaftstheorie sehen. Auf der anderen Seite bringt Chomsky aber wiederholt seine Überzeugung zum Ausdruck, daß der abstrakte Regel-Mechanismus, mit dessen Hilfe nicht nur die Erzeugung von Sätzen im Sinne einer bestimmten Grammatik, sondern darüberhinaus die Auswahl bzw. Konstruktion der Grammatik selbst »erklärt« werden soll, prinzipiell nicht durch Introspektion bewußt gemacht werden könne⁵⁷. Insofern handelt es sich bei der Chomsky-

⁵⁶ Es ist wohl richtig, wie Chomsky mehrfach hervorhebt, daß die Beschaffung zuverlässiger Daten auf der Basis der Intuition des kompetenten Sprechers in der Linguistik relativ geringe Schwierigkeiten bereitet – verglichen mit den Schwierigkeiten der Theoriebildung. Ganz anders verhält es sich natürlich in solchen Sozialwissenschaften, in denen es auf das adäquate Verständnis singulärer Äußerungen ankommt.

⁵⁷ Vgl. z. B. Chomsky 1968 (70), S. 75; vgl. ferner die folgende ausführliche Stellungnahme in Chomsky 1968: »I would want to use ›knowledge‹ in the sense in which Leibniz uses it: as referring to unconscious knowledge, principles which form the sinews and connections of thought but which may not be conscious principles, which we know must be functioning although we may not be able to introspect into them. The classical rationalist's view is that there are many principles which determine the organisation of knowledge which we may not be conscious of. You can think of these principles as propositional in form, but in any event they're not expressible. You can't get a person to tell you what these principles are. Incidentally, I think that the rationalists didn't go at all far enough: in fact the one fundamental mistake that I think is made by the Leibnizian theory of mind is its assumption that one could dredge out these principles, that if you really worked hard at it and introspected, you could bring to consciousness the contents of the mind. I don't see any reason to believe that sinews and connections of thought, in Leibniz's sense, are even in principles to be available to introspection than there is to suppose that the principles that determine visual perception should be accessible to introspection – the principles,

schen Theoriebildung also nicht um eine tiefenhermeneutische »Quasi-Erklärung« im Sinne der Psychoanalyse⁵⁸, sondern allenfalls um eine Theoriebildung, deren Richtigkeit, wie diejenige der Mathematik, durch maieutisch provozierte »Anamnese« im Sinne Platons überprüft werden kann⁵⁹.

Chomskys Selbstverständnis zufolge handelt es sich um eine mathematische Modell-Konstruktion, welche die einzelnen möglichen Grammatiken lediglich als »theoretische Konstrukte« in sich enthält. Durch diese Konstrukte wird »eine Erklärung für die Intuition des Sprechers« angestrebt, die weit über jedes mögliche Sprach-Bewußtsein desselben hinausgeht, »und zwar auf der Basis einer empirischen Hypothese über die angeborene Prädisposition des Kindes, eine bestimmte Art von Theorie zu entwickeln, um das ihm offerierte Material zu verarbeiten«⁶⁰. Faßt man die mathematische Struktur der von Chomsky projektierten Theoriebildung genauer ins Auge (nämlich die Aufzählungspostulate für a) mögliche Sätze, b) mögliche Strukturbeschreibungen dieser Sätze, c) mögliche generative Grammatiken, d) die Forderung einer Zuordnungsfunktion, die jedem Satz seine Strukturbeschreibung durch eine bestimmte Grammatik zuordnet, und e) die Forderung einer Bewertungsfunktion, die eine bestimmte Grammatik aus den möglichen Alternativen aussondert)⁶¹, so könnte es sogar scheinen, als sollte die Transformationsgrammatik primär nicht menschliches Sprach-Verhalten erklären, sondern als Teil der Theorie endlicher Automaten und damit der Algebra linguistische Computerprogramme entwerfen.⁶² In diesem Falle würde jedoch das *experimentum crucis* für die Transformationsgrammatik als linguistische Theorie in der Möglichkeit einer erfolgreichen Simulierung des Sprachverhaltens durch Computer liegen. Der Erfolg einer solchen Simulierung aber könnte letztlich nur durch Einbeziehung der Computer in eine erfolgreiche

as in the case of Descartes's example, that make us see a certain irregular figure as a distorted triangle.« – Bei diesem Vergleich der grammatischen Prinzipien mit den Prinzipien der räumlichen Anschauung bleibt indessen der Umstand, daß die einzelsprachliche Kompetenz auf dem Wege einer »Internalisierung« sozialer Normen erworben werden muß, unberücksichtigt. Vgl. dazu unten S. 37 ff.

⁵⁸ Vgl. hierzu auch Nagel 1969, p. 175 f.; zum Begriff der tiefenhermeneutischen Quasi-Erklärung vgl. auch Habermas 1967, S. 262 ff., Apel 1965 und 1968.

⁵⁹ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 39.

⁶⁰ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 41.

⁶¹ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 48 f.

⁶² Vgl. Chomsky 1961; vgl. dazu Klüver 1971. – Vgl. dagegen allerdings Chomsky 1964, S. 25.

Kommunikation mit den kompetenten Sprechern nachgewiesen werden. Die Aussichten eines solchen Unternehmens angesichts der »Unentscheidbarkeitstheoreme«, die letzten Endes ein Ausdruck der nicht formalisierbaren Selbstreflexivität des menschlichen Sprachdenkens sein dürften, sollen hier nicht diskutiert werden.

Aber auch unabhängig von der Frage, ob eine Simulation der menschlichen Sprachkompetenz durch Automaten möglich ist: schon allein der Umstand, daß solche Automaten als Modelle der generativen linguistischen Theoriebildung ins Auge gefaßt werden, spricht nicht so eindeutig, wie manche glauben, für den im Sinne der »Logic of Science« explanativen Charakter der generativen Theoriebildung. Die Konstruktion und Programmierung abstrakter Automaten ist ja, nicht anders als die Konstruktion von formalisierten Kalkülsprachen, als indirektes Verfahren einer Rekonstruktion der menschlichen Regel-Kompetenzen anzusehen. M. a. W.: Die wissenschaftstheoretische Pointe der mathematischen Linguistik als Teil der Theorie endlicher Automaten liegt nicht so sehr in der mechanistischen Erklärung voraussagbarer Fakten als in der normativ richtigen Objektivierung möglicher Paradigmata grammatischer Regelkonstruktion und Regelbefolgung. Daß es sich so verhält, zeigt der Versuch einer semantisch-pragmatischen Interpretation der eigentümlichen, zweistufigen Struktur der Chomskyschen Theoriebildung. Diese kann einerseits als universale Theorie der menschlichen Sprachkompetenz betrachtet werden, welche alle möglichen Grammatiken als »theoretische Konstrukte« in sich enthält. Insofern handelt es sich um eine explanative Theorie, welche die unter speziellen Randbedingungen geltenden Gesetze der Einzelgrammatiken aus einem universalen Gesetz ableitet. Die universale Sprachtheorie kann aber auch als »Metatheorie« der Einzelgrammatiken betrachtet werden, wobei letztere wiederum nach Chomsky nicht nur als linguistische Theorien, sondern auch als mögliche – im Spracherlernungsprozeß durch das Kind realisierbare – Spezialisierungen der menschlichen Sprachkompetenz betrachtet werden können. Folgt man dieser letzteren Perspektive, so erscheint die in der universalen Theorie vorgesehene »Bewertungsfunktion« als objektivierende Rekonstruktion der Fähigkeit des Kindes, anhand der – selbst noch zu bewertenden, da oft deformierten oder irrelevanten – Sprachdaten, die ihm angeboten werden, in sukzessiver Folge von Konstruktion und Selbstkorrektur die normativ adäquate Grammatik aus den möglichen Grammatiken herauszufinden.

D. h.: die Metatheorie hat der vom Kind unbewußt zu leistenden Theoriebildung gegenüber eine normative Funktion, wie sie bei wissenschaftlichen Theoriebildungen der Methodologie zukommt. Eine derartige »Bewertungsfunktion« ist normalerweise – d. h. im Falle der Naturwissenschaft – nicht Bestandteil einer empirisch-analytischen Theorie, sondern vielmehr Aufgabe der normativen Logik der Forschung als Metatheorie kreativer Theoriebildung. Daß es sich in der Linguistik anders verhalten kann, wird allerdings verständlich, wenn man bedenkt, daß Chomsky die menschliche Sprachkompetenz als unbewußte Vorstufe der linguistischen Theoriebildungskompetenz ansieht⁶³. Ihre empirisch-analytische »Erklärung« muß daher zugleich den Charakter einer normativen Rekonstruktion des im Subjekt und im Objekt der Theoriebildung identischen Vermögens der Theoriebildung besitzen.

Freilich hat diese Rekonstruktion sich an empirisch nachweisbare »Restriktionen« der überhaupt möglichen und der im Sinne einer Einzelsprache möglichen Formations- und Transformationsregeln der Grammatik zu halten. Hierin – so scheint es – ist der empirisch-analytische Charakter der Chomskyschen Theorie als einer falsifizierbaren Erklärungshypothese im Sinne des kritischen Rationalismus begründet. Aber selbst noch die empirische Bestätigung dieses substanziellen Kerns der explanativen Theorie – der Nachweis der »formalen« und »substantialen Universalien« als anthropologischer Charakteristika der Sprachkompetenz im Sinne Chomskys – ist methodologisch an die für alle hermeneutische Rekonstruktion vorausgesetzte Kommunikation zwischen Subjekt und Objekt der Wissenschaft gebunden. Tatsächlich scheint die linguistische Theoriebildung im Sinne Chomskys eine zweifache Aufgabe zu erfüllen. Einerseits erlaubt sie eine aus Gesetzhypothesen und Antecedenzbedingungen ableitbare Prognose der Struktur, die alle richtig gebildeten Sätze tatsächlich aufweisen. Insofern ist sie eine *explanative* Theorie. Mit dieser Erklärung und Voraussage der Struktur aller richtig gebildeten Sätze koinzidiert aber eine *rekonstruktive* Erhellungsfunktion hinsichtlich der möglichen normativen Richtigkeit grammatischer Sätze in menschlichen Sprachen. Nur diese letztere Funktion kann, streng genommen, aufgrund der sog. Introspektion des kompetenten Sprechers bestätigt werden. Um dieser Bestätigung willen aber muß die generative Linguistik die von der

⁶³ Vgl. Chomsky 1969, p. 63.

»Logic of Science« geforderte Trennung von Subjekt und Objekt der Wissenschaft aufheben. Da nun diese Aufhebung der Subjekt-Objekt-Trennung durch Kommunikation identisch ist mit der Einbeziehung der Selbstreflexion in das methodische Verfahren der Wissenschaft, so könnte unter dieser Voraussetzung auch verständlich werden, warum die generative Linguistik, im Gegensatz etwa zur Physik, ihre eigenen Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit – zumindest partiell – zum Gegenstand machen kann, sofern sie Universalien der menschlichen Sprachkompetenz aufzufinden vermag.

III. (Syntaktik, Semantik, Pragmatik: sprachphilosophische Horizonte einer möglichen bzw. notwendigen Ergänzung des theoretischen Ansatzes von N. Chomsky)

Die zuletzt angedeuteten Bedingungen der Möglichkeit und Gültigkeit der Linguistik lassen sich m. E. sehr viel deutlicher machen, wenn man nicht nur die »syntaktischen«, sondern darüberhinaus die »semantischen« und »pragmatischen« Voraussetzungen nicht nur der Sprach-Verwendung, sondern bereits der Sprach-Kompetenz berücksichtigt. Das läuft, wie zu zeigen ist, auf eine Ergänzung oder Erweiterung des Chomskyschen Begriffs der Kompetenz im Sinne des Begriffs der »kommunikativen Kompetenz« hinaus. Es wiederholt sich hier – mutatis mutandis – in der Entwicklung der generativen Linguistik eine innere Aporetik, die dem Philosophiehistoriker bereits aus der Entwicklung des Carnapschen Ansatzes von der »logischen Syntax« über die »logische Semantik« zum Postulat einer »konstruktiven Pragmatik« und andererseits aus der Entwicklung der sprachanalytischen Philosophie insgesamt über die logische Sprachkonstruktion hinaus zur pragmatisch orientierten »Ordinary Language Philosophy« bekannt ist⁶⁴. Die bislang projektierte semantische Integration der generativen Transformationsgrammatik scheint, entgegen der Meinung von Katz⁶⁵, noch nicht die sprachtheoretische Synthese der vorausgegangenen sprachphilosophischen Ansätze des Jahrhunderts liefern zu können, sondern selbst noch einer pragmatisch orientierten Ergänzung zu bedürfen. So legt es z. B. die Berücksichtigung der Traditionsvermittlung als sprachlicher Sinnvermittlung nahe, in der Semantik nicht nur eine

⁶⁴ Vgl. Tugendhat 1960; Apel 1959 und 1970.

⁶⁵ Vgl. Katz 1966 (69).

universale Komponente zu unterstellen, sondern auch einen durch die Pragmatik der Kommunikation bedingten Aspekt, in dem sich gewissermaßen die geschichtliche Welterfahrung der Völker niederschlägt.

(Sehr wahrscheinlich läuft diese Forderung auf eine wechselseitige Ergänzung bzw. Korrektur der, in der Chomsky-Schule bislang monopolisierten, »syntagmatischen« (auf Merkmalskombination beruhenden) Semantik und der eigentlich strukturalistischen, auf »paradigmatischer« Opposition beruhenden, Semantik (z. B. der Feldtheorie⁶⁶) hinaus. Im Zusammenhang einer paradigmatisch orientierten Semantik wäre jene Seite der von W. v. Humboldt sog. »inneren Sprachform« zu berücksichtigen, die nicht auf die universale Fähigkeit der Menschen zur Konstruktion spezifischer Grammatiken und zur grammatikspezifischen Erzeugung des »jedesmaligen Sprechens« zurückgeht, sondern auf die dabei vorausgesetzten geschichtlich ausgeprägten »strukturellen Funktionen«⁶⁷, mittels derer die einzelnen Sprachen sowohl grammatisch wie lexikalisch spezifische Bedeutungsinhalte und insofern die Voraussetzung für spezifische kollektive »Weltansichten« herausgearbeitet haben⁶⁸. Der Begriff des Sprachsystems würde auf diese Weise den von F. de Saussure intendierten gesellschaftlichen Aspekt zurückgewinnen, den er in Chomskys psychologischer Reduktion des Begriffs der Sprachkompetenz verloren hat. Freilich dürfte dabei die von Chomsky angebahnte Verknüpfung der Linguistik mit einer Theorie der menschlichen Sprachfähigkeit und mit der von ihm postulierten Theorie der Sprach-Verwendung nicht aufgegeben werden: Die Sprache läßt sich als »Energeia« ganz gewiß nicht auf ein Repertoire von Wörtern und Phrasen zurückführen. Anders gesagt: Die Sinn-Intentionalität, die sich in der Sprache semantisch objektiviert, kann nicht – wie kürzlich in einer Chomsky-Kritik postuliert wurde⁶⁹ – vom Primat der Wörter her verstanden werden.)

Um die Notwendigkeit der pragmatischen Ergänzung oder auch Korrektur des Chomskyschen Ansatzes wenigstens im Prinzip deut-

⁶⁶ Chomsky postuliert selbst eine Ergänzung in dieser Richtung: »... further structure being necessary in the lexicon to account for field properties« (1965, p. 164). Vgl. auch Bar-Hillel 1970, p. 186 f.; ebda. 158 deutet Bar-Hillel einen sehr interessanten Vergleich zwischen der Theorie-Abhängigkeit theoretischer Begriffe und der eventuellen funktionalen Bezogenheit semantischer Einheiten auf sprachliche Weltansichten an.

⁶⁷ Vgl. Coseriu 1970.

⁶⁸ Vgl. hierzu die Arbeiten von L. Weisgerber.

⁶⁹ Vgl. Gauger 1969.

lich zu machen, beginne ich mit einer fiktiven Interpretation des Chomskyschen Kompetenzbegriffs, die von der bisher von mir unterstellten in einem wesentlichen Punkt abweicht, aber zweifellos gut zu den cartesischen Voraussetzungen Chomskys paßt. Sie wurde von J. Habermas als »monologisches Modell der Übertragung von Informationen« expliziert⁷⁰ und würde in der Tat die Sprachtheorie Chomskys auf eine (naturwissenschaftliche) Theorie im Sinne des kritischen Rationalismus zurückzuführen; sie würde aber m. E. zugleich die Chomskysche Konzeption der Kompetenz nicht nur als ergänzungsbedürftig, sondern geradezu als inadäquat erweisen.

Habermas geht davon aus, daß die Sprachkompetenz im Sinne Chomskys ein »monologisches Vermögen«, d. h. – um mit Wittgenstein zu reden – ein Vermögen privater Regelanwendung, bezeichnet⁷¹. Die Sprachkompetenz wäre also nicht durch die Internalisierung der öffentlichen Normen der Sprachverwendung im Sozialisierungsprozeß mitkonstituiert, sondern durch den Sozialisierungsprozeß lediglich stimuliert. Als Vermögen der Regel-Anwendung würde sie allein auf dem instinktanalogen internen Apparat beruhen, den Chomsky in seiner Theorie des Spracherwerbs hypothetisch unterstellt⁷². Für diese

⁷⁰ Vgl. Habermas 1970 a.

⁷¹ In dem Begriff »monologisch«, wie ihn Habermas als Gegenbegriff zu »dialogisch« oder »kommunikativ« verwendet, steckt allerdings m. E. eine Zweideutigkeit: In dem von mir im folgenden unterstellten Sinn bedeutet »monologische« Regelanwendung etwas, das es nach Wittgenstein gar nicht geben kann, das aber in der philosophischen Tradition – zusammen mit dem Vorurteil des methodischen Solipsismus – durchweg unterstellt wurde: daß »einer allein« einer Regel folgen könne, z. B. logischen, mathematischen oder grammatischen Regeln. Vieles spricht dafür, daß der Cartesianer Chomsky dieses Vorurteil zumindest nicht überwunden hat. Dagegen scheint mir z. B. die dialogische Begründung der Logik durch P. Lorenzen nur unter der Voraussetzung in ihrer Pointe verständlich, daß Regel-Anwendung prinzipiell Sprachspielkontrolle voraussetzt; eine monologische Logik wäre insofern nur eine Sache der abstrakten Kalküle und der Automaten, d. h. der Objektivationen und Simulationen menschlicher Operationen im Dienste »indirekter« Klärung dialogisch-pragmatischer Argumentationen. Manchmal scheint mir J. Habermas den Begriff »monologisch« in dem soeben angedeuteten Sinn, u. d. h. radikal-kritisch, zu verwenden; häufiger jedoch unterstellt er monologische Vermögen und sogar monologische Regelanwendung als etwas, das es durchaus gibt und das sich von dialogisch-kommunikativer Regelanwendung unterscheidet, z. B. die Anwendung logischer und grammatischer Regeln als Techniken im Gegensatz zur Anwendung solcher Regeln, die kommunikative Kompetenz unmittelbar zum Ausdruck bringen, z. B. zur Übernahme von Rollen in der Sprachsituation. M. E. geht es hier um zwei verschiedene Probleme, die noch zueinander ins rechte Verhältnis zu setzen sind.

⁷² Chomskys jüngste Äußerungen über sein Modell der Spracherlernung erlauben keine definitive Antwort auf die hier aufgeworfene Frage, wenn auch eine Auflockerung des Instinktapriorismus sich abzeichnet. So heißt es in Chomsky 1969, p. 83: »In the

Interpretation der Intentionen Chomskys spricht nicht nur, wie schon angedeutet, die Übereinstimmung mit der cartesischen Tradition des methodischen Solipsismus, es spricht weiterhin dafür, daß Chomsky die pragmatischen Voraussetzungen der Rede nur als psychologische Restriktionen der Kompetenz im Sinne außersprachlicher Randbedingungen (wie Gedächtnisbegrenzung, Aufmerksamkeit, emotionale Motivation und dergl.) zu begreifen scheint⁷³. Ferner spricht dafür, daß Chomsky, wie auch J. Katz, eine apriorische Bedeutungsstruktur als anthropologisches Repertoire analog zur universalen Lautstruktur unterstellt, aufgrund derer gewissermaßen jeder einsame Sprecher, prinzipiell unabhängig von der Kommunikation, alle möglichen semantischen Gehalte vermöge einer ebenfalls angebotenen »ars combinatoria« (Leibniz) aufbauen kann⁷⁴. Zum Modell einer explanativen Theorie im Sinne des »Logischen Empirismus« oder auch des »kritischen Rationalismus« paßt das monologische Modell der Sprachkompetenz insofern, als die pragmatische Dimension der kommunikativen Sprachverwendung nicht als transzendentalthermeneutische Bedingung der Möglichkeit der Sprachkompetenz, sondern lediglich als empirische »Randbedingung« einer »Erklärung« der Einschränkungen der idealen Sprachkompetenz fungieren würde. M. a. W.: Die Ebene der intersubjektiven Verständigung über den Sprachgebrauch (die beim Menschen m. E. nicht nur als Resultat, sondern immer zugleich als transzendente Bedingung sowohl der Kommunikation wie schon der Erlernung der Kommunikation wie endlich der wissenschaftlichen Erforschung der Kommunikation gelten kann) würde zum Verschwinden gebracht zugunsten der totalen Objektivierung der sprachlichen und der außersprachlichen Bedingungen der Kommunikation⁷⁵.

case of language-aquisition, furthermore, it must be emphasized that the model I am suggesting can at best only be regarded as a first approximation to a theory of learning, since it is an instantaneous model and does not try to capture the interplay between tentative hypotheses that the child may construct, new data interpreted in terms of these hypotheses based on these interpretations, and so on until some relatively fixed system of competence is established.«

⁷³ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 13 u. ö.

⁷⁴ Vgl. Chomsky 1965 (70), S. 29 (247), S. 202, 1969, S. 54; vgl. aber ebda. S. 55, wo im Gegensatz zu der älteren Hypothese, daß die Oberflächenstruktur zur semantischen Interpretation nichts beitragen kann, eine solche Möglichkeit als Konsequenz der Untersuchungen über »referential opacity« ins Auge gefaßt wird.

⁷⁵ Für die beiden szientistischen (auf das Konzept objektivistischer Einheitswissenschaft festgelegten) Typen moderner Wissenschaftstheorie ist die totale Objektivierung durch Deskription und Explanatation, d. h. die Nichtberücksichtigung transzendentaler

Der Preis, der für eine solche (szientistisch-rationalistische) Vereinfachung und wissenschaftstheoretische Vereindeutigung zu zahlen ist, liegt allerdings darin, daß die Sprachtheorie insgesamt auf das Niveau des »Logischen Atomismus« des frühen Wittgenstein bzw. B. Russells zurückfällt. Statt, wie J. Katz verspricht, eine Synthese der Errenschaften der konstruktiven Semantik und der vom späten Wittgenstein ausgehenden Sprachphilosophie zu ermöglichen, würde sie prinzipiell die philosophischen Paradoxien des »Tractatus logico-philosophicus« reproduzieren. – Inwiefern?

Wie Habermas hervorhebt⁷⁶, müßte eine Theorie, welche die Sprachkompetenz als »monologisches Vermögen« in dem angedeuteten Sinn auffaßt, konsequenterweise auch die Kommunikation selbst monologisch denken, da ja die Sprachkompetenz der einzelnen Kommunikationsteilnehmer alle sprachlichen Bedingungen der Kommunikation a priori in sich enthalten soll. Die »Intersubjektivität der Geltung identischer Bedeutungen« müßte im Sinne eines technischen Modells der Nachrichtenübertragung darauf zurückgeführt werden, »daß Sender und Empfänger, jeder als eine Entität für sich, vorgängig mit demselben Programm ausgestattet sind«⁷⁷. Der Vorgang der Kommunikation selbst wäre nicht als Apriori der Verständigung eine notwendige Voraussetzung für die Bedeutungskonstitution: er wäre lediglich ein phonetischer Prozeß der Informationsübertragung zwischen einem Sender und einem Empfänger, die ihre privaten Gedanken mit Hilfe ihrer privaten Sprachkompetenz im Sinne des a priori gemeinsamen Sprachsystems »enkodieren« bzw. »dekodieren« würden. Genauso mußte man sich in der Tat die menschliche Kommunikation auf der Grundlage des »Tractatus logico-philosophicus« denken, demzufolge ja der »Realismus« mit dem »Solipsismus« zusammenfallen sollte, da jeder Sprachteilnehmer a priori, d. h. aufgrund der logischen Form

Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit der szientistischen Objektivierung – und darüberhinaus der intersubjektiven Kommunikation – natürlich eine Selbstverständlichkeit. Im Hinblick auf das Folgende läßt sich allerdings fragen, ob unter den szientistischen Voraussetzungen die in der pragmatischen Dimension außer der grammatischen Kompetenz schon vorausgesetzte »kommunikative Kompetenz« überhaupt entdeckt, geschweige denn als Vermögen »dialogkonstituierender Universalien« (Habermas) expliziert werden kann. Es könnte ja sein, daß für eine szientistische Blick-einstellung die »kommunikative Kompetenz« genauso als Phänomen verschwindet wie für eine behavioristische Einstellung das von Chomsky (wieder-) entdeckte Phänomen der »grammatischen Kompetenz«.

⁷⁶ Habermas 1970 a, S. 63.

⁷⁷ Ebda. S. 63/64.

der Sprache, mit derselben Welt konfrontiert sei⁷⁸. Moritz Schlick hat daraus in seinem Aufsatz »Form and Content« die kommunikationstheoretischen Konsequenzen gezogen. Ihnen zufolge sollte die Interpretation eines Sprachsystems durch Sender bzw. Empfänger von Nachrichten strikt privat sein und an der vorausgesetzten formalen Struktur der Sprache nichts ändern⁷⁹. – Worin aber liegt die Paradoxie dieses Konzepts?

Sie liegt zunächst einmal darin, daß – unter den skizzierten Voraussetzungen – eine Metakommunikation, eine Kommunikation über den Sprach-Gebrauch oder gar über die Struktur der Sprache, weder notwendig noch möglich ist. Der junge Wittgenstein hat daher – konsequent, wie er war – die von ihm mit den Lesern des »Tractatus« geführte sprachreflexive Metakommunikation zum Schluß als »unsinnig« abqualifiziert. Nun scheint mir aber die hier konsequent geleugnete Möglichkeit und Notwendigkeit der Metakommunikation, d. h. der Verständigung über den Sprachgebrauch, die *differentia specifica* des menschlichen Sprachgebrauchs, verglichen mit den sog. »Tier-sprachen« einerseits, den formalisierten Programmierungssprachen der Informationstheorie andererseits, zu bezeichnen. Im Falle der Programmierungssprachen wissen wir, daß sie eine transzendente Pragmatik in Gestalt menschlicher Übereinkünfte voraussetzen; im Falle der »Tier-Sprachen« ist es sinnvoll, so etwas wie eine Programmierung der einzelnen Kommunikationsteilnehmer im Sinne eines angeborenen »Signal-Codes« zu unterstellen. In beiden Fällen ist es weder notwendig noch sinnvoll, so etwas wie ein »metasprachliches« und »metakommunikatives Begleitbewußtsein«⁸⁰, u. d. h. im Grunde ein Verständnis der Kommunikation als symbolvermittelter Interaktion zwischen Partnern zu unterstellen. Insofern haben wir es hier mit »monologischen« Modellen der Kommunikation im Sinne von Habermas zu tun. Sie können in der Tat aufgrund von Gesetzes-hypothesen und Randbedingungen (d. h. aufgrund der vorausgesetzten Signal-Programme und der besonderen Speicherungs- und Übertragungsbedingungen in bzw. zwischen Sendern und Empfängern der Signale) »erklärt« werden.

Die entscheidende Frage ist nun die: Müssen wir die Sprachtheorie Chomskys im Sinne dieses Modells interpretieren? (Ist die Sprach-

⁷⁸ Wittgenstein 1921 (22), Sätze 5.64 f. u. 5.62 ff. Dazu Apel 1972 b.

⁷⁹ Moritz Schlick 1938, S. 151–250; vgl. Apel 1960, S. 215 ff.

⁸⁰ Vgl. hierzu Heger 1971.

erlernung durch das Kind als eine durch die Umgebung lediglich stimulierte Grammatikkonstruktion aufgrund eines angeborenen Regelapparats und Merkmalrepertoires aufzufassen? Ist demnach die sprachliche Kommunikation zwischen dem idealen Sprecher und dem idealen Hörer als private Enkodierung bzw. Dekodierung aufgrund eines a priori gemeinsamen Regelrepertoires zu begreifen? Wäre demnach der Kommunikationsprozeß nach Chomsky selbst nur ein Vorgang der Informationsübertragung, der mit der Konstituierung der Sprachsysteme – insbesondere mit der Konstitution der semantischen Komponente – nicht zu tun hat?) – J. Habermas scheint dieses »monologische« Modell für Chomskys Theorie zu unterstellen und aus diesem Grund den Chomskyschen Begriff der Sprachkompetenz durch den der »kommunikativen Kompetenz« ergänzen zu wollen⁸¹. Mir scheint jedoch, daß in diesem Falle eine solche Ergänzung gerade nicht möglich wäre. Denn eine – im Sinne privater Regelbefolgung – als »monologisch« konzipierte »grammatische Kompetenz« und eine »kommunikative Kompetenz«, die nicht durch eine sprachspezifische »grammatische Kompetenz« vermittelt wäre, würden nicht zueinander passen. Anders gesagt: Auch schon die grammatische Kompetenz der Bildung richtiger »Sätze« muß als öffentlich kontrollierbare Regelanwendungskompetenz gedacht werden können, soll die kommunikative Kompetenz sich in »sprachlichen Äußerungen« realisieren können. In der Tat scheint es mir auch von Chomsky aus gesehen nicht notwendig (wenn schon naheliegend), die Sprachkompetenz als ein »monologisches« Vermögen in dem angedeuteten Sinn aufzufassen; denn, was zur Ausstattung der einzelnen Organismen im Sinne Chomskys gehört, ist ja nicht schon die Kompetenz der Anwendung der grammatischen Regeln, sondern lediglich die angeborene Disposition zur Erwerbung der Kompetenz unter den (Sprachspiel-) Bedingungen des Sozialisierungsprozesses. Versuchen wir dies etwas deutlicher zu machen.

Ich habe mich im Vorausgehenden im wesentlichen aufgrund der Einsicht des späten Wittgenstein, daß im Prinzip nicht »einer allein« einer Regel folgen kann, gegen die Vorstellung der Sprachkompetenz als eines »monologischen« Vermögens der Regelanwendung gewandt. Ich habe statt dessen postuliert, daß das zur menschlichen Sprachkompetenz gehörige intuitive Normbewußtsein nicht aus der von Chomsky vermuteten angeborenen Prädisposition des Einzelnen, sondern nur

⁸¹ Vgl. Habermas 1970 b.

aufgrund der Internalisierung der öffentlichen Sprachnormen im Sozialisierungsprozeß verstanden werden kann. M. a. W.: Mag immer die Erwerbung der Sprachkompetenz nur mit Hilfe der Hypothese über einen angeborenen Instinktmechanismus »erklärt« werden können, so kann doch die Sprachkompetenz selber ihrem Sinn nach nur unter der Voraussetzung »verstanden« werden, daß mit der grammatischen Kompetenz (im Sinne Chomskys) zugleich eine kommunikative Kompetenz erworben wurde. Genauer gesagt: es muß eine sprachlich geprägte kommunikative Kompetenz erworben werden. Denn einerseits gilt: Ohne pragmatisch-kommunikative Kompetenz keine grammatische (syntaktisch-semantische) Kompetenz; andererseits gilt aber auch: Ohne grammatische Kompetenz im Sinne Chomskys keine pragmatisch-kommunikative Kompetenz im Sinne des Sprach-Verhaltens. Das kommunikative Verhalten des Kleinkindes, in dem bereits wesentliche Grundlagen für das soziale Rollenverhalten angelegt sind, beginnt ja offensichtlich in einer Phase, in der die angeborene Sprach-Disposition noch nicht reif ist und daher das kommunikative Verhalten noch nicht im Sinne der Muttersprache »geprägt« werden kann. Genau diese einzelsprachliche »Prägung« des kommunikativen Verhaltens muß jedoch offenbar erfolgen, soll mit der kommunikativen Kompetenz zugleich die grammatische Kompetenz im Sinne Chomskys erworben werden. Ohne die grammatische Kompetenz, die im Prinzip auch eine mögliche einzelsprachliche Grammatikalisierung gesprächskonstitutiver »Sprechakte« ermöglichen muß, ist aber die kommunikative Kompetenz keine solche im Sinne der Sprache, u. d. h. des Menschen.

Durch diese Überlegungen zur wechselseitigen Voraussetzung der grammatischen und der kommunikativen Kompetenz soll indessen die Notwendigkeit einer Ergänzung des Chomskyschen Begriffs der Sprachkompetenz durch den einer »kommunikativen Kompetenz« nicht bestritten werden. Zunächst ging es darum, die Bedingungen der Möglichkeit einer solchen Ergänzung zu verdeutlichen. Worauf die postulierte Ergänzung selbst abzielt, läßt sich mit Hilfe der systematischeren Erforschung der Sprachpragmatik sehr viel genauer und konkreter zeigen. Hier sind auf philosophischer Seite vor allem die Arbeiten von J. L. Austin⁸² und J. R. Searle⁸³ zu nennen. Searle hat in seiner Darstellung

⁸² Vgl. Austin 1961 und 1962.

⁸³ Vgl. Searle 1969.

der »Sprechakte« (»Speech Acts«) nicht nur den Unterschied von »Sätzen« im Sinne eines »Sprachsystems« und »Äußerungen« neu begründet, indem er die letzteren mit Austin vom performativen Sprachgebrauch her als »Sprech-Akte« verständlich macht; er hat andererseits auch gezeigt, daß die Unterscheidung zwischen »Sätzen« und »Sprechakten« bzw. »Äußerungen« nicht einfach darauf hinauslaufen darf, die letzteren der Psychologie zu überlassen. Jedem »Sprechakt« nämlich, der nicht nur implizit durch den pragmatischen Kontext der Äußerung, sondern auch explizit durch performativen Sprachgebrauch konstituiert wird, muß ein möglicher Satz eines Sprachsystems entsprechen; und es liegt in der Idee der »Äußerung« als eines »Sprechakts«, daß sie durch performative Ausdrücke (wie z. B. »ich verspreche hiermit«, »ich bitte hiermit«, »ich behaupte hiermit« usw.) sich selbst sprachlich explizieren und in einer Gesprächssituation (die sie selbst mitbegründet) situieren kann. Kurz: Die »Sprechakte« stellen nicht nur ein Thema für das Studium der »parole« im Sinne de Saussures, sondern auch ein Thema für das Studium der »langue« dar⁸⁴.

In der anglo-amerikanischen Linguistik hat die trotz Katz anhaltende Inspiration durch die »Ordinary Language Philosophy« offenbar dazu geführt, daß in letzter Zeit nicht nur semantische, sondern sogar pragmatische Voraussetzungen in die »Tiefenstruktur« der Transformationsgrammatik inkorporiert wurden⁸⁵. Ein entscheidender Durchbruch in Richtung auf eine systematische Pragmatik der Sprache scheint mir indessen in D. Wunderlichs Arbeiten vorzuliegen⁸⁶, deren philosophische Tragweite vor allem durch J. Habermas erkannt und entfaltet worden ist⁸⁷. Wunderlich knüpft einerseits an jene Rebellen innerhalb der Chomsky-Schule, wie J. D. McCawley⁸⁸ und J. R. Ross⁸⁹, an, die außer semantischen sogar pragmatische Voraussetzungen der Sprachkompetenz in die »Tiefenstruktur« der Transformationsgrammatik inkorporiert haben; im Unterschied zu ihnen möchte er jedoch nicht die syntaktisch-semantische Theoriebildung als solche ergänzen, sondern die pragmatischen Voraussetzungen der Sprachkompetenz als Ausdruck einer »Metakompetenz« in der Ebene einer pragmatischen Metasprache thematisieren. Habermas kritisiert von Searle her diese Kon-

⁸⁴ Vgl. Searle 1969, p. 17 f.; dazu Habermas 1971, S. 103 f.

⁸⁵ Vgl. Wunderlich 1968 a.

⁸⁶ Vgl. Wunderlich 1968 und 1970.

⁸⁷ Vgl. Habermas 1970 b und 1971.

⁸⁸ McCawley 1968.

⁸⁹ Ross 1968.

zeption insofern mit Recht, als die Pragmatik nicht von der Voraussetzung ausgehen darf, die allgemeinen Strukturen der Sprechsituation seien »unabhängig von der Rede wie empirische Gegenstände gegeben«⁹⁰. In der Tat bringen die Menschen mit Hilfe von Äußerungen als Sprechakten »die Bedingungen möglicher Kommunikation« und damit die Sprechsituation als Ebene der Intersubjektivität erst hervor. Wenn sie gleichwohl in dieser Hervorbringung zugleich eine metakommunikative Kompetenz bezeugen, so liegt darin allerdings die Bedingung der Möglichkeit der Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Aber diese sollte gerade als systematische Pragmatik sich nicht als empirische Objektivation des Sprachverhaltens (im Sinne der empirisch-analytischen Psychologie) mißverstehen, sondern eher als reflexive Explikation der idealen Sprechsituation als der Ebene der Intersubjektivität, in der alle verstehenden Wissenschaften ihre Basis haben⁹¹.

Nun geht es Wunderlich in der Tat nicht um Psycholinguistik im üblichen Sinn, sondern um eine Theorie der »idealisierten Sprechsituation«: Seine Pointe im Hinblick auf die notwendige Ergänzung oder Korrektur des Chomskyschen Ansatzes liegt offenbar darin, daß es sich in der von ihm projektierten pragmatischen Theorie »nicht um eine Theorie der sprachlichen Performanz handelt«, wie sie von Chomsky ebenso wie von allen syntaktisch oder syntaktisch-semantisch orientierten Logikern und Sprachtheoretikern immer schon als psychologische Ergänzung gefordert worden war: »Aktuelle Äußerungen, die aus Gründen der Psychologie, aus Gründen der Endlichkeit des Gedächtnisses, usf. von grammatischen Äußerungen beliebig abweichen können, auch Mißverständnisse, die durch unbeabsichtigte Mehrdeutungen oder fehlerhafte Rekombination von Bedeutungen zustandekommen, interessieren an dieser Stelle nicht.«⁹² Das positive Verhältnis der postulierten »Pragmatik« zum Ansatz Chomskys definiert Wunderlich folgendermaßen: »An die Stelle von Sätzen (bestenfalls Texten) idealisierter Sprecher in der bisherigen syntaktisch-semantischen Theorie treten Äußerungen von Sprechern in idealisierten Sprechsituationen.« »Damit« – so folgert Wunderlich – »bekommt auch der Begriff der sprachlichen Kompetenz einen erweiterten Sinn: er bedeutet das Vermögen von

⁹⁰ Habermas 1971, S. 109 f.

⁹¹ Vgl. Habermas 1971, S. 110; Apel 1970 a und 1972 b.

⁹² Wunderlich 1968 b, S. 20.

Sprechern oder Hörern, sich in (idealisiert gedachten) Sprechsituationen verständlich zu artikulieren bzw. das Artikulierte zu verstehen».⁹³

Als sprachwissenschaftliche Argumente dafür, »daß eine Theorie der sprachlichen Kompetenz notwendig eine Pragmatik der Sprechsituation einschließen muß«, zählt Wunderlich verschiedene Typen sprachlicher Phänomene auf: Dabei bedient er sich der bereits von Wittgenstein und der »Ordinary Language Philosophy« befolgten, in der Chomsky-Schule dann systematisierten Methode, grammatisch abweichende Sätze aufzuspüren und nach den Gründen dieser Abweichung in einer sprachlichen »Tiefenstruktur« zu fragen. Hierbei zeigt sich nun, daß die Gründe für das Abweichen im Falle der von Wunderlich zusammengestellten Phänomentypen nicht in einer syntaktisch-semantischen Tiefenstruktur im Sinne Chomskys, sondern eher in einer pragmatischen Tiefenstruktur der Sprechsituation gefunden werden müssen:

Dies gilt z. B. für »deiktische Äußerungen«⁹⁴ (Grammatisch abweichende Sätze wie *Ich habe offensichtlich/augenscheinlich Hunger, ich befürchte, daß es hier (jetzt) regnet, ich vermute, daß ich eben jetzt Abendbrot esse* bleiben unverstanden, solange die deiktischen Ausdrücke *ich, hier (eben) jetzt* nur im Sinne einer Chomsky-Grammatik als »Noun Phrase« bzw. als »Adverbiale« aufgefaßt werden. Das *ich* muß als selbstreflexive Indikation eines Sprechers in einer Sprechsituation, das *hier* und *jetzt* als situationsabhängige Orts- bzw. Zeit-Indikation interpretiert werden, um zu verstehen, daß die Struktur der angeführten Sätze irregulär ist⁹⁵. M. a. W.: die »Grammatikalität« bzw.

⁹³ Wunderlich 1968 b, S. 19 f.

⁹⁴ Diese waren schon von Ch. S. Peirce her als »indexical expressions« bzw. als »tokenbound sentences« für ihre pragmatische Situationsbezogenheit bekannt. Vgl. hierzu Apel 1970 b Sachregister. Vgl. ferner Bar-Hillel 1954.

⁹⁵ Es läßt sich freilich ein ironischer Sinnzusammenhang denken, in dem die angeführten Sätze empirisch-pragmatisch akzeptabel wären; dabei wäre aber das selbst schon systematisch-pragmatische Verständnis ihrer Ungrammatikalität gerade vorausgesetzt. Schwieriger wird die Situation, wenn die problematische Verwendung deiktischer Ausdrücke nicht als ironischer sondern als philosophisch notwendiger Sprachgebrauch angesehen wird, wie z. B. in dem Satz *Ich allein weiß, daß ich (jetzt) Schmerzen habe*. Der späte Wittgenstein (1958) hat bekanntlich große Mühe darauf verwandt, derartige Sätze unter Hinweis auf die Tiefenstruktur der Alltagssprache als unsinnig, genauer als symptomatisch für die Entstehung philosophischer Probleme aus dem Mißbrauch der Sprache, zu entlarven: Nach Wittgenstein wäre gerade der Satz *Du weißt, daß ich (jetzt) Schmerzen habe* tiefen-pragmatisch gerechtfertigt, da das Sprachspiel mit dem Wort *wissen* analog dem Sprachspiel mit dem Wort *vermuten* verstanden werden muß. Eine systematische Tiefen-Pragmatik würde Wittgensteins sprachphilosophischen Tiefblick wohl bestätigen; freilich wäre damit noch nicht

»Nichtgrammatikalität« von »Sätzen« erweist sich hier als a priori abhängig von den »pragmatischen Universalien«, welche die menschliche Sprechsituation überhaupt strukturieren.)

Andere Beispiele Wunderlichs betreffen »Vokativ«, »Honorativ«, »Imperativ« (abweichend wäre z. B. der Satz *Liebe deinen Nächsten wie ihn/mich selbst!*), »Frage, »direkte« und »indirekte« Rede (abweichend wäre z. B. die Transformation des Satzes *Thomas berichtete umständlich, daß er an einem neuen Roman schreibe* in die direkte Rede).

J. Habermas hat den sprachtheoretischen Ansatz Wunderlichs aufgenommen und ihn im Lichte der Sprechakt-Theorie Searles zu einer »universalen Pragmatik« oder Theorie der »kommunikativen Kompetenz« systematisiert und radikalisiert⁹⁶. (Den Terminus »kommunikative Kompetenz«, der in der sozio- und psycholinguistischen Literatur bereits eingeführt war⁹⁷, möchte Habermas – hier durchaus der Suggestion Wunderlichs folgend – nicht im Sinne eines empirisch-theoretischen Begriffs für die Beherrschung bestimmter sprachlicher Codes, sondern im Sinne eines universalpragmatischen Grundbegriffs für die Beherrschung »dialogkonstituierender Universalien« verwenden.) Im Lichte dieser Radikalisierung, die – wie mir scheint – in vieler Hinsicht meinem Konzept einer »transzendentalen Pragmatik« im Rahmen einer semiotischen Transformation der Transzendentalphilosophie⁹⁸ entspricht, möchte ich nun auf die eingangs aufgeworfene Frage nach dem wissenschaftstheoretischen Ort der Sprachtheorie Chomskys zurückkommen.

Ich bin bereits bei der Darstellung der Theorie Chomskys davon ausgegangen, daß die Schwierigkeit der wissenschaftstheoretischen Einord-

die für Wittgenstein und die »Ordinary Language Philosophy« entscheidende Frage beantwortet: ob der Sprachgebrauch der Philosophen in dem angeführten Fall einfach unsinnig ist oder als »rulechanging creativity« – ähnlich wie die wohldurchschauten Metaphern – Einsichten eröffnet, die sich ohne die abweichende Regelanwendung nicht gewinnen lassen. An dieser Stelle scheint sich mir ein Ausblick auf das zur Zeit noch kaum verstandene Problem des Unterschiedes und des Zusammenhangs von systematischer »Pragmatik« und »Hermeneutik« zu ergeben. Philosophische »Sinnkritik« (z. B. im Zeichen des Sinnlosigkeitsverdachts gegen alle Metaphysik) ist bisher im Namen der »logischen Syntax« bzw. der »logischen Semantik« (Wittgenstein I, Carnap) und im Namen der »Tiefen-Pragmatik« (Peirce, Wittgenstein II) versucht worden. Es dürfte sich aber herausstellen, daß sie in der Ebene der »Hermeneutik« anzusetzen ist, in der auch systematisch abweichender Sprachgebrauch noch nicht ohne weiteres ein Kriterium der Sinnlosigkeit darstellt. Vgl. hierzu vorläufig Apel 1968 a.

⁹⁶ Vgl. J. Habermas 1970 b und 1971.

⁹⁷ Vgl. z. B. Hymes 1967 und 1970; ferner Lyons (ed.) 1970, S. 28; ferner Oksaar 1971.

⁹⁸ Vgl. Apel 1970, 1972 a und 1972 b.

nung der generativen Sprachtheorie auf dem Umstand beruht, daß hier einerseits eine empirisch-analytische Erklärung der Sprachkompetenz und ihres Erwerbs aus unveränderlichen Bedingungen der menschlichen Natur, andererseits aber eine Rekonstruktion der Sprachkompetenz als eines prinzipiell selbstreflexiven Vermögens der Regel- bzw. Normbefolgung oder Nichtbefolgung (»rulegoverned creativity« und »rulechanging creativity«) versucht wird. Der zuletzt eingeschlagene Umweg über die pragmatische Erweiterung des Begriffs der Sprachkompetenz war m. E. geeignet, den zweiten – quasi-hermeneutischen – Aspekt der generativen Sprachwissenschaft in ein helleres Licht zu rücken. Es zeigte sich, daß die »grammatische Kompetenz« von der »kommunikativen Kompetenz«, u. d. h. von dem Vermögen der intersubjektiven Verständigung, die zugleich Selbstverständigung ermöglicht, allenfalls unterschieden, nicht aber getrennt werden kann, da sich beide Vermögen wechselseitig voraussetzen. Auch die »grammatische Kompetenz« muß also bereits an jenem metasprachlichen Bewußtsein partizipieren, das nur auf der Ebene des Dialogs sich konstituieren kann. Dementsprechend kann die Spracherlernung nicht nur als stimulierter Konstruktionsprozeß aufgefaßt werden, sondern muß zugleich als ein intersubjektiver Verständigungsprozeß begriffen werden, dessen Resultat die Beherrschung der dialogkonstituierenden Universalien ist. (Vorbedingungen dieses Verständigungsprozesses dürften sowohl angeborene Regeldispositionen im Sinne Chomskys wie andererseits die vorsprachliche Kommunikations- und Interaktionsfähigkeit des Kindes sein, die sich als extraverbale, aber sprachbezogene⁹⁹ Kommunikationskompetenz des Erwachsenen erhält).

Durch diese Verschränkung der Konstitution der »grammatischen« mit der Konstitution der »kommunikativen Kompetenz« wird das Zugleich von »rulegoverned creativity« und »rulechanging creativity« im Sinne Chomskys überhaupt erst verständlich. Diese Kreativität der Regel-Anwendung oder Regel-Änderung ist allenfalls als unbewußte, quasi-organische Spontaneität Thema der generativen Grammatik als einer

⁹⁹ Ich würde gegen Wunderlich (1970, S. 30 f.) mit Habermas die Meinung vertreten, daß das Postulat einer unverzerrten und prinzipiell unbeschränkten Versprachlichung der extraverbalen Kommunikationskompetenz transzendente Voraussetzung jeder Ideologiekritik qua Aufhebung von Entfremdung ist und insofern nicht als bloße Extrapolation der bürgerlichen Lebensform verstanden werden kann. Die Forderung einer »Naturalisierung des Menschen«, die zugleich »Humanisierung der Natur« ist, steht dem nicht entgegen, sondern setzt zu ihrer Erfüllung immer erneut die Überwindung des bloß »Naturwüchsigen« voraus.

explanativen Theorie; als Vermögen im Sinne des metasprachlichen Norm-Bewußtseins ist sie gewissermaßen nur ein defizienter Modus jener metakommunikativen Kompetenz, die uns in den Stand setzt, Gesprächssituationen notfalls auch durch Überschreiten einer bestimmten einzelsprachlichen Kompetenz – sei es durch Übersetzung, sei es durch Ausnutzung oder Herstellung sprachlicher »Interferenz«¹⁰⁰ – herzustellen. Nun liegt aber in dieser zur kommunikativen Kompetenz zugehörigen metakommunikativen Kompetenz offensichtlich auch eine wesentliche Bedingung der Möglichkeit der Sprachwissenschaft. Diese kann sich der grammatischen Kompetenz der »native speaker« als einer »mental en Wirklichkeit« im Sinne Chomskys nur über die Vermittlung der kommunikativ-metakommunikativen Kompetenz sowohl des Subjekts wie des Objekts der Wissenschaft vergewissern¹⁰¹. Insofern

¹⁰⁰ Vgl. hierzu Oksaar 1971.

¹⁰¹ Klaus Heger (1971 b, S. 9 ff.) hat im Anschluß an N. Ruwet (1967, pp. 18, 50-51 und 390-91) einen Vergleich zwischen Saussures Disjunktion von *langue* und *parole* und Chomskys Disjunktion von *competence* und *performance* angestellt. Dabei wendet er sich, wenn ich recht verstehe, mit Ruwet gegen eine – von diesem Saussure zugeschriebene – Auffassung, welche den in Chomskys »competence«-Begriff enthaltenen »aspect créateur« in die *parole* verlegt und die *langue* statistisch-taxonomisch versteht; gleichwohl sieht er den entscheidenden Vorzug des »langue«-Begriffs vor dem »competence«-Begriff in dem Umstand, daß der erstere ausschließlich auf die Objektsprache beschränkt ist, während der letztere die Forderung zu implizieren scheint, metasprachliche Aussagen (Urteile) des kompetenten Sprechers als Verifikations- bzw. Falsifikationsinstanzen für eine Beschreibung der Kompetenz zu berücksichtigen. Gegen diese Forderung, die von Ruwet ausdrücklich erhoben wird, beruft sich Heger auf E. Coseriu (1968 pp. 274 f.) der gegen die *generative Grammar* einwendet, daß der Grammatikalitätsbegriff »debe justificarse por la lengua misma, . . . y no por los juicios de los hablantes«.

Im Lichte unseres wissenschaftstheoretischen Bezugssystems scheint mir hier eine prinzipielle Schwierigkeit vorzuliegen: Einerseits soll nicht bestritten werden, daß es möglich und wünschenswert ist, zwischen Objektsprache und Metasprache zu unterscheiden und als Ziel-Objekt oder Thema der linguistischen Beschreibung die Objektsprache zu verstehen; insofern können metasprachliche Aussagen (die natürlich als sprachliche Äußerungen auch Manifestation der beschriebenen Objektsprache sein können) letztlich nicht maßgeblich für die Geltungs-»Rechtfertigung« der Beschreibung sein. Diese Unterscheidung kann m. E. auch vom »competence«-Begriff her zugestanden, ja sogar gefordert werden; denn die Kompetenz des »native speakers« besteht ja nicht in dem, was er über seine Sprache weiß, sondern in seiner Sprach-Beherrschung, die allenfalls als »implizites« Wissen über die Sprache charakterisiert werden kann (wenn man mit Chomsky davon ausgeht, daß der Rylesche Dualismus von »knowing how« und »knowing that« in diesem Fall prinzipiell überbrückt werden kann). – Auf der anderen Seite vermag ich jedoch nicht zu sehen, wie eine linguistische Beschreibung – sei es der Kompetenz, sei es der *langue* (wenn die letztere als »Dynamis« im Sinne der »rule-governed creativity« verstanden werden soll) – überhaupt empirisch überprüft werden soll, wenn keinerlei metasprachliche Äußerungen als – gewissermaßen kritisch zu würdigende – Verifikations- bzw. Falsifikationsinstanzen zugelassen werden.

ist auch die generative Sprachwissenschaft offenbar eine verstehende Sozial- bzw. Geisteswissenschaft, die statt der szientistischen Trennung von Subjekt und Objekt der Wissenschaft eine dialektische Identifizierung beider Seiten voraussetzt.

In diesem Fall würden ja nicht nur Akzeptierbarkeits-Bejahungen oder Verneinungen (zumal für ungewöhnliche und daher besonders bewährungsrelevante Satz-Generationen) auf Seiten der Nicht-Linguisten, sondern darüber hinaus auch alle entsprechenden – lautlosen! – Bejahungen oder Verneinungen durch das Sprachgefühl des Linguisten selbst ausgeschaltet. M. a. W.: Die Trennung von Objektsprache und Metasprache in dem Sinn, daß keinerlei Kommunikation zwischen beiden zugelassen wird, sondern nur Beschreibung der ersteren mit Hilfe der letzteren, wäre nur dann möglich, wenn die linguistisch zu beschreibenden Tatbestände nicht nur bei Anderen, sondern auch für den kompetenten Sprecher selbst wie physiologische Daten beobachtet bzw. erinnert werden könnten. So aber sind Sprach-Regeln als Verhaltens-Regeln – die von Anderen befolgten und die von uns selbst befolgten – für uns gerade nicht gegeben: sie erschließen sich nur einer Besinnung, in der sich der kompetente Sprecher mit sich selbst über die geltenden Regeln eines Sprach-Spiels zu verständigen und sein »knowing how« in ein »knowing that« umzusetzen versucht. Daraus folgt m. E., daß der Linguist, ob er nun auf fremde »Information« oder auf sog. »Introspektion« (ein denkbar unglücklicher Terminus, der »Selbstbeobachtung«, im Gegensatz zu »Fremdbeobachtung«, suggeriert) sich stützt, gar nicht umhin kann, zum »metasprachlichen Begleitbewußtsein« (Heger) des Subjekts der Sprachkompetenz im kommunikativen Kontakt zu treten und, über diesen vermittelt, die *langue* bzw. die Kompetenz selbst zum Gegenstand der Forschung zu machen. Er kann sehr wohl die wissenschaftliche Erkenntnis der *langue* selbst (bzw. der Kompetenz selbst) gegen oberflächliche metasprachliche Aussagen der kompetenten Sprecher im Sinne empirischer Kritik ausspielen, aber selbst diese Kritik ist prinzipiell auf mögliche metasprachliche Bestätigung durch die kompetenten Sprecher bezogen.

Daß die methodologische Anerkennung dieser Tatbestände auf Widerstand stößt, kann im Licht der wissenschaftstheoretischen Hintergründe nicht überraschen. Die Forderung einer strikten Trennung (nicht nur Unterscheidung!) von Objektsprache und Metasprache der Wissenschaft wurde in der »analytischen Wissenschaftstheorie« zuerst ganz selbstverständlich mit dem Programm einer behavioristischen Reduktion aller Sozialwissenschaften verknüpft. Wer – wie z. B. Chomsky – dieses Programm für gescheitert hält, kann und braucht auch nicht auf der strikten Trennung von Objekt-Sprache und Meta-Sprache zu insistieren: er muß es m. E. mit dem schwierigeren Problem einer Unterscheidung von Objekt-Sprache und Meta-Sprache im Rahmen und mit Hilfe der metasprachlichen Selbstreflexion des Menschen auf seine Regel-Kompetenzen aufnehmen. Dieses Problem scheint mir charakteristisch zu sein für das, was man die Subjekt-Objekt-Dialektik im methodologischen Gegenstandsbezug der Sozialwissenschaften nennen kann (und m. E. nennen muß). – Es ist bemerkenswert, daß – im Gegensatz zu Chomsky selbst – sogar Fodor und Katz an den, zumindest quasi-behavioristischen, Voraussetzungen der szientistisch-reduktionistischen Wissenschaftstheorie festhielten und in ihrem Lichte sogar die Vertreter der »Ordinary Language Philosophy« davon zu überzeugen versuchten, daß deren »intuitives« Sprachwissen auf empirischen Beobachtungen und Generalisationen ähnlich denen der Physiologie beruhe. Die langjährige Auseinandersetzung zwischen ihnen und St. Cavell, R. Henson, Z. Vendler, J. S. Searle (vgl. die Dokumentation in C. Lyas, 1971) erbrachte m. E. gültige Ergebnisse auf der von uns angedeuteten Linie.

- Apel, Karl-Otto. 1955: Das ›Verstehen‹: eine Problemgeschichte als Begriffsgeschichte. – In: Archiv für Begriffsgeschichte I, S. 142–199.
- Apel, Karl-Otto. 1959: Sprache und Wahrheit in der gegenwärtigen Situation der Philosophie. – In: Philosophische Rundschau 7, S. 161–184.
- Apel, Karl-Otto. 1960: Sprache und Ordnung. – In: Das Problem der Ordnung (= 6. Kongreß für Philosophie, München 1960), Meisenheim a. Glan.
- Apel, Karl-Otto. 1963: Die Idee der Sprache in der Tradition des Humanismus von Dante bis Vico. – Bonn.
- Apel, Karl-Otto. 1965: Die Entfaltung der ›sprachanalytischen‹ Philosophie und das Problem der ›Geisteswissenschaften‹. – In: Philosophisches Jahrbuch 72, S. 239–289.
- Apel, Karl-Otto. 1967: Einführung zu Ch. S. Peirce, Schriften I. – Frankfurt a. M., S. 13–154.
- Apel, Karl-Otto. 1968a: Heideggers Radikalisierung der Hermeneutik und die Frage nach dem Sinnkriterium der Sprache. – In: Die hermeneutische Frage in der Theologie, Freiburg, S. 86–155.
- Apel, Karl-Otto. 1968b: Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik: Entwurf einer Wissenschaftstheorie in erkenntnisanthropologischer Sicht. – In: Wiener Jahrbuch für Philosophie 1, S. 15–45. Wiederabgedruckt in: Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt 1971.
- Apel, Karl-Otto. 1970a: Szientismus oder transzendente Hermeneutik? Zur Frage nach dem Subjekt der Zeicheninterpretation in der Semiotik des Pragmatismus. – In: Hermeneutik und Dialektik, Festschrift für H.-G. Gadamer, Bd. 1, Tübingen, S. 105–144.
- Apel, Karl-Otto. 1970b: Einführung zu Ch. S. Peirce, Schriften II. – Frankfurt a. M., S. 11–214.
- Apel, Karl-Otto. 1972a: From Kant to Peirce: The Semiotical Transformation of the Transcendental Logic. – In: Transactions of the 3rd International Kant-Congress (Rochester 1970), The Hague: Reidel., p. 90–104.
- Apel, Karl-Otto. 1972b: Die Kommunikationsgemeinschaft als transzendente Voraussetzung der Sozialwissenschaften. – In: Neue Hefte für Philos. 1, H. 2 13, S. 1–40.
- Austin, J. L. 1961: Performative Utterances. – In: Philosophical Papers, Oxford: Clarendon, S. 220–239.
- Austin, J. L. 1962: How to Do Things with Words. – Cambridge/Mass.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1954a: Logical Syntax and Semantics. – In: Language 30, S. 230–237. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1964, S. 38–46.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1954b: Indexial Expressions. – In: Mind 63, S. 359–379. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1960: A Prerequisite for Rational Philosophical Discussion. – In: Synthese 12, S. 328–332. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970, S. 258–262.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1964: Language and Information. – Reading/Mass.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1967: Rezension von J. A. Fodor u. J. J. Katz (Hrsg.)

1964. – In: *Language* 43, S. 526–550. Wiederabgedruckt in Bar-Hillel 1970, S. 150–201.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1969: *Argumentation in Pragmatic Languages*. – in: Bar-Hillel 1970, S. 206–221.
- Bar-Hillel, Yehoshua. 1970: *Aspects of Language*. – Jerusalem.
- Bierwisch, Manfred. 1966: *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden*. – In: *Kursbuch* 5, S. 77–152.
- Carnap, Rudolf. 1956: *The Methodological Character of Theoretical Concepts*. – In: H. Feigl; M. Scriven (eds.), *Minnesota Studies in the Philosophy of Science I*, Minneapolis, S. 38–76.
- Chomsky, Noam. 1955: *Logical Syntax and Semantics. Their Linguistic Relevance*. – In: *Language* 31, S. 36–45.
- Chomsky, Noam. 1957: *Syntactic Structures*. – The Hague: Mouton.
- Chomsky, Noam. 1959: *Review of D. F. Skinner, Verbal Behavior*. – In: *Language* 35, S. 26–58. Wiederabgedruckt in: J. A. Fodor; J. J. Katz (eds.) 1964.
- Chomsky, Noam. 1961: *On the Notion »rule of grammar«*. – In: R. Jakobson (ed.), *Structure of Language and its Mathematical Aspects*, Providence/Rhode Island.
- Chomsky, Noam. 1964: *Current Issues in Linguistic Theory*. – The Hague.
- Chomsky, Noam. 1965 (1970): *Aspects of the Theory of Syntax*. – Cambridge/Mass. (Deutsche Übersetzung: *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt a. M.).
- Chomsky, Noam. 1966a: *Topics in the Theory of Generative Grammar*. – The Hague: Mouton.
- Chomsky, Noam. 1966b: *Cartesian Linguistics*. – New York und London.
- Chomsky, Noam. 1968 (1970): *Language and Mind*. – New York. (Deutsche Übersetzung: *Sprache und Geist*, Frankfurt a. M.).
- Chomsky, Noam. 1968: *Noam Chomsky and Stuart Hamshire discuss the Study of Language (B.B.C.'s Third Programme vom 8. Juni 1968)*.
- Chomsky, Noam. 1969: *Linguistics and Philosophy*. – In: Sidney Hook (ed.): *Language and Philosophy*, New York, S. 51–93.
- Coseriu, Eugenio. 1968: *Sincronia, diacronia y tipologia*, in: *Actas del XI Congreso Internacional de Linguística y Filología Románicas*, Madrid 1968, pp. 269–283.
- Coseriu, Eugenio. 1970: *Semantik, Innere Sprachform und Tiefenstruktur*. – In: *Folia Linguistica* IV, S. 53–63.
- Fodor, J. A.; Katz, J. J. (eds.). 1964: *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language*. – Englewood Cliffs.
- Gauger, Hans-Martin. 1969: *Die Semantik in der Sprachtheorie der transformationellen Grammatik*. – In: *Linguistische Berichte* 1, S. 1–18.
- Goodman, Nelson. 1967: *The Epistemological Argument*. – In: *Symposium on Innate Ideas*, in: *Synthese* XVII, 1, S. 12–28. Wiederabgedruckt in: *Boston Studies in the Philosophy of Science*, Vol. III, S. 91–107.
- Habermas, Jürgen. 1967: *Erkenntnis und Interesse*. – Frankfurt a. M.
- Habermas, Jürgen. 1970a: *Kritische Bemerkungen zum elementaristischen Programm einer allgemeinen Semantik*. – Arbeitspapier (vervielfältigt).

- Habermas, Jürgen. 1970b: Einführende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – Arbeitspapier (vervielfältigt).
- Habermas, Jürgen. 1971: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. – In: Habermas u. Luhmann 1971, S. 101–141.
- Habermas, Jürgen; Luhmann, Niklas. 1971: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. – Frankfurt a. M.
- Harman, Gilbert. 1967: In: »Some Recent Issues in Linguistics«. – In: *Journal of Philosophy* LXIV, 2, S. 67–97.
- Heger, Klaus. 1971a: Zur Standortbestimmung der Sprachwissenschaft. – In: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 87, S. 1–31.
- Heger, Klaus. 1971b: Monem, Wort und Satz. – Tübingen
- Hymes, Dell. 1967: Models of the Interpretation of Language and Social Setting. – In: *The Journal of Social Issues* 23, S. 8–28.
- Hymes, Dell. 1970: On Communication Competence. – In: Gumperz, J. J.; Hymes, D. (eds.): *Directions in Sociolinguistics*, New York.
- Katz, Jerrold J. 1966 (1970): *The Philosophy of Language*. – New York. (Deutsche Übersetzung: *Philosophie der Sprache*, Frankfurt a. M.).
- Katz, J. J.; Fodor, J. A. 1963: *The Structure of Semantic Theory*. – In: *Language* 39, S. 170–210. Wiederabgedruckt in Fodor u. Katz (eds.) 1964.
- Klüver, Jürgen. 1971: Wissenschaftstheoretische Bemerkungen zur Transformationsgrammatik Chomskys. – Arbeitspapier, Philos. Institut der Universität Saarbrücken.
- Lyas, Colin (Ed.). 1971: *Philosophy and Linguistics*. – London and Basingstoke.
- Lyons, John. 1970: Chomsky. – In: *Modern Masters*, Fontana: Collins.
- McCawley, J. D. 1968: Where Do Noun Phrases Come from? – In: R. Jacobs; P. S. Rosenbaum (eds.): *Readings in English Transformational Grammar*, Waltham/Mass. 1969.
- Nagel, Thomas. 1969: *Linguistics and Epistemology*. – In: S. Hook (ed.): *Language and Philosophy*, New York, S. 171 ff.
- Oksaar, Els. 1971: Sprachliche Interferenzen und kommunikative Kompetenz. – In: *Indo-Celtica*, Gedächtnisschrift für Alf Sommerfeldt, München.
- Ross, J. R. 1967: On the Cyclic Nature of English Pronominalization. – In: *To Honor Roman Jakobson*, The Hague – Paris.
- Ruwet, Nicolas. 1967: *Introduction à la grammaire générative*, Paris 1967.
- Schäfer, Lothar. 1970: Über die Diskrepanz zwischen Methodologie und Metaphysik bei Popper. – In: *Studium Generale* 23, S. 856–877.
- Schlick, Moritz. 1938: *Gesammelte Aufsätze*. – Wien.
- Schnelle, Helmuth. 1970: Theorie und Empirie in der Sprachwissenschaft. – In: *Bibliotheca Phonetica* 9, S. 51–65.
- Searle, J. R. 1969: *Speech Acts*. – Cambridge/Mass. (deutsche Übersetzung: *Sprechakte*, Frankfurt a. M.).
- Stegmüller, Wolfgang. 1969: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*. – Stuttgart⁴.
- Toulmin, Stephan. 1961 (1968): *Foresight and Understanding. An Enquiry into the Aims of Science*. – London. (Deutsche Übersetzung: *Voraussicht*

- und Verstehen. Ein Bericht über die Ziele der Wissenschaft, Frankfurt a. M.).
- Tugendhat, Ernst. 1960: Tarskis semantische Definition der Wahrheit und ihre Stellung innerhalb der Geschichte des Wahrheitsproblems im logischen Positivismus. – In: Philosophische Rundschau 8, S. 131–159.
- Ungeheuer, Gerold. 1967: Kommunikative und extrakommunikative Betrachtungsweise in der Phonetik. – 6. Internat. Kongreß f. phonet. Wiss Prag, Sept. 1967 (in: IPK-Forschungsbericht, Bonn, S. 68–94).
- Winch, Peter. 1958 (1966): The Idea of a Social Science and its Relations to Philosophy. – London. (Deutsche Übersetzung: Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie, Frankfurt a. M.).
- Wunderlich, Dieter. 1968a: McCawleys Tiefenstrukturen. – Drittes Linguistisches Kolloquium Stettenfels, 1.–4. Okt. 1968 (vervielfältigt).
- Wunderlich, Dieter. 1968b: Pragmatik, Sprechsituation, Deixis. – Lehrstuhl f. Linguistik d. Universität Stuttgart, Papier Nr. 9 (vervielfältigt). Jetzt in korrigierter Fassung in: Lili, Jg. 1, Heft 1/2 (1971), S. 153–190.
- Wunderlich, Dieter. 1970: Die Rolle der Pragmatik in der Linguistik. – In: Der Deutschunterricht 22, H. 4, S. 5–41.

Grammatiktheorien in ihrer Anwendung auf das heutige Deutsch

Von Wladimir Admoni

1.

Unter »Anwendung« verstehe ich hier den Gebrauch der Grammatiktheorien als Mittel zur Untersuchung der gegenwärtigen deutschen Sprache. Um dieses Problem zu klären, muß man es von zwei Seiten aus betrachten:

Erstens gilt es zu umreißen, was unter dem heutigen Deutsch zu verstehen ist, d. h. wie das Objekt gestaltet ist, das mit Hilfe von Grammatiktheorien zu untersuchen ist. Zweitens gilt es, unter den vorhandenen Grammatiktheorien den Typus der Grammatiktheorie zu bestimmen, die am geeignetsten ist, das heutige Deutsch als Objekt zu untersuchen.

Zuerst aber eine Vorbemerkung. Wenn man mit gediegenen grammatischen Schriften früherer Jahre zu tun hat, muß man die eigentliche Einstellung der betreffenden Theorie zu ergründen suchen, selbst wenn sie nicht explicite ausgedrückt ist. Man muß also nicht an dem Wortlaut der Thesen der betreffenden Grammatiktheorie auf Grund unserer heutigen Erkenntnisse mäkeln, allerdings sich auch nicht von diesem Wortlaut betören lassen, sondern den eigentlichen Gehalt der betreffenden Theorien aufzudecken und zu prüfen versuchen.

Ich beginne mit der ersten Frage, um sie in aller Kürze zu behandeln. Die deutsche Sprache der Gegenwart ist bekanntlich überaus vielschichtig und reich gegliedert. Es ist nicht schwer, ihre polaren Existenzbereiche zu umreißen; z. B. die von den konkreten Einwirkungen der Redesituation radikal entfernte Sprache der wissenschaftlichen Schriften und die mit der Redesituation unlöslich verwachsene Sprache des mündlichen Verkehrs, die gehobene gewählte Sprache einer feierlichen Zeremonie und die ungezwungene, familiäre Alltagsrede, die oft der Mundart ganz nahe steht. Auch die Zwischenbereiche der heutigen

deutschen Sprache werden erforscht und verschiedenartig benannt, was allerdings viel komplizierter ist. Verbreitet sind solche Bezeichnungen für die Schichtung der gegenwärtigen deutschen Sprache wie Hochsprache – Volkssprache, Einheitssprache – Verkehrssprache – Volkssprache usw.¹ Nun habe ich hier keine Möglichkeit, mich mit allen diesen Bezeichnungen und den hinter ihnen stehenden Ansichten auseinanderzusetzen. Ich glaube aber, daß die gesamte durch diese Bezeichnungen festgehaltene bunte sprachliche Wirklichkeit von der grammatischen Theorie als ein grammatisches System umfaßt werden muß. Unberücksichtigt dürfen hier nur die Mundarten bleiben, da sie ja selbst ihre eigenen und zum Teil sehr verschiedene grammatische Systeme bilden. (Bequemlichkeitshalber werde ich im folgenden, um einen der extremen Existenzbereiche der deutschen Sprache zu bezeichnen, den alten Fachausdruck »Schriftsprache« gebrauchen, und zur Bezeichnung seines Gegenpols: »Umgangssprache«.)

Allerdings wird zuweilen auch das grammatische System der Umgangssprache dem der Schriftsprache als prinzipiell andersartig entgegengesetzt, das sogar z. B. eine selbständige Typologie des Satzes aufweist.² Aber von großer Wichtigkeit scheint mir in diesem Zusammenhang der Schluß zu sein, zu welchem U. Engel in seinem Aufsatz über die Satzbaupläne in der Alltagssprache kommt: »Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß sich Alltagssprache und Schriftsprache weder nach der Zahl noch nach der Art der verwendeten Satzbaupläne nennenswert unterscheiden«³.

Aber selbst beträchtlichere quantitativmäßige Differenzen im Gebrauch der grammatischen Formen und sogar Divergenz im Bestand der gram-

¹ Zu der Schichtung der gegenwärtigen deutschen Sprache vgl. z. B. W. Henzen, *Schriftsprache und Mundarten*, Bern 1954; H. Moser, *Deutsche Sprachgeschichte*, Tübingen 1965, S. 165–184; V. M. Schirmunski, *Deutsche Mundartkunde*, Berlin 1962; H. Brinkmann, *Hochsprache und Mundart*, in: *Wirkendes Wort* 1955/56, H. 2; R. Große, *Die meißnische Sprachlandschaft*, Halle/Saale 1955; U. Engel, *Sprachkreise, Sprachschichten, Stilbereiche*, in: *Muttersprache* 1962, H. 10; H. Moser, *Umgangssprache. Überlegungen zu ihren Formen und ihrer Stellung im Sprachganzen*, in: *Zeitschrift für Mundartforschung* 1961, H. 4; H. Bausinger, *Bemerkungen zu den Formen gesprochener Sprache*, in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart* 1, Düsseldorf 1967.

² Vgl. den Hinweis auf die Lizientienarbeit von Sture Ureland (*Zur Rahmenkonstruktion im deutschen Satz*, Uppsala 1965) bei B. Stolt, *Der prädikative Rahmen und die Reihung*, *Language Monographs. Published by »Moderna språk«*, Salts – Duvnä 1968, S. 25.

³ Vgl. U. Engel, *Satzbaupläne in der Umgangssprache*, in: *Satz und Wort im heutigen Deutsch = Sprache der Gegenwart* 1, Düsseldorf 1967, S. 72.

matischen Formen in irgendwelchen grammatischen Bereichen zwischen der Schriftsprache und Umgangssprache würden an und für sich noch keineswegs bedeuten, daß man hier mit verschiedenen grammatischen Systemen zu tun hat. Dies dürfte man nur dann als bewiesen betrachten, wenn man zeigen könnte, daß die divergierenden Erscheinungen in ihrem Wesen verschieden und aufeinander nicht zurückzuführen seien. Wenn man aber die betreffenden Erscheinungen untersucht, so bemerkt man, daß die vorhandenen Differenzen im Gebrauch und Bestand der grammatischen Formen zwischen der Schriftsprache und der Umgangssprache durch die Einwirkung irgendwelcher Faktoren zu erklären sind und daß man also die betreffenden Erscheinungen nicht als wesensfremde voneinander scheiden darf. Dabei zeichnen sich in der Regel die in der Schriftsprache fixierten Formen im Gegensatz zu den in der Umgangssprache fixierten dadurch aus, daß sie für die »syntaktische Ruhelage«⁴, d. h. für den Gebrauch mit maximalem Ausschuß der Einwirkungen von seiten der Redesituation und des Kontextes geeigneter sind. Dies macht eben die Formen der Schriftsprache in der Regel zu solchen Formen, die als Grundlage des Gesamtsystems der in der deutschen Sprache vorkommenden Abarten dieser Erscheinung zu gelten haben. Man kann ja in sehr vielen Fällen eben die verschiedenen Formungen, in welchen die betreffende Erscheinung in der Umgangssprache auftritt, durch die Besonderheiten der Redesituation, die Emphase, den familiären Charakter der Beziehungen zwischen den Redepartnern usw. als Umgestaltungen aus den Formen ableiten, die in der Schriftsprache angesiedelt sind. Dies schließt gewiß nicht aus, daß solche Umgestaltungen selbst zu syntaktischen Typen (Modellen) werden können.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich bemerken, daß die Ausrichtung auf die schriftsprachlichen grammatischen Formen als die Grundlage für die Aufstellung des grammatischen Systems der gegenwärtigen deutschen Sprache weder genetisch aufzufassen ist noch irgendein Werturteil bedeutet. Was das Genetische betrifft, so ist es ja selbstverständlich, daß die grundlegenden Strukturen der deutschen Sprache sich eben ursprünglich in der Sprache des mündlichen Verkehrs in ihren Grundzügen gebildet haben. Und was die Wertung betrifft, so hat die wissenschaftliche Grammatik überhaupt nicht über den Wert der Gebilde zu entscheiden, welche irgendeinem Bereich der sprachlichen

⁴ O. Behaghel, Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen, in: Indogermanische Forschungen, Bd. XIV, 1903, S. 438–459.

Gemeinschaft irgendeine Funktion frei und in genügendem Ausmaß zu erfüllen imstande sind. Als negativ gelten hier nur die Merkmale einer grammatischen Erscheinung, die die Ausübung ihrer Funktion verhindern oder dem Funktionieren des gesamten Sprachsystems im Wege sind, wie es z. B. seinerzeit die Verschachtelung war, die den Bau des zusammengesetzten Satzes schwerfällig und unübersichtlich machte.

Die häufige Wahl der schriftsprachlichen Formen als Ausgangspunkt bei der Erhellung des grammatischen Systems ist eben nur durch die Rücksichten auf das Wesen dieses Systems selbst bedingt und hat zum Ziel, dieses System eben als System zu erfassen, nicht als ein Nebeneinander von einer Menge gleichberechtigter paralleler Formen.

2.

Nun kommen wir zu unserer zweiten, viel komplizierteren Frage, nämlich zur Bestimmung des Typus der Grammatiktheorie, die besonders gut für die Untersuchung des gegenwärtigen deutschen Sprachbaus geeignet wäre. Es ist eine Frage, die sich hier nur in ihren allgemeinsten Zügen beantworten läßt. Allerdings haben wir bereits eine wichtige Forderung an die grammatische Theorie festgestellt. Da ich eben den Systemcharakter des grammatischen Baus so sehr betont habe, so ist es selbstverständlich, daß von diesem Standpunkt aus an die Grammatiktheorie die Forderung gestellt werden muß, den grammatischen Bau folgerichtig als ein System zu behandeln. Gewiß ist dies ein Gemeinplatz der modernen Linguistik, und ich glaube, daß alle heutigen Sprachtheorien auf irgendeine Weise mindestens deklarativ den Systemcharakter der Sprache anerkennen. Aber es scheint mir doch wichtig, von vornherein die These von der systemmäßigen Betrachtung des Sprachbaus herauszustreichen.

Die Haupttrennungslinie zwischen den Grammatiktheorien verläuft aber heute in einer anderen Richtung. Allerdings könnte man hier mehrere Kriterien für die Klassifizierung der Grammatiktheorien aufstellen. Ich will aber nur die aktuellsten Arten der Grammatiktheorien berücksichtigen.

Es stehen heute vor allem die Theorien, die den grammatischen Bau der natürlichen Sprachen zu formalisieren versuchen, den Theorien gegenüber, die keine Formalisierung anstreben. Sehr wesentlich ist auch die Gegenüberstellung von Theorien, die die konkreten grammatischen

Erscheinungen direkt behandeln, und solchen Theorien, die sie durch Reduktion erkennen wollen. Zu beachten ist auch die Scheidung der Theorien, die die grammatischen Erscheinungen als eindimensional auffassen, von den Theorien, die sie als polydimensionale betrachten.

Wir beginnen mit der Gegenüberstellung: Formalisierung – Nicht-Formalisierung. Zuerst aber eine negative Kennzeichnung.

Unter Formalisierung verstehe ich nicht den Gebrauch von symbolischen Zeichen, Abkürzungen und Modellen verschiedener Art, d. h. nicht die Darstellung des grammatischen Materials in der Form von Schemata und Diagrammen, obgleich dies oft als Formalisierung der Grammatik betrachtet wird. Die Paradigmen der alten Schulgrammatik sind ja auch Schemata, obgleich diese Grammatik keineswegs formalisiert war. Jede grammatische Theorie braucht mehr oder weniger Modellierung und Schematisierung des Stoffes, um seine Fülle übersehbar zu machen. Auch die Modellierung als solche ist uralt in der Grammatik, denn jegliche Aufstellung von allgemeinen Typen, die als Muster zur Bildung von ähnlichen Konstruktionen dienen sollten, ist ja nichts anderes als Schaffung von Modellen. Die Typisierung in der Grammatik ist nur eine andere Seite der Modellierung, selbst wenn die Grammatik nicht normativ, sondern rein theoretisch eingestellt ist. Und es hat nie eine grammatische Theorie gegeben, die ohne Typologie auskommen konnte. Sogar der Gebrauch von Formeln, die aus vereinbarten symbolischen Zeichen bestehen (z. B. die Bezeichnung der Satzglieder bei der Analyse des Satzes durch Buchstaben), ist an und für sich kein Beweis für die Formalisierung der grammatischen Theorie eben als einer wissenschaftlichen Theorie. Man hat es hier nur mit der Formalisierung der Darstellungsweise zu tun, die von verschiedenen grammatischen Theorien in verschiedenem Ausmaß angewandt werden kann. Entscheidend sollte hier nur die Forderung sein, daß die Formeln, symbolischen Zeichen, Abkürzungen zweckmäßig angewandt werden, d. h. daß sie die Darstellung knapper und anschaulicher gestalten, ohne das Verständnis des Dargestellten zu erschweren.

Die Formalisierung der Darstellungsweise ist also mehr oder weniger allen Grammatiktheorien eigen, und insofern sind sie alle mehr oder weniger formalisiert. Aber dies ist noch keine Formalisierung der Grammatiktheorie in ihrer Ganzheit, d. h. eben als einer Theorie.

Unter der eigentlichen (»theoretischen«) Formalisierung im Bereich der Grammatik der natürlichen Sprachen verstehe ich die Zugrundelegung von scharf umrissenen, widerspruchsfrei definierten Begriffen

axiomatischer Art, die Wahl der in die Untersuchung einbezogenen grammatischen Gegebenheiten nur im Einklang mit diesen Begriffen und das Operieren mit diesen Begriffen und Gegebenheiten nur nach strengen, von vornherein festgelegten Regeln. Das formalisierte Verfahren ist ein geschlossenes Verfahren, das sich in scharf umrissenen Grenzen bewegt. Seinem Wesen nach strebt das formalisierte Verfahren die mathematische und mathematisch-logische Ausdrucksweise an, kann aber auch im Rahmen und mit Mitteln der formalen Logik durchgeführt werden.

In der gegenwärtigen Grammatiktheorie ist der Hang zur Formalisierung sehr stark, obgleich er in einigen Fällen nicht zu hundertprozentiger Durchführung kommt, was übrigens keineswegs als Tadel gemeint ist. Sehr entwickelt ist die Formalisierung in einigen Abzweigungen der generativen Grammatik (besonders bei N. Chomsky und S. K. Schaumjan) und in der sog. Abhängigkeitsgrammatik. Auch der amerikanische Deskriptivismus und die Glossematik waren in hohem Maße formalisiert.

Den auf Formalisierung aufgebauten Grammatiktheorien stehen die nicht-formalisierten gegenüber. Es sind offene Theorien, d. h. ihr Verfahren ist nicht auf die Anwendung einer begrenzten Anzahl von Begriffen und Operationen beschränkt, sondern darauf angelegt, immer neue, qualitativ andersartige Erscheinungen zu erfassen, die Operationsarten zu ändern und zu kombinieren, die Behandlung der grammatischen Erscheinungen nach verschiedenen, sogar widersprechenden Richtlinien vorzunehmen und zu ihrer Bestimmung und Klassifizierung nicht ein einziges einheitliches Kriterium anzuwenden, sondern mehrere qualitativ verschiedene Kriterien. Die nicht-formalisierten Grammatiktheorien beschränken nicht von vornherein durch gewisse Vorbedingungen den von ihnen behandelten sprachlichen Stoff, sondern erheben den Anspruch, für den sprachlichen Gesamtstoff gültig zu sein. Aber wenn solche Allgemeingültigkeit früher in den nicht-formalisierten Grammatiktheorien (z. B. bei den Junggrammatikern) in etwas naiver Weise durch das Bestreben erreicht werden sollte, alle grammatisch relevanten sprachlichen Erscheinungen zu registrieren, so gehen die neueren nicht-formalisierten Grammatiktheorien (wenn auch gewöhnlich nur implizit) darauf aus, die mannigfaltigen Perspektiven zu eröffnen, die es nötigenfalls gestatten, das grammatische Wesen auch der sprachlichen Erscheinungen zu erfassen, die noch nicht unmittelbar in die grammatische Forschung einbezogen waren.

Die nicht-formalisierten Grammatiktheorien, die ich künftig als offene Grammatiktheorien bezeichnen werde, da gerade die Offenheit mir als das wichtigste Merkmal der nicht-formalisierten Theorien erscheint, treten gewöhnlich nicht als entwickelte theoretische Systeme auf, sondern implizit, in der Form von nicht ausgesprochenen theoretischen Voraussetzungen der Forschungspraxis. Aber das hindert nicht, sie eben als Grammatiktheorien zu berücksichtigen, da uns nicht die äußere Vollkommenheit in der Darlegung der Grammatiktheorien interessiert, sondern der Gedankenkreis, der tatsächlich gewichtigen grammatischen Forschungen zugrunde gelegt worden ist und objektiv aus diesen Forschungen erschlossen werden kann. Daß bei solcher Erschließung oft kein lückenloses System zu entziffern ist und manches in der Schwebe bleibt, muß man dabei freilich in Kauf nehmen. Die formalisierten Grammatiktheorien treten ihrem Wesen gemäß immer als explizit ausgearbeitete auf.

Als auf der Grundlage von offenen Grammatiktheorien gebaut können in der gegenwärtigen Germanistik z. B. alle (expliziten oder impliziten) Richtungen gelten, die die Funktion (die Leistung) der sprachlichen Formen in den Vordergrund der Forschung rücken.

Es entsteht nun die Frage, welche von den beiden eben umrissenen Grammatiktheorien geeigneter ist, der Erforschung des grammatischen Baus der gegenwärtigen deutschen Sprache (übrigens aller natürlichen Sprachen, vor allem der modernen Nationalsprachen überhaupt) zu dienen. Ich werde zu zeigen versuchen, daß nur die offenen Theorien dieser Aufgabe in vollem Umfang wirklich gewachsen sind.

Dies soll kein Werturteil in dem Sinne sein, daß alle offenen Grammatiktheorien gut und dementsprechend alle formalisierten Grammatiktheorien schlecht seien. Erstens sind alle Theorien nur mit Rücksicht auf die Möglichkeiten zu beurteilen, die sie zur Lösung der ihnen gestellten Aufgaben geben. Und die formalisierten Grammatiktheorien sind imstande, verschiedene Aufgaben zu lösen, die eben eine genaue Kodierung des grammatischen Systems der natürlichen Sprachen erfordern. Dies ist der Fall z. B. bei der maschinellen Übersetzung. Zweitens kann eine offene Grammatiktheorie schlecht, d. h. lückenhaft, mit falscher Sicht auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Aspekten des Sprachbaus usw. aufgebaut sein, wogegen eine formalisierte Grammatiktheorie gut aufgebaut sein kann, d. h. mit richtiger, erschöpfender Wahl und genauer Definition der Ausgangsbegriffe, mit exakter Durchführung aller vorgesehenen Operationen usw.

Wenn ich sage, daß die offenen Grammatiktheorien den formalisierten vorzuziehen seien, so meine ich nur, daß für die Lösung der Aufgabe, die wir uns hier gestellt haben, nämlich für die Erforschung des gegenwärtigen deutschen grammatischen Systems in seiner mannigfaltigen Ganzheit und Buntheit die offenen Theorien besser geeignet sind als die formalisierten. Man sollte es sogar noch schärfer formulieren. Eine adäquate Erfassung des grammatischen Systems einer natürlichen hochentwickelten Sprache ist überhaupt nur mit Hilfe von offenen Theorien möglich.

Dies ist in dem Wesen der natürlichen Sprache und ihres grammatischen Baus selbst begründet.

Vor vielen Jahren hat einer der Schüler von F. de Saussure, S. Karcevski, die Einseitigkeit in der Saussureschen Auffassung des Sprachsystems überwindend, auf die asymmetrische Gestaltung der grammatischen Bedeutungsgehalte im sprachlichen System hingewiesen.⁵ Das Asymmetrische ist aber nur einer der Züge des sprachlichen (besonders des grammatischen) Systems, die diesem System einen sehr komplizierten, schwer faßbaren Charakter verleihen. Die wichtigsten von diesen Zügen sind folgende:

Jede grammatische Einheit (z. B. jede grammatische Wortart) ist mit mehreren grammatischen Merkmalen ausgestattet, die aber unter den konkreten zu dieser Einheit gehörenden Einzelgebilden nicht gleichmäßig verteilt sind. Nur ein Teil von diesen Gebilden besitzt die betreffenden Merkmale komplett. Andere besitzen nur einige von solchen Merkmalen, weisen aber einige andere Merkmale auf, die in manchen Fällen auch für die Einheiten einer anderen Art (z. B. für eine andere Wortart) kennzeichnend sind. Ich fasse diese Besonderheiten in der typischen Beschaffenheit des grammatischen Systems zusammen unter den Bezeichnungen »Aspektreichtum« und »Feldstruktur« der grammatischen Erscheinungen.⁶

Um solche Beschaffenheit der grammatischen Einheiten zu veranschaulichen, sei es mir gestattet, hier in aller Kürze das System des deutschen Adjektivs als einer grammatischen Wortart zu skizzieren.

Als grammatische Merkmale des deutschen Adjektivs gelten: 1) die verallgemeinerte grammatische Bedeutung der Eigenschaft eines Dinges, 2) die Veränderung nach den grammatischen Geschlechtern, 3) die

⁵ S. Karcevski, Du dualisme asymétrique du signe linguistique, in: Travaux du cercle linguistique de Prague, Prag 1929.

⁶ Vgl. W. Admoni, Der deutsche Sprachbau, München 1970, 3.

zwiefache Deklinationsart (stark und schwach), d. h. die Variabilität der Deklination in Abhängigkeit von der Struktur der Substantivgruppe, 4) die Komparation, 5) das Vorhandensein von zwei Formen in Bezug auf die flexivische Ausstattung des Wortes: einer veränderlichen und einer unveränderlichen Form (Kurzform), 6) syntaktische Bezogenheit auf ein substantivisches Wort. Wenn man aber den gesamten deutschen Wortbestand und Formenbestand betrachtet, der traditionsmäßig zu den Adjektiven gezählt wird, so sieht man zugleich, wie es auch in allen vollständigeren Grammatiken zu lesen ist, daß nur ein Teil dieses Bestandes alle diese Merkmale besitzt, eigentlich nur die sog. qualitativen absoluten Adjektive, obgleich auch einige von ihnen ihrer Semantik oder ihres Ursprungs wegen hier nicht vollwertig sind. So würden ganz merkwürdig solche Superlative klingen wie *am purpursten* oder besonders *am strohgelbsten*, obgleich solche Superlative wie *am blauesten* oder *am grünsten* durchaus normal anmuten. Je präziser und semantisch umgrenzter die adjektivischen Farbbezeichnungen werden, desto weniger scheinen sie der Komparation fähig zu sein, besonders wenn sie zusammengesetzt sind. Keine Komparation hat auch das entlehnte Farbadjektiv *lila*. Es gibt noch einige Arten der qualitativen Adjektive, die keine Komparation aufweisen, z. B. die von H. Brinkmann ausgesonderte Gruppe von zusammengesetzten Adjektiven, die für den Vergleich gebildet sind (*uralt*, *übergroß* u. ä.), und einige andere.⁷ Es gibt ganze Unterarten des Adjektivs, die der Komparation nur dann fähig sind, wenn sie in übertragener Bedeutung gebraucht werden – es sind die meisten Typen der relativen Adjektive, sowohl (nach meiner Einteilung und nach meiner Terminologie) die semantisch-relativen (*hiesig*, *betrieblich* usw.), als auch die ethymologisch-relativen (*kupfern* usw.) Adjektive.⁸ In der Duden-Grammatik werden zu den »vergleichsunfähigen«, d. h. die Steigerungsgrade nicht bildenden Adjektiven gezählt: a) charakterisierende Adjektive, »deren Bedeutung aber einen Gradunterschied nicht zuläßt«, b) Adjektive, die nur attributiv sind oder nur im verbalen Bereich verwendet werden.⁹ Aber nicht nur die Fähigkeit, Steigerungsstufen zu bilden, kann manchen Adjektiven fehlen. Einige Adjektive erscheinen nur in der vollen (flexivischen) Form oder nur in der Kurzform; vgl. einerseits: *der heu-*

⁷ H. Brinkmann, *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*, Düsseldorf 1962, S. 127.

⁸ W. Admoni, *Der deutsche Sprachbau*, § 30.

⁹ DUDEN-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Mannheim 1966, S. 241–242. Es werden allerdings auch mehrere Ausnahmen von den Regeln angeführt.

tige Tag, der obere Rand usw., andererseits *Er ist mir gram, zugetan* usw.¹⁰ Damit ist, wie bereits erwähnt, die Begrenzung in der Verwendung der Adjektive verknüpft: die Adjektive, die keine Kurzform haben, werden nur attributiv verwendet, die Adjektive, die keine flexivische Form haben, werden nur in der Gruppe des Verbs verwendet. Was aber die Kurzform betrifft, so fällt sie mit der Form des gleichwurzigen Adverbs zusammen, was ja viele Forscher veranlaßt hat, die Kurzform überhaupt nicht als eine zum Adjektiv gehörende Form zu betrachten.¹¹

Dies alles sind allgemein bekannte Tatsachen. Aber ich mußte – übrigens ohne das Material zu erschöpfen – sie hier anführen, um zu zeigen, daß sich im Wort- und Formenbestand des deutschen Adjektivs ein Kern aussondern läßt. Zu diesem Kern gehören solche Wörter, die mit allen grammatischen Merkmalen des Adjektivs versehen sind. Um diesen Kern gruppiert sich eine Anzahl von Wörtern und Wortformen, die mit solchen adjektivischen Merkmalen nur zum Teil versehen sind. Sie bilden die Peripherie des Adjektivs als einer besonderen grammatischen Wortart, wobei einige von den Bestandteilen der Peripherie sich so weit von dem Kern entfernen und anderen Wortarten nähern, daß ihre Zugehörigkeit zu den Adjektiven überhaupt bestritten wird.

Die Struktur der grammatischen Einheiten ist also keine abgeschlossene und scharf umrissene Struktur, die von den anderen Strukturen durch feste Grenzen getrennt ist; sie ist nicht diskret. Die Struktur der grammatischen Einheiten ist also, wie gesagt, eine Feldstruktur. Die grammatischen Einheiten sind miteinander durch verschiedene Übergangserscheinungen verbunden. Mehrere Wörter und Wortformen sind gleichzeitig auf verschiedene Wortarten ausgerichtet, und im täglichen Sprachgebrauch verschieben sich – vielleicht fast unmerklich, aber unausgesetzt – die Schranken zwischen den Wortarten, überhaupt zwischen den einzelnen grammatischen Einheiten.

Dies ist die Natur des grammatischen Systems. Nur die offene Grammatiktheorie, die eben das Fließende in den grammatischen Erscheinungen berücksichtigt, ist imstande, dieser Natur gerecht zu werden und

¹⁰ DUDEN-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, S. 208–209.

¹¹ Z. B. H. Glinz, *Die innere Form des Deutschen*, Bern 1952, S. 110. Die Kurzform und das gleichwurzige Adverb wurden auch von vielen früheren Grammatikern als eine einheitliche grammatische Form betrachtet, z. B. von J. C. Adelung (s. M. H. Jellinek, *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung*, Bd. II, Heidelberg 1914, S. 101–104, 383–384.) Vgl. auch W. Admoni, *Der deutsche Sprachbau*, S. 8–9, 146–149.

das grammatische System in seiner eigentlichen Existenz zu erschließen, nicht als eine der grammatischen Wirklichkeit fremde Abstraktion. Aber sie kann ihr unabsehbares und veränderliches Material gewiß nicht auf die Weise bewältigen, daß sie dieses Material doch zu erschöpfen versucht und alle grammatisch relevanten Erscheinungen notiert. Dies wäre praktisch unmöglich – schon deswegen, weil während des Materialsammelns sich die Sprachwirklichkeit immer weiter verändern würde. Die offene Grammatiktheorie muß selbstverständlich über sehr reichhaltigen und sich immer vermehrenden Stoff verfügen. Aber die richtige Erfassung des Stoffes kann nur darin bestehen, daß man die Perspektiven ermittelt, die von den festen Ansatzpunkten in die Übergangsbereiche und zu den Einzelhervorbringungen des sprachlichen Lebens führen, so daß die Möglichkeit entsteht, auch das neuhinzukommende Material zu erfassen, wenn es in den Blickpunkt des Forschers treten wird. Es müssen also in der gesamten Fülle von grammatischen Erscheinungen die Kerne der Feldstrukturen ausgesondert werden, es muß die Art festgestellt werden, wie sich um diese Kerne die Peripherien lagern, wie sie sich mit nachbarlichen Feldstrukturen berühren und kreuzen usw.

Die offene Grammatiktheorie verzichtet also keineswegs auf Bestimmung der Hierarchie der grammatischen Strukturen, auf die Aufstellung von dominierenden Typen der grammatischen Erscheinungen. Im Gegenteil, die offene Grammatiktheorie ist vor allem eben darauf bedacht, die Kerne der Feldstrukturen zu bestimmen und auf diese Weise die »reinen« grammatischen Typen herauszuschälen und sie zu systematisieren. Aber dies geschieht nicht, um solche Typen von der Gesamtwirklichkeit des sprachlichen Lebens zu isolieren und sie zu verabsolutieren, sondern um die verschiedenartigsten Projektionen aufzudecken, die sie mit dieser Wirklichkeit verbinden. Eben in dieser Hinsicht ist die offene Grammatiktheorie im eigentlichsten Sinne des Wortes offen.

Dies bedeutet gewiß nicht, daß es im grammatischen System überhaupt keine Erscheinungen gibt, die man erschöpfend darzustellen vermag. Besonders im Bereich der morphologischen Formen als solcher, d. h. wenn man sie als morphematische Bildungen betrachtet, ohne Bezugnahme auf ihren Bedeutungsgehalt und syntaktischen Gebrauch, ist es in vielen Fällen nicht nur möglich, sondern auch unbedingt notwendig, eine erschöpfende Liste entsprechender Bildungen zusammenzustellen. Dies gilt im Deutschen z. B. für solche Formklassen wie die starken Verben, die Präterito-Präsentien usw. Aber bei der Aufstellung von

solchen Listen hebt sich überhaupt die Gegenüberstellung von formalisierten und offenen Grammatiktheorien auf. Diese Listen werden auf empirischem Wege zusammengestellt, d. h. sie sind in der Regel seit langem in der deutschen Grammatik zuerst in ihren größeren Zügen und dann allmählich immer genauer und erschöpfender ermittelt worden.

3.

Nun sind die reduzierenden und direkten Grammatiktheorien an der Reihe.

Unter den reduzierenden verstehe ich solche Grammatiktheorien, die das eigentliche Wesen der konkreten grammatischen Erscheinungen durch ihre Reduzierung (Zurückführung) auf primäre, wesentliche grammatische Erscheinungen erschließen wollen. Unter den direkten Grammatiktheorien verstehe ich solche, die das Wesen der konkreten Erscheinungen aus ihnen selbst, aus ihrem Wort- und Formenbestand, aus ihrem Bedeutungsgehalt und aus ihrer Gebrauchsweise unter Berücksichtigung ihrer Beziehungen zu anderen grammatischen Erscheinungen zu erschließen versuchen.

Ansätze zur Bildung einer reduzierenden Theorie waren im 19. Jh. vorhanden, als die wissenschaftliche Erklärung der grammatischen Formen bei den Junggrammatikern ihrer historischen Erklärung fast gleichgesetzt wurde.

Heutzutage sind die reduzierenden Grammatiktheorien vor allem durch die generative Grammatik vertreten. Allerdings will die generative Grammatik unmittelbar die konkreten sprachlichen Formen nicht reduzieren, sondern – im Gegensatz dazu – sie erst erzeugen (eben generieren). Aber um das zu tun, betrachtet die generative Grammatik die meisten konkreten grammatischen Formen als nur äußerliche, als »Oberflächenstrukturen«, deren Wesen man dadurch bestimmt, daß man die ihnen zu Grunde liegenden »eigentlichen«, »wahren« Formen ermittelt, die »Tiefenstrukturen«. Um von den Oberflächen zu Tiefenstrukturen zu gelangen, muß eine (oder müssen mehrere) Transformationen vorgenommen werden, die dann in umgekehrter Reihenfolge durchlaufen werden müssen, um die entsprechende Oberflächenform aus der entsprechenden Tiefenstruktur zu erzeugen. Der Schwerpunkt der generativen Grammatik liegt eben auf solchen Transformationen. Sie sind das Kennzeichnendste für die generative

Grammatik, und die konkreten sprachlichen Erscheinungen sind für die generative Grammatik vor allem ein Objekt der Transformationen. Eben deswegen wird die generative Grammatik, besonders einige Abzweigungen von ihr, oft mit Recht als Transformationsgrammatik (auch Transformationsanalyse) bezeichnet.

Selbstverständlich werden die konkreten grammatischen Formen während ihrer Vorbereitung für die Transformationen auch in der generativen Grammatik auf verschiedene Weise untersucht. Aber dies geschieht mit dem Ausblick auf ihre Transformationspotenzen, auf ihre Beziehungen zu den Tiefenstrukturen. Das Ziel der generativen Grammatik ist nicht ihre Erkenntnis als grundlegender grammatischer Formen der Sprache, die unmittelbar zum grammatischen System gehören und in komplizierten hierarchischen Beziehungen zu anderen Komponenten dieses Systems stehen, sich aber in ein und derselben Dimension wie diese bewegen, sondern ihre Zurückführung auf andere, verborgene Sprachformen, die ihre spätere Reproduzierung ermöglicht. Dies ist die Einstellung der generativen Grammatik, und eben das ist die Einstellung der reduzierenden Grammatiktheorie.

Es gibt mehrere – zum Teil widersprechende – Abzweigungen der generativen Grammatik, und sie hat auch manche Etappen in ihrer Entwicklung durchgemacht. Ich werde sie hier aber als eine einheitliche Theorie prüfen, in ihren Grundzügen, die ihrer Grundeinstellung entspringen. Deswegen verzichte ich darauf, sie durch den Hinweis abzutun, daß sie zur wahren Erkenntnis des grammatischen Baus der Sprache schon deshalb untauglich ist, weil sie die Tendenz aufweist, als eine formalisierte Grammatiktheorie aufzutreten. Die Formalisierung gehört keineswegs zu ihrem Wesen. Es wäre nicht schwer, auch eine konsequent offene generative Grammatik aufzubauen. Nicht ausgeschlossen wäre dabei die Beibehaltung der transformationellen Symbolik, da die Symbolik an und für sich, wie gesagt, mit der Formalisierung der Theorie nicht identisch ist.

Die generative Grammatik ist wirklich nicht imstande, die wahre Erkenntnis des grammatischen Baus der Sprache zu gewährleisten. Aber der Grund dafür liegt einfach in der Beschränktheit der Erkenntnisse, die die generative Grammatik als solche zu liefern vermag. Bei diesem Problem müssen wir längere Zeit verweilen. Was leistet also eigentlich die generative Grammatik? Was ist der eigentliche Sinn der Transformationen, die von der Oberfläche in die Tiefe des grammatischen Systems und in umgekehrter Richtung führen?

Zu genetischen Erkenntnissen kann man auf diesem Wege nicht gelangen. Die Vertreter der generativen Grammatik erheben auch keinen Anspruch darauf. Wenn bei einigen Transformationen die betreffenden grammatischen Formen auf solche zurückgeführt werden, aus welchen sie historisch wirklich entstanden sind (z. B. bei der Zurückführung von einigen Arten der deutschen zusammengesetzten Substantive auf die Gruppen mit dem attributiven Genitiv), so ist das nur ein zufälliges Zusammentreffen. Gerade bei solchen Transformationen, die für die generative Grammatik besonders kennzeichnend sind, namentlich bei der Zurückführung verschiedener syntaktischer Bildungen auf »Kernsätze«, ist der Zusammenfall mit dem geschichtlichen Entwicklungsgang in der Regel vollständig ausgeschlossen.

Aber vielleicht spiegeln die Transformationen der generativen Grammatik den Mechanismus der menschlichen Psyche wider, der die grammatischen Formen der Oberflächenstruktur erzeugt? Vielleicht haben sie also eine psychologische (oder psychophysiologische) Begründung? Aber auch wenn das der Fall wäre, würde es noch nicht bedeuten, daß sie dadurch entscheidende Erkenntnisse über den grammatischen Bau zu gewinnen imstande wären. Sie gehörten dann in den Bereich der Sprachpsychologie und -physiologie, könnten im Sprachunterricht verwertet werden. Aber das grammatische System als solches wäre dadurch noch nicht erschlossen, denn dieses System wird als Ganzes durch das Funktionieren seiner Bestandteile in ihrer Wechselwirkung bestimmt, und darüber können die Transformationen keine Auskunft geben. Doch in Wirklichkeit liegen der überwältigenden Mehrheit der Transformationen der generativen Grammatik keine Prozesse zu Grunde, die in der menschlichen Psyche vor sich gehen. Es ist nicht bewiesen und kann meines Erachtens auch nicht bewiesen werden, daß dem Gebrauch einer Substantivgruppe die Bildung eines Kernsatzes im innersten (selbst im unbewußten) Denkverlauf vorangeht. Nachdem solche syntaktischen Bildungen wie z. B. die Substantivgruppe sich in der Sprache eben als syntaktische Strukturen gestaltet haben, stehen sie im grammatischen System neben anderen syntaktischen Strukturen, in verschiedenen hierarchischen Beziehungen zu ihnen, aber auch in unmittelbarer Beziehung zu dem Bewußtseinsstoff, der durch sie zum Ausdruck gebracht wird, was selbstverständlich die Möglichkeit der bewußten, stilistisch bedingten Umformung einer Konstruktion in eine andere (z. B. eines Nebensatzes in eine Substantivgruppe) nicht ausschließt.

Aber vielleicht besteht die Leistung der Transformationen der generativen Grammatik darin, daß sie auf eine besondere Weise ermöglichen, das grammatische System der Sprache aufzubauen, indem alle seine konkreten Formen vermittels gewisser Operationen letzten Endes auf eine einzige Struktur (oder auf eine ganz geringe Anzahl von Strukturen) zurückgeführt werden, so daß der gesamte grammatische Bau der betreffenden Sprache als Entfaltung einiger weniger und einander ergänzender Grundstrukturen entsteht? Doch wenn dabei die natürlichen Sprachen gemeint sind, so kann dieses Verfahren zu keinen positiven Ergebnissen führen. Erstens kann eine solche frontale Zurückführung aller konkreten grammatischen Formen auf die Grundstrukturen nur mit Hilfe von sehr komplizierten und willkürlichen Transformationen erreicht werden – nur, wenn man der Sprache Zwang antut. Zweitens darf man das reale grammatische System einer Sprache nur dann als erschlossen betrachten, wenn, wie gesagt, das Zusammenwirken ihrer Formen in der konkreten Gestaltung der Rede erforscht wird. Das durch die Transformationen geschaffene grammatische System – abgesehen davon, daß es ein durchaus künstliches wäre, – würde nur einen ganz kleinen Teil des wirklichen grammatischen Systems umfassen.

Die Leistung der generativen Grammatik für die Erforschung des grammatischen Baus der Sprache liegt also weder im genetischen, noch im psychologischen Bereich, noch im Bereich der Systembildung. Ihre Leistung liegt in einem viel engeren Bereich – im Bereich des Bedeutungsgehalts der grammatischen Formen. Der reelle Wert der Transformationen, die mit einer grammatischen Form durchgeführt werden, besteht darin, daß auf diese Weise verschiedene Bedeutungen und Unterbedeutungen dieser Formen anschaulich expliziert werden. Auch eine gewisse Systematik der Bedeutungsgehalte der grammatischen Formen kann auf diese Weise erzielt werden, da die Transformationen, wenn sie zwanglos durchgeführt werden, eben die verschiedenen Möglichkeiten der Wiedergabe eines und desselben verallgemeinerten Bedeutungsgehalts (gewöhnlich unter verschiedenen Gesichtswinkeln) in Berührung bringen.

Allerdings sind die Transformationen der generativen Grammatik nicht das einzige Mittel, den Bedeutungsgehalt der grammatischen Formen zu bestimmen und diese Bedeutungsgehalte zu systematisieren. Außerdem könnte man die den Sinn der Ausgangsform erschließenden Operationen mit gleichem Recht nicht als Transformationen gestalten und

bezeichnen, sondern als Zusammenstellung, als Errichtung von – vollständigeren oder unvollständigeren – Parallelen. Man darf auch nicht vergessen, daß praktisch die Transformationen (oder Zusammenstellungen) seit langem in der Grammatik üblich waren. Die traditionelle Klassifizierung des Genitivs nach solchen Arten wie Genitivus subjektivus, Genitivus objektivus beruht ja auf der Zusammenstellung mit entsprechenden Satzkonstruktionen.

Trotz alledem gewann die generative Grammatik im letzten Jahrzehnt in manchen Ländern eine Vorrangsstellung in den grammatischen Untersuchungen. Der Glanz der generativen Grammatik ist aber leicht zu erklären. Er entspringt nicht so sehr den wirklichen Leistungen dieser Grammatik, sondern der Tatsache, daß sie eine immer empfindlichere Lücke in der strukturalistischen Grammatik wenigstens zum Teil zu schließen ermöglichte.

In der amerikanischen Linguistik, zum Teil in der Weltsprachwissenschaft, ist die generative Grammatik nämlich zu der Zeit aufgetreten, als die Enge der deskriptivistischen Sprachauffassung – zum Teil der strukturalistischen Sprachauffassung überhaupt – immer offensichtlicher wurde. Die generative Grammatik gab die Möglichkeit, den von dem Distributionalismus verpönten Bedeutungsgehalt der grammatischen Formen wieder zum Gegenstand der grammatischen Forschung zu machen, dabei vermittels eines Verfahrens, das streng durchgeführt und formalisiert war. N. Chomsky selbst hat die Einführung der Transformationsanalyse eben mit der Notwendigkeit begründet, die Beschränktheit der grammatischen Analyse nach den immediate constituents zu überwinden. Objektiv betrachtet, ist es die Einbeziehung der Semantik in die mit exakter Methodik arbeitenden grammatischen Theorien, überhaupt die Ausweitung des Gesichtskreises dieser Theorien, mit dem Ausblick auf die systematische Erfassung des ganzen Sprachbaus, die der generativen Grammatik zu ihrer Verbreitung verhalf und sie mit Glanz umstrahlte.

Aber in Wirklichkeit bietet die generative Grammatik, wie wir oben ausgeführt haben, keine Grundlage für die adäquate Untersuchung des grammatischen Baus in seiner Ganzheit. Daraus erwächst das Elend der generativen Grammatik, das sich mit ihrem Glanz paart. Die Transformationsgrammatik, die oft mit Erfolg zur Erhellung des Bestandes einzelner grammatischer Bereiche angewandt wird, versagt, wenn man eine zusammenhängende Grammatik irgendeiner Sprache zu liefern hat. Und bei vielen Gelegenheiten tritt die Unklarheit zu-

tage, die dem Begriff des Zurückführens der konkreten (äußerlichen) grammatischen Formen auf die wesentlicheren (tieferen) überhaupt eignet, worüber bereits die Rede war. In den letzten Jahren war die generative Grammatik auch solch heftigen Angriffen ausgesetzt, wie sie in den Annalen der Sprachwissenschaft nur selten zu verzeichnen sind.¹² In mancher Hinsicht sind diese Angriffe ungerecht. Zum Teil aber sind sie doch objektiv gerechtfertigt – nämlich dadurch, daß hier eine Grammatiktheorie, die die konkreten grammatischen Formen durch ihre Zurückführung auf irgendwelche andere, wesentlichere Formen (Tiefenstrukturen) erklären will und also reduzierend ist, den Anspruch erhebt, die Gesamtdeutung des grammatischen Systems zu geben. Eine adäquate Erfassung der konkreten grammatischen Formen und des durch ihr Zusammenwirken gebildeten grammatischen Gesamtsystems wird aber nur dann möglich, wenn man sie als vollwertige grammatische Bildungen betrachtet, die mit dem gedanklichen Bedeutungsgehalt der menschlichen Rede unmittelbar in Verbindung stehen, ohne irgendwelche Vermittlung durch tiefere Strukturen. Dies bedeutet keine Isolierung der konkreten grammatischen Formen. Im Gegenteil, ihr gesamtes Verhalten – auch in Bezug auf die Variationen in ihrem Bedeutungsgehalt – kann und muß aus ihrem Zusammenwirken mit anderen grammatischen Formen erschlossen werden, mit welchen sie paradigmatische Reihen bilden oder in syntagmatische Berührung kommen. Aber sie sind doch als die ausschlaggebenden Realitäten des grammatischen Systems da, mit all ihren grammatisch relevanten Eigenheiten, zu denen auch ihre rhythmische Schwere, ihre auf die Komposition des Satzes bezüglichen Potenzen usw. gehören. Es können somit nur die »direkten« Theorien zur richtigen Erkenntnis des grammatischen Systems führen.

4.

Es bleibt uns noch die Alternative zu behandeln zwischen den monodimensionalen und polydimensionalen Grammatiktheorien. Dies ist gewiß nicht wörtlich zu verstehen. Ganz monodimensional kann eine Grammatiktheorie, wenn sie nicht zu rein experimentalen Zwecken aufgestellt ist, nur in den allerseltensten Fällen sein. (Man könnte vielleicht den antimentalistischen Distributionalismus als eine Art mono-

¹² Z. B. J. Herdan, *The crisis of modern general linguistics*, in: *La linguistique* 1967, Nr. 1.

dimensionaler Grammatiktheorie betrachten, wenn man nicht die aus der Distribution gewonnene Paradigmatik als die zweite grammatische Dimension auffaßt). In Wirklichkeit stehen hier in der Regel die weniger- den mehrdimensionalen Grammatiktheorien gegenüber.

Doch gibt es auch solche Verfahrensweisen, die sich Grammatiken nennen und somit auf den Rang einer Grammatiktheorie Anspruch erheben, zugleich aber ganz bewußt nur eine Seite des grammatischen Materials zu ordnen suchen. Dies gilt z. B. für die sog. Abhängigkeitsgrammatik, die zum Ziel hat, den Satz als ein System von syntaktischen Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den Wörtern darzustellen, gewöhnlich mit Hilfe von Schemata.¹³ Als das leitende (herrschende) Glied erscheint dabei in der Regel die finite Verbalform. Alle anderen Komponenten des Satzes werden auf Grund ihrer Beziehungen zum Verbum finitum bestimmt.

Als ein Zugriff, der in Verbindung mit anderen Zugriffen das Wesen der syntaktischen Beziehungen im Satz zu klären hilft, ist die konsequent und tief durchgeführte Bestimmung der Abhängigkeitsbeziehungen zwischen den Wörtern im Satz nicht nur zulässig, sondern sogar unentbehrlich. Aber wenn dieser Zugriff verabsolutiert wird und als eine besondere Grammatiktheorie zur Erschließung der Satzstruktur zu dienen hat, so führt er unweigerlich zur Verkennung der wahren Struktur des Satzes. Zu solcher Verkennung gehört vor allem die völlige Degradierung des Subjektsnominativs und des Prädikativs zu Komponenten, die durch einseitige Abhängigkeit vom finitiven Verb gekennzeichnet sind und nicht dem strukturellen Zentrum des Satzes zugerechnet werden. Wenn man aber die anderen Aspekte (Dimensionen), in welchen der Satz existiert, betrachtet, so stellt es sich heraus, daß der Subjektsnominativ und das Prädikativ für die Bildung des Satzes als einer abgeschlossenen syntaktischen Einheit so bedeutsam sind, daß sie, wenn sie überhaupt im Satz erscheinen, einen wesentlichen Teil des strukturellen Satzkerne ausmachen und somit nicht einfach vom finiten Verb abhängen können, zumal die syntaktische Abhängigkeit hier keinen morphologischen Ausdruck findet oder sogar vom morphologischen Standpunkt aus das finite Verb sich als syntaktisch abhängig von dem Subjektsnominativ erweist.

¹³ Vgl. z. B. D. G. Hays, *Grouping and Dependency Theories*, in: *Proceedings of the National Symposium on Machine Translation*, London 1961. – Eigentlich ist auch das bekannte System von L. Tesnière (*Éléments de syntaxe structurale*, Paris 1959) eine Abart der Abhängigkeitsgrammatik.

Je vollzähliger die Grammatiktheorie die Aspekte (Dimensionen) der grammatischen Erscheinungen in ihren Wechselwirkungen berücksichtigt, desto getreuer vermag sie das reale Geschehen im grammatischen Bau der Sprache und somit das Wesen des grammatischen Systems aufzufassen und darzustellen. Die polydimensionalen Grammatiktheorien sind also den monodimensionalen vorzuziehen, auch deswegen, weil sie die monodimensionalen, soweit es dem Wesen der Dinge entspricht, als »Teiltheorien«, als besondere Zugriffe (oder Zugriffssysteme) in sich enthalten.

Was sehr vielen gegenwärtigen Grammatiktheorien in Bezug auf ihre Aspektvollständigkeit ermangelt, ist die Einbeziehung der Gestaltungsdimension des grammatischen Systems.¹⁴ Das grammatische System wird nämlich oft im Prinzip nur als ein System von Beziehungen behandelt, nicht auch als ein Gestaltungssystem. Indessen kann die Sprache nur dann funktionieren, wenn ihre grammatischen Einheiten in genügendem Maße auch »haltbar« sind, d. h. fest und biegsam gebaut, so daß sie als dynamische und einheitliche, nicht zerbröckelnde Gebilde im Redeprozess auftreten. Allerdings konnte keine Grammatiktheorie umhin, irgendwelche Erscheinungen des grammatischen Gestaltungssystems zu berücksichtigen. Aber zu einer systematischen Eingliederung des Gestaltungssystems der Sprache in den von der Grammatiktheorie zu bewältigenden sprachlichen Stoff ist es nur in sehr seltenen Fällen gekommen.

5.

Nun können wir gewisse Schlüsse aus unseren Ausführungen ziehen. Die formalisierten, reduzierenden und monodimensionalen Grammatiktheorien, die übrigens nicht selten zusammenfallen, haben sich als solche erwiesen, die zur Erschließung des grammatischen Systems sowohl in seiner Ganzheit als auch in seiner Konkretheit ungeeignet sind. Die diese Theorien kennzeichnenden Verfahrensweisen können zweifellos wichtige Dienste leisten einerseits für die Gestaltung der grammatischen Tatsachen zu Zwecken der angewandten Linguistik, andererseits zur Erforschung einiger Teilgebiete des grammatischen Systems. Allerdings kommt es dabei zuweilen zur Verabsolutierung der durch diese Gram-

¹⁴ Vgl. W. Admoni, *Der deutsche Sprachbau*, S. 284.

matiktheorien gewonnenen Erkenntnisse, die der Verabsolutierung dieser Grammatiktheorien eben als besonderer Grammatiken entspringen.

Geeignet für die Erfassung des grammatischen Systems in seiner ganzen Kompliziertheit sind die offenen, direkten, polydimensionalen Grammatiktheorien. Obgleich sie auf vollständige Registrierung aller Erscheinungsformen aller grammatischen Einheiten, Kategorien, Strukturen und Gesetzmäßigkeiten keinen Anspruch erheben, bilden sie doch das grammatische System in seinen wesentlichen Zügen und in seiner Ganzheit ab, indem sie die festeren Anhaltspunkte in diesem System bestimmen, von welchen aus die Projektionen zu der unübersichtlichen Masse von Einzelercheinungen auslaufen, und sie auf diese Weise gegebenenfalls in ihrem Zusammenhang mit den scharf umrissenen grammatischen Erscheinungen erkennen lassen.

Nur die offenen, direkten, polydimensionalen Theorien, die ich von nun an einfach die offene Grammatiktheorie nennen werde, sollten eigentlich als Grammatiktheorien oder Grammatiken gelten, da die übrigen Theorien so oder so nur Teilbereiche des grammatischen Systems behandeln oder den Gesamtstoff der Grammatik bewußt beschränken. Wenn aber diese Frage, wie alle terminologischen Fragen, nicht so wichtig ist, so scheint mir von großer Bedeutung zu sein, daß die offene Grammatiktheorie sozusagen als Metatheorie aller übrigen Grammatiktheorien zu gelten hat. Man sollte die Ergebnisse aller andern Theorien, insofern sie eben auf neue Erkenntnisse der grammatischen Erscheinungen Anspruch erheben dürfen, der offenen Grammatiktheorie zuführen und in sie einordnen. Eben in der Grammatik, die auf der Grundlage der offenen Grammatiktheorie aufgebaut ist, können die Bemühungen aller Richtungen in der grammatischen Forschung vereinigt werden.

Daß die offene Grammatiktheorie ihrerseits nicht eine einzige und einheitliche Theorie sein muß, sondern in mehrere Theorien zerfällt, in Abhängigkeit von den Verschiedenheiten in der Auffassung der Sprache und des grammatischen Systems, ist selbstverständlich. Aber diese Theorien, wie die Erfahrung lehrt und wie es auch dem Wesen dieser Theorien entspricht, stehen einander nicht so fremd gegenüber, wie es bei nicht-offenen Grammatiktheorien oft der Fall ist. Um dies zu bekräftigen, genügt es, diejenigen bekannten Darstellungen der deutschen Grammatik zu nennen, die auf der Grundlage von allerdings verschieden ausgerichteten offenen Grammatiktheorien aufgebaut

sind, wie die bekannten Bücher von H. Brinkmann, J. Erben, W. Schmidt und die Duden-Grammatik (unter der Leitung von P. Grebe).

Die offene Grammatiktheorie ist die Fortsetzung der sog. traditionellen Grammatik, die fast immer den Aspektreichtum der grammatischen Erscheinungen zu berücksichtigen versuchte, allerdings ohne den systemmäßigen Charakter des grammatischen Baus herauszuarbeiten. Aber die modernen offenen Grammatiktheorien, die sich mit dem gegenwärtigen Deutsch befassen, unterscheiden sich sehr von der traditionellen Grammatik der deutschen Sprache, wie sie z. B. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die übrigens sehr verdienstvollen Bücher von F. Blatz, J. C. A. Heyse, E. u. F. Wetzel u. a. vertreten ist. Das Neue in der offenen Grammatiktheorie entsteht sowohl auf dem Wege der Neuorientierung, die sich in dieser Theorie selbst vollzieht, als auch durch die Einwirkung von seiten der anderen, nicht-offenen Grammatiktheorien. Ich glaube aber behaupten zu dürfen, daß wenigstens für einen Teil der offenen Grammatiktheorien die Veränderungen in den letzten Jahrzehnten ganz entschieden vor allem ein Ereignis des inneren Wachstums gewesen sind, der immer tieferen Versenkung in die Welt der grammatischen Erscheinungen.

Die offenen Grammatiktheorien sind nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, die verschiedenartigsten Zugriffe anzuwenden, die dem zu erforschenden Bereich des grammatischen Systems gemäß sind. Unter den Seiten der grammatischen Erscheinungen, die sie zu erforschen haben, spielt eine große Rolle die quantitative Seite. Leider habe ich hier keine Möglichkeit, mich mit den sehr komplizierten und sehr interessanten Problemen zu befassen, die eine solche quantitativmäßige Behandlung der grammatischen Erscheinungen innerhalb der offenen Grammatiktheorie bietet.

Ich habe hier versucht, die Grammatiktheorie zu bestimmen, die das Wesen des grammatischen Systems zu erschließen imstande ist. Aber es besteht ja in unserer Zeit die Tendenz, von einer Vielheit der Grammatiktheorien (der Grammatiken) zu sprechen, die als ganz gleichberechtigte nebeneinander gehandhabt werden. Und von dem wahren Wesen des grammatischen Systems einer Sprache kann von diesem Standpunkt aus, der auf F. de Saussure zurückgeht, überhaupt keine Rede sein, da für jede von den unzähligen Grammatiken, die diesem Standpunkt gemäß möglich sind, dieses Wesen verschieden ausfällt – je nach dem Blickpunkt der betreffenden Grammatiktheorie. Die Unhalt-

barkeit solcher Einstellung geht bereits aus der Tatsache hervor, daß das grammatische System einer beliebigen Sprache von einer begrenzten Anzahl der Formen und ihrer Merkmale gebildet wird, so daß es keinen unbeschränkten Spielraum für Kombinationsmöglichkeiten bietet. Solche Einstellung ist auch deswegen unhaltbar, weil das grammatische System der natürlichen Sprachen ein tatsächlich funktionierendes System ist, so daß die Möglichkeit besteht, den Wahrheitsgehalt der Grammatiktheorien praktisch zu prüfen. Sehr kennzeichnend in dieser Hinsicht ist eben der Gesichtswinkel, unter welchem das im Mittelpunkt der diesjährigen Tagung des Wissenschaftlichen Rates stehende Thema behandelt wird. Es wird hier das im Verlauf der unermüdlichen praktischen Arbeit der Grammatiker entstandene Bedürfnis offenbar, die Grammatiktheorie ausfindig zu machen, die zur adäquaten Erfassung des grammatischen Systems der gegenwärtigen deutschen Sprache am besten geeignet ist. Und diese Frage darf nicht mit dem Hinweis beantwortet werden, daß man alle Theorien am geeigneten Platz zu verwerten habe. Man muß ja von den Einzelerkenntnissen zu der Erkenntnis des grammatischen Systems in seiner Gesamtheit gelangen, und dies kann nur dadurch erzielt werden, daß man eine Grammatiktheorie, oder wenigstens einen Typus der Grammatiktheorie ermittelt, die das wirklich zu leisten imstande ist.¹⁵

¹⁵ Vor einigen Jahren habe ich den Vorschlag gemacht, die auf den hier entwickelten Prinzipien gegründete Grammatiktheorie als ein aspektmäßig-hierarchisches System zu bezeichnen; vgl. W. G. Admoni, Grundlagen der Grammatiktheorie, Heidelberg 1971, S. 127–128.

Semantik und Grammatik

Von Eugenio Coseriu

0.1. »Es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre oder wohl richtiger Bezeichnungslehre... Das Wörterbuch stellt keinen andern Stoff dar als die Grammatik; es liefert die alphabetische Inhaltsangabe zu ihr.« Dieser Satz, den Hugo Schuchardt 1917 in seiner berühmten Besprechung von Saussures *Cours de Linguistique Générale* (*Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie* 38, S. 9; vgl. *Hugo Schuchardt-Brevier*², Halle, 1928, S. 135) schrieb, ist in den letzten Jahren wieder aktuell geworden, und zwar auch, was die Berichtigung von »Bedeutungslehre« in »Bezeichnungslehre« und die Einordnung der Aufgabe des Wörterbuchs betrifft, wenn auch natürlich die heute von verschiedenen Seiten her unternommene Zurückführung der Grammatik auf eine eben als Bezeichnungslehre aufgefaßte »Semantik« ohne Bezug auf Schuchardt erfolgt. Denn im Grunde geht es bei den heutigen Versuchen und Auseinandersetzungen – wenn auch freilich in einem völlig anderen wissenschaftstheoretischen Kontext – um dieselben schon von Schuchardt implizite aufgeworfenen Fragen: In welchem Verhältnis zueinander stehen Grammatik und Semantik, bzw. Grammatik und Lexikon? Inwiefern soll die Grammatik »semantisch« sein? Und auch verschiedene Antworten auf diese Fragen scheinen genau in die Richtung der schon von Schuchardt in so prägnanter Weise formulierten Lösung zu gehen. Inwieweit nun diese Lösung annehmbar ist, kann sich erst nach der Klärung der Grundbegriffe »Semantik« und »Grammatik« zeigen.

0.2. Die gegenwärtige Diskussion über die Beziehungen zwischen Semantik und Grammatik, bzw. zwischen Grammatik und Lexikon wird in der Tat vor allem durch die objektbezogene Verschiedenheit der Auffassungen von »Semantik« und »Grammatik« (bzw. »Syntax«) er-

schwert und verwirrt, d. h. durch die Verschiedenheit der Objekte (Untersuchungsgebiete), die der Semantik und der Grammatik (bzw. Syntax) zugeordnet werden. Zur Verwirrung trägt andererseits auch die z. T. verschiedene terminologische Tradition der »europäischen« und der »nordamerikanischen« Sprachwissenschaft bei. In der europäischen Tradition wird meist, wenn auch z. T. mit verschiedenen Termini, zwischen »Bedeutung« und »Bezeichnung« unterschieden, und unter »Bedeutung« wird fachsprachlich normalerweise nur der einzelsprachlich gegebene Inhalt sprachlicher Ausdrücke verstanden. In der nordamerikanischen Linguistik bezieht sich hingegen *meaning* meist auf das außersprachlich Gemeinte, oder es handelt sich um einen allgemeineren Begriff, der Bezeichnung und Bedeutung umfaßt. Daß *meaning* so oft einfach mit »Bedeutung« ohne weitere Präzisierung übersetzt wird, wie dies z. B. in der deutschen transformationellen Literatur geschieht, führt somit zu endlosen Schwierigkeiten und Verwechslungen.

0.3. Im folgenden wird deshalb zuerst eine objektbezogene (stoffliche) Abgrenzung der Grammatik und der Semantik vorgenommen; die Beziehungen zwischen Semantik und Grammatik werden dann in bezug auf diese Abgrenzung überprüft. Die Abgrenzung der Grammatik schließt zugleich eine Abgrenzung des Lexikons bzw. der Lexikologie ein.

1.1. Die Grammatik kann – u. a. auch in Übereinstimmung mit der der ganzen linguistischen Tradition zugrundeliegenden Intuition – a) als die allgemein gültige (d. h. nicht situationell bedingte) einzelsprachliche freie Technik des Sprechens über die durch die Einzelsprache selbst (»Wörter«) gestaltete außersprachliche Wirklichkeit (»Objektgrammatik« oder Grammatik₁) und b) als die Untersuchung bzw. Beschreibung dieser Technik (Grammatik als Metasprache oder Grammatik₂) verstanden werden. Als solche enthält bzw. betrifft die Grammatik ausschließlich einzelsprachliche Operationen und Kombinationen, die über die primäre (»lexikalische«) Gestaltung der außersprachlichen Wirklichkeit hinausgehen. Andererseits enthält bzw. betrifft sie sowohl die materiellen Strukturen als auch die einzelsprachlichen Funktionen, die dieser Technik entsprechen.

1.2. Dies bedeutet zunächst:

a) Daß die Grammatik (Grammatik₁) nicht als ein »Mechanismus zur Verbindung von gewissen *meanings* mit gewissen phonischen Repräsentationen« definiert werden kann, denn 1) ist sie kein Mechanismus, sondern eine *tékhnē*, d. h. ein »Handeln-Können«; 2) entspricht diese

Definition – soweit mit *meaning* die Bedeutung gemeint ist – nicht der Grammatik allein, sondern vielmehr dem sprachlichen Zeichen und sogar dem phonischen Zeichen überhaupt; 3) kann man nicht eigentlich sagen, daß Bedeutung und »phonische Repräsentation« (sprachlicher Inhalt und sprachlicher Ausdruck) »verbunden werden«, denn sie *sind* schon verbunden; und 4) kann – soweit mit *meaning* die Bezeichnung gemeint ist – von keinerlei Verbindung die Rede sein, da sich auf die außersprachliche Wirklichkeit nicht die »phonischen Repräsentationen« als solche, sondern nur die sprachlichen Zeichen im ganzen (Ausdruck + Bedeutung), und zwar über ihre Bedeutung, beziehen.

b) Daß die Grammatik auch nicht der Fähigkeit, Sätze zu bilden (»Sprechkompetenz«), entspricht; denn die Sprechkompetenz ist nicht nur einzelsprachliche grammatische Kompetenz, sondern zugleich lexikalische Kompetenz (d. h. Kenntnis des Lexikons und der lexikalischen Verfahren sowie der lexikalisch zugelassenen bzw. erforderten Kombinationen), allgemeine Sprechkompetenz, intuitive Kenntnis von Denkprinzipien, »Sachkenntnis« (d. h. Kenntnis der außersprachlichen Wirklichkeit), Kenntnis von »Texten« usw. Die Sprechkompetenz enthält also viel mehr als die rein grammatische Kompetenz. Wenn die Fähigkeit, Sätze in einer Sprache zu bilden, mit der Grammatik (oder auch mit der *langue* im Sinne Saussures) gleichgesetzt wird, so ist dies ein schwerer Irrtum, der dringend als solcher identifiziert und behoben werden muß.

c) Daß die Grammatik (Grammatik₂) nicht in »Morphologie« (Beschreibung von sog. »Formen«) und »Syntax« (Beschreibung von materiellen Kombinationen bzw. von grammatischen Funktionen) zerfällt, da sie – abgesehen von der Inkohärenz dieser Gegenüberstellung – immer Kombinationen von »Formen«, d. h. materielle Strukturen und zugleich die Funktionen dieser Strukturen betrifft. Es ist auch nicht sinnvoll, die Syntax auf Kombinationen höheren Niveaus (z. B. Wortgruppe, Satz) zu beschränken, denn einerseits ist auch ein Satz in materieller Hinsicht eine »Form« und müßte in dieser Hinsicht zur Morphologie gehören, andererseits ist auch eine Wortform wie *Tische* eine Kombination (syntagmatische Struktur) mit einer bestimmten grammatischen Funktion und müßte deshalb zur Syntax gehören. D. h. daß entweder die ganze Grammatik zugleich Morphologie und Syntax sein muß oder daß es keine Morphologie und keine Syntax geben kann. Eine sinnvollere Einteilung ist es, zwischen *konstitutioneller*, *funktionseller* und *relationeller* Grammatik zu unterscheiden (vgl. unseren Bei-

trag »Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik« in: *Probleme der kontrastiven Grammatik*, Düsseldorf 1970, SS. 21, 24–27). Die konstitutionelle Grammatik beschreibt die »Konstitution«, d. h. die materielle Gestaltung des grammatischen Ausdrucks: die grammatische »Form« im weiteren Sinne. Die funktionelle Grammatik untersucht die Funktionen der verschiedenen Schichten der grammatischen Strukturierung, indem sie die Paradigmata dieser Schichten feststellt. Und die relationelle Grammatik behandelt die Relationen zwischen verschiedenen Paradigmata, in denen analoge Funktionen ausgedrückt werden (z. B. *Romae* aber *in urbe Romā* für die lokative Funktion im Lateinischen, oder lat. *liber meus* – *liber meus est*, ital. *il mio libro* – *questo libro è mio*, frz. *mon livre* – *ce livre m'appartient*, dt. *mein Buch* – *dieses Buch gehört mir* für das Possessivum im attributiven bzw. im prädikativen Paradigma). In diesem Rahmen kann man dann von einer »Satzgrammatik« sprechen, die aber auf jeden Fall konstitutionell, relationell und funktionell behandelt werden muß.

2.1. Unter Lexikon ist die Gesamtheit der Wörter einer Sprache zu verstehen, die der unmittelbaren Gestaltung der außersprachlichen Wirklichkeit entsprechen. Zum Lexikon in diesem Sinne gehören also nicht alle »Wörter« einer Sprache, sondern nur diejenigen, die in dieser Sprache für die gemeinte außersprachliche Wirklichkeit selbst stehen.

2.2. Es gibt in dieser Hinsicht drei Arten von Wörtern, und zwar: 1) *Lexemwörter*, die die außersprachliche Wirklichkeit gestalten und darstellen, wie z. B. *Mensch, Wald, weiß, laufen* usw.; 2) *Kategorieemwörter* (»Pronomina«), die nur die Form der Gestaltung des Außersprachlichen aufweisen (die also substantivisch, adjektivisch usw. funktionieren), jedoch keinen bestimmten außersprachlichen Stoff darstellen, wie z. B. *ich, dieser, hier, jetzt*; 3) *Morphemwörter* (»instrumentale Wörter«), die nicht unmittelbar als weltgestaltend, sondern nur in bezug auf andere Wörter in der Strukturierung des Sprechens funktionieren, wie z. B. *und, oder, auf, bei, ja, nein* usw. Nur die Lexemwörter gehören mit vollem Recht zum Lexikon und somit zum Gegenstand der Lexikologie.

2.3. In der traditionellen, nicht selten aber auch in der modernen Linguistik begegnet man diesbezüglich einer weitgehenden Verwechslung zwischen Wortklassen (bzw. Wortarten) und Verbalkategorien: Wortklassen wie »Substantiv«, »Adjektiv«, »Adverb«, »Artikel«, »Präposition«, »Konjunktion«, »Pronomen« usw. erscheinen nämlich oft nebeneinander, als ob es sich um eine einzige Klassifizierung mit jeweils ana-

logischen Kriterien handeln würde. Strenggesehen können jedoch Wortklassen wie »Präposition«, »Konjunktion«, »Artikel« usw. nicht mit Wortklassen wie »Substantiv«, »Adjektiv« gleichgestellt werden, und die Pronomina stellen keine Wortklasse in demselben Sinn wie z. B. die Substantive dar, da sie selbst Substantive, Adjektive, Adverbien und z. T. sogar Verben und »Pronomina propria« (wie z. B. sp. *Fulano, Zutano, Mengano*; dt. *Dingskirchen*) sein können. In Wirklichkeit stehen die Morphemwörter als eine Wortart den beiden anderen Wortarten (Lexem- und Kategoremwörtern) gegenüber; und die Verbal-kategorien (Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb) entsprechen einer Querunterscheidung bei den Lexem- und Kategoremwörtern. Auch die üblichen Wörterbücher sind in dieser Hinsicht heterogen, da sie einerseits nicht nur Lexemwörter, sondern auch Kategoremwörter und Morphemwörter enthalten, andererseits aber andere Morpheme wie Präfixe, Endungen usw., die funktionell den Morphemwörtern gleichzusetzen sind, normalerweise nicht berücksichtigen.

3.1. Die Semantik ist im weitesten Sinne die Untersuchung der sprachlichen Inhalte, d. h. der semantischen Seite der Sprache. Da nun die ganze Sprache per definitionem »semantisch« ist, so hat die Semantik in diesem Sinne die ganze Sprache als ihr Objekt. Deshalb kann eigentlich nicht die Frage gestellt werden, *ob* es Beziehungen zwischen Semantik und Grammatik gibt oder geben soll, sondern nur die Frage, *welche* Semantik im Rahmen der Grammatik zu berücksichtigen ist. Es müssen folglich verschiedene Arten des Semantischen unterschieden werden.

3.2. Die erste Unterscheidung, die man treffen muß – wenn man von der sog. assoziativen Bedeutung oder »Evokation« absieht, die vor allem zum Sinn beiträgt –, ist diejenige zwischen *Bezeichnung*, *Bedeutung* und *Sinn*. Die *Bezeichnung* ist der Bezug auf das Außersprachliche, der allerdings erst über die Bedeutung erfolgt, oder (als »Bezeichnetes«) das Außersprachliche selbst, sei es als Tatbestand oder als Denkinhalt (gedachter Tatbestand). Die *Bedeutung* hingegen ist der einzelsprachlich gegebene Inhalt. So z. B. bezeichnen Ausdrücke wie *Caesar Pompeium vicit* – *Pompeius a Caesare victus est*, *A ist größer als B* – *B ist kleiner als A*, *Die Türe ist geschlossen* – *Die Türe ist nicht offen* jeweils den gleichen außersprachlichen Tatbestand und sind deshalb jeweils »äquivalent«; sie tun es jedoch jeweils durch verschiedene Bedeutungen und sind deshalb keineswegs »synonym«. Umgekehrt kann die deutsche Konstruktion *mit x* verschiedenes bezeichnen (so z. B.

in Ausdrücken wie *mit dem Messer, mit Mehl, mit einem Freund, mit Freude*), jedoch durch dieselbe Bedeutung, da hier die Unterschiede in der Bezeichnung nicht sprachlich ausgedrückt, sondern dem Kontext, der Situation und der »Kenntnis der Welt« überlassen werden (vgl. unseren Aufsatz »Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik«, in: *Sprachwissenschaft und Übersetzen*, hrsg. von P. Hartmann und H. Vernay, München 1970, SS. 6, 14–15). Der Sinn schließlich ist die texteigene Ebene des Semantischen, d. h. der besondere sprachliche Inhalt, der mittels der Bezeichnung und der Bedeutung und über Bezeichnung und Bedeutung hinaus in einem bestimmten Text ausgedrückt wird. So z. B. hat ein Satz wie *Sokrates ist sterblich* einzelsprachlich nur *eine* Bedeutung und kann aufgrund der einzelsprachlichen Grammatik nur auf eine Weise analysiert werden; sein Sinn kann jedoch völlig verschieden sein, je nachdem dieser Satz z. B. in einem Syllogismus, in einem Gedicht oder in einer Situation des Alltagslebens vorkommt. Somit ist die Bezeichnung der semantische Bezugspunkt der sog. logischen und der sog. Allgemeinen oder »Universal«-Grammatik; die Bedeutung derjenigen der einzelsprachlichen Forschung; der Sinn derjenigen der Textlinguistik.

3.3.1. Bei der Bedeutung selbst müssen folgende Arten unterschieden werden:

1) Die *lexikalische Bedeutung*, die dem *Was* der Erfassung der außersprachlichen Welt entspricht, z. B. die Bedeutung, die bei den Reihen *warm – Wärme – erwärmen, reich – Reichtum – bereichern*, sp. *blanco – blancura – blanquear – blancamente* allen Wörtern in jeder Reihe gemeinsam ist und zugleich jede dieser Reihen als ein Ganzes von anderen derartigen Reihen unterscheidet.

2) Die *kategorielle Bedeutung*, die dem *Wie* der Erfassung der außersprachlichen Welt entspricht, z. B. die Bedeutung, die bei den Wörtern der Reihe *warm – Wärme – erwärmen* jeweils verschieden ist. Es handelt sich also um die Verbalkategorien: Substantiv, Adjektiv, Verb, Adverb mit ihren möglichen Unterteilungen, wie z. B. »substantiva absoluta« (wie *Mensch, Baum, Himmel*) und »substantiva adiecta« (wie *Vater, Doktor, Herr*; vgl. die Unterscheidung von J. L. Vives zwischen *nomina absoluta* und *appellationes* und dazu unseren Beitrag »Zur Sprachtheorie von Juan Luis Vives«, *Festschrift Walter Mönch*, Heidelberg 1971, SS. 247–48), »verba absoluta« (wie *lesen, laufen*) und »verba adiecta« (wie *anfangen, fortsetzen*) usw.

3) Die *instrumentale Bedeutung*, d. h. die Bedeutung der Morpheme,

und zwar gleichgültig, ob sie Wörter sind oder nicht; so hat z. B. *der* in *der Mensch* die Bedeutung »aktualisierend«, *-e* in *Tisch-e* die Bedeutung »pluralisierend«.

4) Die *innerstrukturelle Bedeutung* (oder *syntaktische Bedeutung* im engeren Sinn), d. h. die Bedeutung, die den Kombinationen von lexematischen bzw. kate-gorematischen Einheiten mit Morphemen innerhalb des Satzes eigen ist, z. B. Singular, Plural, aktiv, passiv, imperfektiv, perfektiv usw.

5) Die *ontische Bedeutung*, d. h. der Existenzwert, der dem in einem Satze bezeichneten Tatbestand (ontischer Bedeutung begegnet man nur beim Satz) zugeschrieben wird, z. B. behauptend, interrogativ, imperativ usw.

3.3.2. Die Klassifikation der Wörter in Lexem-, Kate-gorem- und Morphemwörter (2.2.) beruht zwar auf der Unterscheidung zwischen lexikalischer, kategorieller und instrumentaler Bedeutung, fällt jedoch nicht mit dieser Unterscheidung zusammen. In der Tat haben Morphemwörter ausschließlich instrumentale Bedeutung; instrumentaler Bedeutung begegnet man aber bei allen grammatischen Instrumenten (»Morphemen«), nicht nur bei den Morphemwörtern. Konkrete Kate-goremwörter haben immer kategorielle Bedeutung, sie können aber dazu auch instrumentale Bedeutung haben (so z. B. hat *dieser* in *dieser Band* die kategorielle Bedeutung »Adjektiv« und zugleich instrumentale Bedeutung in bezug auf das Substantiv *Band*, das gerade durch *dieser* als Maskulinum gekennzeichnet wird). Konkrete Lexemwörter werden wegen der lexikalischen Bedeutung als solche klassifiziert, in unseren Sprachen haben sie aber normalerweise auch kategorielle Bedeutung und können außerdem auch instrumental funktionieren.

3.3.3. Die Unterscheidung zwischen innerstruktureller und ontischer Bedeutung ist im Falle des Satzes der Unterscheidung zwischen lexematischer und kategorieller Bedeutung bei den Wörtern in gewisser Hinsicht analog. Die innerstrukturelle Bedeutung des Satzes betrifft das *Was*, die ontische Bedeutung hingegen das ontische *Wie* des Erfassten. So z. B. bedeuten Sätze wie *Hans hat das Buch gelesen* – *Hans hat das Buch nicht gelesen* – *Hat Hans das Buch gelesen?* innerstrukturell das gleiche (in jedem Fall handelt es sich um Hans, um die Tätigkeit des Lesens und um das Objekt Buch, und zwar in demselben Verhältnis zueinander), ihre ontische Bedeutung ist jedoch verschieden, da dem ideell gleichen Verhältnis zwischen *Hans*, *das Buch* und *gelesen haben* jeweils ein anderer Existenzwert zugeschrieben wird.

3.3.4. Gemäß dem Gesagten sind bei den Lexemwörtern (sowie bei deren Kombinationen) Bezeichnung und (lexikalische und kategorielle) Bedeutung, beim Satz Bezeichnung, innerstrukturelle Bedeutung und ontische Bedeutung zu unterscheiden.

4.0. Diese Unterscheidungen bringen uns zur Lösung der Frage nach dem Verhältnis zwischen Grammatik (Grammatik₂) und Semantik und zugleich der Frage nach dem Verhältnis zwischen Grammatik und Lexikologie: die Grammatik₂ ist und muß in dem Maß semantisch sein, in dem sie die semantische Seite der Grammatik₁, d. h. spezifisch grammatische Bedeutungen (»Funktionen«) zu untersuchen und zu beschreiben hat; und dies ist wohl ihre Hauptaufgabe, da ja die konstitutionelle und die relationelle Grammatik von der funktionellen Grammatik abhängen. Und die Lexikologie ist und muß in dem Maß semantisch sein, in dem sie die semantische Seite des Lexikons, d. h. die spezifisch lexikalischen Bedeutungen untersucht und beschreibt, was wiederum ihre Hauptaufgabe ist.

4.1. Von den von uns unterschiedenen Bedeutungsarten entspricht die kategorielle Bedeutung sowohl dem Lexikon als auch der Grammatik. Und zwar dem Lexikon deshalb, weil das *Wie* der Erfassung in sehr vielen Sprachen von dem *Was* der Erfassung nicht trennbar ist (im Deutschen z. B. sind die meisten Lexemwörter auch schon kategoriell bestimmt); der Grammatik einerseits deshalb, weil einheitliche kategorielle Bedeutungen bei Syntagmata und bei ganzen Sätzen erscheinen können (vgl. z. B. frz. *un je ne sais quoi*, gr. τὸ τί ἦν εἶναι), andererseits deshalb, weil die Verbalkategorien schon eine Orientierung auf bestimmte grammatische Verwendungsmöglichkeiten bzw. Satzfunktionen einschließen (so z. B. kann nur das »Substantiv« – als Nomen, als Pronomen, als nominale Gruppe oder als substantivischer Satz – Subjekt sein). In Sprachen, in denen die lexikalische Bedeutung unabhängig und getrennt von der kategoriellen auftritt, würde jedoch die kategorielle Bedeutung nur der Grammatik entsprechen; das gleiche gilt natürlich in jeder Sprache für die reinen Kategoremwörter. Die lexikalische Bedeutung entspricht ausschließlich dem Lexikon und somit der Lexikologie. Die übrigen Arten der Bedeutung entsprechen ausschließlich der Grammatik. Diese Beziehungen kann man folgendermaßen veranschaulichen:

4.2.0. Die beiden anderen Hauptarten des Semantischen – Bezeichnung und Sinn – bleiben außerhalb der einzelsprachlichen Strukturiertheit der sprachlichen Funktionen und somit auch außerhalb der Gram-

lexikalische Bedeutung	Lexikon (bzw. Lexikologie)
kategorielle Bedeutung	
instrumentale Bedeutung	Grammatik
innerstrukturelle Bedeutung	
ontische Bedeutung	

matik im eigentlichen Sinne, soweit sich diese mit einzelsprachlichen Strukturen und Funktionen befaßt.

4.2.1. Dies bedeutet, daß die Bezeichnung keine Rolle in der funktionellen Grammatik und in der von dieser abhängigen konstitutionellen Grammatik spielen kann. Eine Berücksichtigung der Bezeichnung kann nur in der relationellen Grammatik und nur zum Teil (nämlich bei den Bezeichnungsäquivalenzen) in Frage kommen. Die Bezeichnung – zum Teil als universaler Denkinhalt uminterpretiert – wird zwar oft in letzter Zeit als Bezugspunkt der Grammatik angenommen. Dies ist jedoch, was die einzelsprachliche Grammatik betrifft, in zweierlei Hinsicht bedenklich. Zum einen ist es nicht ersichtlich, warum man vom Denkinhalt gerade zur sprachlichen Strukturierung desselben kommen sollte. Strenggesehen wäre es ebenso gut zulässig, mittels angemessener Transformationsregeln zu nichtsprachlichen Ausdrucksformen zu gelangen. Zum anderen betrifft eine solche Fragestellung nicht die Einzelsprachen als solche, sondern das Sprechen im allgemeinen, und zwar auch dann, wenn sie anscheinend auf eine bestimmte Einzelsprache bezogen wird; denn es geht bei dieser Fragestellung bloß um die Ausdrücke für bestimmte außersprachliche Tatbestände (•Verbindung von *meanings* mit phonischen Repräsentationen•), nicht um die funktionelle Abgrenzung dieser Ausdrücke in der jeweiligen Einzelsprache. Somit kann man bei dieser Fragestellung zwar Bezeichnungsäquivalenzen zwischen verschiedenen grammatischen Strukturen sowie zwischen verschiedenen Bedeutungen in verschiedenen Sprachen feststellen (z. B. im Falle eines Satzes wie *Ich schneide das Brot mit dem Messer* die Äquivalenz dt. *mit dem Messer* – lat. *cultrō* – russ. *nožem*), nicht aber die jeweilige funktionelle Einheit dieser Strukturen in jeder Einzelsprache (vgl. unse-

ren Aufsatz »Semantik, innere Form und Tiefenstruktur«, jetzt in: *Sprache. Strukturen und Funktionen*², Tübingen 1971, SS. 220–221). Etwas anderes ist es freilich, daß man ein außereinzelsprachliches Bezeichnungssystem als Bezugsrahmen – etwa im Sinne von W. Bull oder von Klaus Heger – aufbaut, mit welchem einzelsprachliche grammatische Funktionen verglichen werden können. Eine onomasiologische Grammatik ist zwar möglich, jedoch nicht *anstelle* der semantischen, d. h. funktionellen Grammatik.

4.2.2. Auch Kategorien des Sinnes bzw. Textgattungen sind in jüngster Zeit, wenn auch in weit geringerem Maße als im Falle der Bezeichnung, als Bezugspunkt der Grammatik angenommen worden. Die auf diesem Gebiet unternommenen Experimente sind sicherlich interessant, zumal die eventuellen Beziehungen zwischen grammatischen und Textkategorien – und zwar gleichgültig, von welcher Seite her bedingt – gegenwärtig weitgehend unbekannt sind. Der Nachweis, ob man eine ausführliche Grammatik einer Sprache mit diesem Bezugspunkt sinnvoll konstruieren könnte, ist jedoch noch nicht erbracht worden. Die bisherigen Versuche, z. B. Tempuskategorien des Verbs mit Textarten wie Bericht und Erzählung in Zusammenhang zu bringen und sie als von diesen Textarten her bedingt zu betrachten, müssen vorläufig als gescheitert angesehen werden. Solche Annahmen können zwar für *gewisse* Sprachen stimmen; in diesem Fall handelt es sich aber um funktionelle Unterscheidungen der betreffenden Einzelsprachen, und sie müssen als solche behandelt werden. So z. B. scheint es, daß das Deutsche oder zumindest gewisse Formen des Deutschen – nämlich diejenigen, in welchen das Perfekt und das Präteritum allgemein in Opposition zueinander stehen – wirklich den Unterschied zwischen berichtenden und erzählenden Tempora machen; dies berechtigt jedoch nicht dazu, diese Unterscheidung auf alle Sprachen auszudehnen.

5.0. Wenn man aber die Semantik im engeren Sinne, als *Wortsemantik*, versteht, so kommt die Frage nach den Beziehungen zwischen Semantik und Grammatik der Frage nach der gegenseitigen Bedingung von Lexikon und Grammatik gleich.

5.1. In dieser Hinsicht erscheint die Grammatik an erster Stelle als durch die kategorielle Bedeutung der lexikalischen Einheiten bedingt, da die Verbalkategorien schon im voraus für gewisse grammatische Funktionen bestimmt sind (vgl. 4.1.). Von der eigentlich lexikalischen Bedeutung kommt bei dieser Bedingtheit nur die klassematische (kombinationsbedingende), nicht aber die lexematische Bedeutung (Wort-

feldbedeutung) in Frage; und zwar auch die klassematische Bedeutung nur in dem Maß, in dem sie grammatische Konstruktionen als solche erfordert (z. B. Konstruktion eines Verbs mit Akkusativ, Dativ, Genitiv, mit präpositionalem Objekt, mit dem Objekt im Plural oder mit einer Vielzahl von Objekten usw.), d. h. in Fällen wie *jemanden lehren*, *aliquem aliquid docere*, *jemandem begegnen*, *jemandem helfen*, *einer Sache bedürfen*, *auf jemanden warten*, usw., nicht aber insofern sie gewisse rein lexikalische Kombinationen (z. B. Kombination eines Substantivs mit bestimmten Adjektiven oder mit bestimmten Verben) erfordert oder ausschließt (wie z. B. im Falle von *canis vetulus*, *der Löwe frißt* gegenüber **canis senex*, **der Löwe ißt*).

5.2. Umgekehrt erscheint in dieser Hinsicht die Bedingtheit des Lexikons durch die Grammatik im grammatikalisierten Teil des Lexikons, d. h. in der Wortbildung. Je nach der Art der implizierten Grammatikalisierung sind nämlich drei Arten der Wortbildung zu unterscheiden: 1) *Modifikation*, bei der eine grammatische Determination einer lexikalischen Einheit vorliegt, jedoch eine solche, die noch keine bestimmte Satzfunktion einschließt (z. B. *Wald* → *Wäldchen*, *rufus* → *subrufus*, *fallen* → *hinfallen*); 2) *Entwicklung*, bei welcher eine grammatische Determination vorliegt, die eine bestimmte – wenn auch nur abstrakte, und keine konkrete – Satzfunktion einschließt (z. B. *schön* → *Schönheit*, *reich* → *Reichtum*, *abfahren* → *Abfahrt*, wo die entwickelten Lexeme jeweils die prädikative Funktion der Entwicklungsgrundlage implizieren, jedoch keine weitere Determination, z. B. was Person, Numerus, Tempus, Modus usw. betrifft); 3) *Komposition*, bei welcher zwei Einheiten – und zwar eine lexematische und eine kate-gorematische oder zwei lexematische – in grammatischer Kombination verbunden, d. h. mit implizierter innerstruktureller Bedeutung erscheinen (z. B. »pronominales Agens« + *lesen* → *Leser*, *Bett eines Flusses* → *Flußbett*); vgl. dazu unseren Aufsatz »Les structures lexématiques«, jetzt in deutscher Übersetzung in: *Sprache. Strukturen und Funktionen*², SS. 206–209.

6. Die hier vertretenen Ansichten schließen ein, daß gewisse gegenwärtig weit verbreitete Meinungen bezüglich der Beziehungen zwischen Grammatik und Semantik für uns nicht annehmbar sind. So ist z. B. nicht annehmbar die These, daß man in der Grammatik von der Semantik völlig absehen könnte (Chomsky, *Syntactic Structures*), denn es ist widersinnig und eigentlich unmöglich, in der Grammatik von den grammatischen Bedeutungsarten abzusehen. Die Annahme einer rein formalen grammatischen Intuition, die ohne Bezug auf eine gramma-

tische Bedeutung (in diesem Fall »Singular«) einen Satz wie *this are a round square* für »ungrammatisch« erklärt, beruht auf reiner Willkür. Die Tatsache, daß die Sprecher des Englischen einen Satz wie *this is a round square* als grammatisch richtig akzeptieren, ist kein Argument für eine asemantische grammatische Intuition, sondern nur dafür, daß die Kombination *a round square* keinen Verstoß gegen eine grammatische Regel darstellt. Richtig war in dieser früheren Phase der transformationellen Grammatik eben die Feststellung, daß solche Kombinationen rein grammatisch gesehen völlig zulässig sind. Leider wurde in späteren Phasen der transformationellen Grammatik auf diese richtige Einsicht verzichtet.

Ebenso unannehmbar ist – zumindest in dem Maß, in dem dies erfolgt – die Einführung von sog. »semantischen Restriktionen« in die Grammatik (Chomsky, *Aspects*), denn diese Restriktionen gehen weit über die eigentlich grammatischen hinaus. Sie betreffen auch rein lexikalische Kombinationen (wie *homo senex*, *urbs vetus*, *canis vetulus*, *der Mensch ißt*, *der Löwe frißt*), und oft sind sie gar nicht sprachlich, sondern nur außersprachlich, d. h. durch die »Kenntnis der Sachen« gegeben (so in Fällen wie **ein Klavier kochen*, **der Baum singt*). Konstruktionen, wie **ich begegne ihn*, **ich warte Hans* sind wirklich Verstöße gegen grammatische Regeln; **der Löwe ißt*, **canis senex* verstoßen hingegen nur gegen rein lexikalische Kombinationsregeln. Es kann aber nicht Aufgabe der Grammatik als solcher sein, alle Sätze einer Sprache einschließlich ihres lexikalischen Gehaltes zu »erzeugen«: sie muß sich auf die grammatisch richtigen Satztypen beschränken. Und was die außersprachlich bedingten Restriktionen betrifft, so gehören diese überhaupt nicht zur Sprachbeschreibung: ein Klavier zu kochen, kann eine höchst unvernünftige und unökonomische Handlung, *dieser Baum singt Weihnachtslieder* kann eine Lüge sein; die deutsche Sprache aber hat nichts dagegen, daß man Klaviere kocht und daß Bäume singen.

Es ist schließlich nicht annehmbar, daß die »Semantik« ohne weitere Präzisierung als Grundlage der Grammatik und das *meaning* als der Grammatik zugrundeliegende »Tiefenstruktur« – wie in letzter Zeit von Lakoff, McCawley, Fillmore und vielen anderen – angegeben werden, denn die von diesen Autoren gemeinte »Semantik« betrifft in den meisten Fällen die Bezeichnung, d. h. gerade nicht die eigentlich sprachlichen Bedeutungsfunktionen. Es wird zum Beispiel behauptet, Sätze wie *John broke the window*, *A hammer broke the window* seien

»grammatisch verschieden«, weil das Subjekt in dem einen Fall ein »Agentiv«, im zweiten Fall hingegen ein »Instrumental« wäre. Dies bedeutet aber nur, daß wir in der außersprachlichen Welt Personen wie John als handlungsfähige Wesen feststellen und daß die Hämmer in derselben außersprachlichen Welt meist als Werkzeuge gebraucht werden; mit der einzelsprachlichen Grammatik – in diesem Fall mit der Grammatik des Englischen – hat dies jedoch absolut nichts zu tun, da die Funktion »Subjekt« in den beiden o. a. Sätzen genau dieselbe ist. Die hierzu angegebenen Restriktionen sind in der Tat nicht durch die sprachliche Bedeutung, sondern durch die Bezeichnung, d. h. durch die »Kenntnis der Sachen« bedingt. Sprachlich ist aber nicht die Bezeichnung, sondern die Bedeutung primär: die sprachlichen Strukturen bedeuten etwas, und erst durch ihre Bedeutung können sie zur Bezeichnung außersprachlicher Tatbestände verwendet werden.

Zum Aufbau einer wissenschaftlich-pädagogischen Grammatik für den Fremdsprachenunterricht

Von Jacques Lerot

Die wachsenden internationalen Beziehungen und die fortschreitende Technisierung unserer Zivilisation stellen auch den Linguisten die Aufgabe, im Interesse des Fortschritts die bisherigen Auffassungen zu überprüfen und neue Lösungsvorschläge vorzutragen, was nicht nur vom epistemologischen Gesichtspunkt aus höchst wünschenswert ist, sondern darüber hinaus auch für die Suche nach geeigneteren und wirksameren Unterrichtsmethoden im Fremdsprachenunterricht fruchtbar sein kann. In den letzten Jahren hat eine beachtenswerte Revision und Vertiefung linguistischer Theorien stattgefunden, und parallel damit sind bedeutende Fortschritte in den Mitteln und Methoden der Unterrichtung erzielt worden, ohne daß sich beide Entwicklungswege eigentlich begegnet sind. Einerseits sind die theoretischen Untersuchungen im allgemeinen wenig auf ihre pädagogische Anwendbarkeit hin unternommen und andererseits scheint der praktische Unterricht weniger an der linguistischen Theorie als an der modernen Technik (an Sprachlabors, Filmstrips usw.) interessiert. Das kann man leicht verstehen. Die Erfinder von neuen Unterrichtstechniken sind mehr bedacht auf die »Rentabilität« ihrer Produkte als die Theoretiker der Linguistik. Die Stunde ist also gekommen, eine neue Grammatik zu entwerfen, die von den modernen Theorien über die Gegenwartssprache ausgeht und den Bedürfnissen des Unterrichts Rechnung trägt. Diese neue Grammatik wird außerdem zum Nutzen der durch internationalen Austausch verbundenen, verschiedensprachigen modernen Gesellschaft auch die Erlernung von Fremdsprachen begünstigen. Aus diesem Grunde ist auch das Projekt einer kontrastiven Grammatik des Deutschen und Französischen entstanden. Der ganz neue Charakter eines solchen Unternehmens steigert natürlich das Interesse daran.

Man darf jedoch die Schwierigkeiten eines so wagemutigen Unternehmens nicht unterschätzen, die aus den Erfordernissen erwachsen, die an eine derartige Kontrastgrammatik zu stellen sind. Die Ausarbeitung dieser Grammatik muß zweifellos auf fundierten wissenschaftlichen Ergebnissen aufbauen, sie muß aber auch den Ausgangspunkt einer neuen Pädagogik des Fremdsprachenunterrichts bilden.

Beide Bedingungen erscheinen vielen unvereinbar, doch wir glauben fest an die Möglichkeit einer Grammatik, die in der Mitte zwischen einer rein wissenschaftlichen und einer rein pädagogischen Grammatik angesiedelt ist, die somit eine wissenschaftliche Grammatik für Pädagogen wäre. Eine solche kontrastive Grammatik sollte reversibel sein, d. h. sie müßte von den Französischsprechenden, die Deutsch lernen, und den Deutschsprechenden, die Französisch lernen, in gleicher Weise benutzt werden können. Das setzt natürlich voraus, daß beide Sprachen nach dem gleichen Prinzip beschrieben werden. Da aber für die kontrastive Grammatik noch kein eigenes Modell besteht, wird man entweder auf bestehende Modelle zurückgreifen und diese den neuen Erfordernissen anpassen, oder man wird ein originelles Modell ausarbeiten müssen. Wofür man sich auch immer entscheiden mag, das gewählte Modell muß in höchstem Maße den Ansprüchen der wissenschaftlichen und der pädagogischen Grammatik gerecht werden.

Das gewählte grammatische Modell muß zuallererst kohärent und damit absolut widerspruchsfrei sein. Die Grammatiker verdecken die Widersprüchlichkeiten gewöhnlich durch eine äußerst geschickte Formulierung der Regeln. Diese an sich lobenswerte Klugheit drückt sich aus im übermäßigen Gebrauch der einschränkenden und vagen Umschreibungen wie »im allgemeinen«, »oft«, »manchmal« usw., die dem Grammatiker zwar den Vorteil bieten, vor falscher Auslegung sicher zu sein, die den auskunftsuchenden Benutzer aber ratlos zurücklassen. Ist eine Regel anwendbar, wenn sie gleichzeitig mit unklaren Modifikationen eingeschränkt wird? Der moderne Leser ist anspruchsvoll, er fordert eine präzise Antwort auf die Fragen, die er sich und dem Grammatiker stellt. Der Wunsch nach größerer Präzision ist zum Teil durch die Statistik erfüllt worden. Die Ersetzung von vagen Bestimmungen durch Prozentzahlen bedeutet sicher einen beachtlichen Fortschritt, löst aber nicht alle Probleme. Welchen Nutzen hat ein Leser von einer Regel, die sich »auf 73% der Fälle« bezieht? Er kann daraus genausowenig erfahren, wann die Anwendungsregeln voll wirksam werden. Das Problem ist

komplex: der Leser sucht Sicherheit, und der Wissenschaftler kann ihm nur Unsicherheiten oder Prozentsätze bieten.

Dieser »klugen« und einschränkenden Haltung läßt sich die Betrachtungsweise der generativen Transformationsgrammatik gegenüberstellen. Sie ist imstande, den Leser mit seinen Fragen vollauf zu befriedigen, da ihre Regeln alle widersprüchlichen und unklaren Deutungen ausschließen. Nun – könnte man einwenden – sind die Regelsysteme der generativen Transformationsgrammatik von Natur aus oft zu umfassend oder zu eng gefaßt, d. h. sie lassen zu viele, nicht immer akzeptierbare Bildungen zu, oder sie schränken derart ihr Anwendungsgebiet ein, daß einige, vor allem bildhafte oder poetische Bildungen ausgeschlossen bleiben. Man soll jedoch die Tragweite dieses Argumentes nicht überbewerten, denn die kontrastive Grammatik richtet sich ja an intelligente Leser, das will sagen an Leser, die bereits die Sprachkompetenz in einer Sprache besitzen und imstande sind, auch in einer anderen Sprache unzulässige Bildungen aufgrund des Vergleichs mit der eigenen Muttersprache auszuschließen, wie etwa folgenden Satz *der Tisch ist rot zu transportieren*. Da man also normalerweise vom intelligenten Leser den spontanen Ausschluß unzulässiger Bildungen erwarten darf, ist es folglich ratsam, Regeln mit weiterer Anwendungsfähigkeit heranzuziehen. Je weiter sich der Anwendungsbereich einer Regel spannt, desto einfacher ist die Formulierung der Regel; dies kommt auch einer Forderung der pädagogischen Grammatik entgegen, nämlich der nach Einfachheit, von der noch später zu reden sein wird. Aber schon hier wird deutlich, daß wissenschaftliche und pädagogische Grammatik sehr gut miteinander harmonisieren können.

Eine ideale Grammatik sollte erschöpfend sein, d. h. sie sollte keine bedeutende grammatische Erscheinung unberücksichtigt lassen. Diese Forderung kann je nach der sprachlichen Zugehörigkeit des Lehrenden und des Lernenden verschieden ausgelegt werden. Eine muttersprachliche Grammatik wird auf manche sprachliche Erscheinungen in der Darstellung verzichten können, die für die muttersprachlichen Benutzer unproblematisch sind, die aber für Anderssprachige auf keinen Fall weggelassen werden dürfen. Selbst da, wo die deutschen Grammatiken für Französischsprechende oder die französischen Grammatiken für Deutschsprechende expliziter ausgebaut sind (z. B. beim Gebrauch der Präpositionen und der Modalverben), bleiben sie doch unzureichend, wie Fremdsprachenlehrer bezeugen können, denen oft in Aufsätzen

z. B. offensichtlich irrige Wendungen begegnen, die sie durch keine Grammatik und kein Wörterbuch als falsch untersagt finden und die ihnen mangels muttersprachlicher Intuition folglich unerklärbar bleiben. Darum kommt – so paradox das klingen mag – eine von Anderssprachigen verfaßte Grammatik dem Ideal der Vollkommenheit näher als eine von Muttersprachlern geschriebene Grammatik. Dabei muß sich der fremdsprachige Grammatiker natürlich der Mitarbeit einer sorgfältig ausgesuchten Mannschaft von Informanten versichern.

Das Problem der »Vollkommenheit« ist besonders akut auf dem Gebiet der Semantik. Die herkömmlichen Grammatiken sprechen beständig, aber unsystematisch von Bedeutungen, ohne jemals ein zusammenhängendes System vorzuschlagen. Andere Grammatiken versuchen mit mehr oder weniger Erfolg die Semantik ganz wegzulassen, was zu einer zwar kohärenteren, aber sehr unvollständigen grammatikalischen Beschreibung führt. Indes anerkennen heute die meisten Linguisten die Relevanz der Semantik für die grammatikalische Beschreibung sowie die Notwendigkeit, Semantik und Grammatik nicht voneinander zu trennen. Die wechselseitigen Beziehungen zwischen Semantik und Grammatik sind augenblicklich Gegenstand heftiger Diskussionen und leidenschaftlicher Untersuchungen, so daß man über das Studium provisorischer Entwürfe und Hypothesen, die noch ihre Probe bestehen müssen, noch kaum hinausgekommen ist. Dieser Stand der Dinge droht ein ernstes Hindernis für die Ausarbeitung einer kontrastiven Grammatik darzustellen, denn der wahrscheinlich übersprachliche Charakter der semantischen Strukturen könnte sehr gut eine für beide Sprachen gemeinsame referentielle Basis abgeben, wenn die durch die heutige Forschung erzielten Ergebnisse als schlüssig anzusprechen wären. Man darf jedoch durchaus hoffen, daß durch die Erstellung einer kontrastiven Grammatik die Existenz tieferliegender Strukturen und Beziehungen aufgedeckt werden kann, die für die grammatikalische Beschreibung unerläßlich sind.

Wir wollen dies etwas näher erläutern, indem wir kurz die Bildung des Vorgangs- und Zustandspassivs untersuchen. Damit ein Satz als die passive Form eines aktiven Satzes angesehen werden kann, müssen gewöhnlich drei Bedingungen erfüllt sein¹:

(a) Das Objekt des aktiven Satzes wird zum Subjekt des entsprechenden Passivsatzes.

¹ John Lyons, *Introduction to Theoretical Linguistics*. Cambridge 1968, S. 376.

(b) Die Form des aktiven Verbs ist morphologisch einfacher, fundamentaler als die Form des passiven Verbs (*lieben : geliebt werden*).

(c) Das Subjekt des Aktivsatzes ist nicht notwendig in der passiven Wendung des gleichen Satzes ausgedrückt.

(1) *Cäsar eroberte Gallien*

Gallien wurde von Cäsar erobert

(2) *Ein Erdbeben zerstörte Lissabon im Jahre 1755*

Lissabon wurde im Jahre 1755 durch ein Erdbeben zerstört

(3) *Das Flugzeug beförderte 60 Fluggäste*

60 Fluggäste wurden mit dem Flugzeug befördert

(4) *Blonde Locken umrahmten ihr kindliches Gesicht*

Ihr kindliches Gesicht war von blonden Locken umrahmt

(5) *César conquit la Gaule*

La Gaule fut conquise par César

(6) *Un tremblement de terre détruisit Lisbonne en 1755*

Lisbonne fut détruite par un tremblement de terre en 1755

(7) *Des bougies éclairaient la salle*

La salle était éclairée avec (par) des bougies

(8) *Des boucles blondes encadraient son visage enfantin*

Son visage enfantin était encadré de boucles blondes

Man kann zunächst einen gewissen Wechsel bei der Wahl der Präposition feststellen (im Deutschen: *von, durch, mit*, im Französischen: *par, de, avec*) und darüber hinaus, daß diese Varianten im Französischen und im Deutschen nicht parallel laufen. Die kontrastive Grammatik wird ein Beschreibungsmodell finden müssen, das den Varianten im Deutschen und Französischen gleichermaßen Rechnung trägt.

Wenn man die angeführten Sätze miteinander vergleicht, stellt man fest, daß das Subjekt des Aktivsatzes im Passivsatz in Form einer Präpositionalphrase erscheint, die mit verschiedenen Präpositionen eingeleitet wird. Die Wahl dieser Präpositionen scheint bedingt zu sein durch die Natur der Tiefenbeziehung, die das Subjekt der Handlung mit dem Verb verbindet.

Die instrumentale Beziehung wird im Deutschen durch *mit*, im Französischen durch die ganze Skala der instrumentalischen Präpositionen, namentlich durch *avec* ausgedrückt.

Wenn das Subjekt ein Agens ist, lautet im Deutschen die Präposition *von*, wenigstens innerhalb der Prädikatphrase, denn bei einer Nominalthrase wird diese Beziehung mit *durch* ausgedrückt:

(9) *Die Eroberung Galliens durch Cäsar*

Im Französischen heißt die entsprechende Präposition *par*. Die syntaktischen Kategorien (Prädikatsphrase, Nominalphrase usw.) müssen also bei der Analyse des Passivs in Rechnung gestellt werden.

Die mit *von* eingeleitete Präpositionalphrase, die dem Subjekt des Aktivsatzes entspricht, zeigt nicht unbedingt eine agentive Beziehung zwischen dem Subjekt der Handlung und dem Verb an:

- (4) *Blonde Locken umrahmten ihr kindliches Gesicht*

Ihr kindliches Gesicht war von blonden Locken umrahmt

Das Verb drückt einen Zustand oder eine Situation aus. Es ist nicht mehr die Rede von agentiver Beziehung zwischen grammatikalischem Subjekt und Verb des Aktivsatzes, sondern von einer Objektbeziehung (im Fillmore'schen Sinne)² oder einer »patient«-Beziehung (nach der Terminologie von Chafe)³. Das Deutsche verwendet in diesem Falle die Präposition *von*, die also, anders als die meisten Grammatiken behaupten, keineswegs allein dem Ausdruck des Agentiven vorbehalten ist. Das Französische setzt hier die Präposition *de*.

Außerdem verwendet das Deutsche die Präpositionen *durch* und *von* im Gegensatz zum Französischen, das in beiden Fällen nur *par* verwendet:

- (1) *Gallien wurde von Cäsar erobert*

- (2) *Lissabon wurde im Jahre 1755 durch ein Erdbeben zerstört*

- (5) *La Gaule fut conquise par César*

- (6) *Lisbonne fut détruite par un tremblement de terre en 1755*

Es scheint, daß für die Wahl der Präposition im Deutschen nicht die Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Hauptverb des Aktivsatzes ausschlaggebend ist, sondern die semantische Natur des Subjekts im Aktivsatz. Das Substantiv *Cäsar* bezeichnet ein belebtes Wesen, während *Erdbeben* ein Ereignis ausdrückt. Diese beiden Kategorien (»belebt« und »Ereignis«) sind fundamentaler oder »tiefer« als die lexikalischen Kategorien (Nomen, Verb usw.) und decken sich nur sehr unvollkommen mit diesen.

Zusammenfassend läßt sich aus dem nur gedrängt und oberflächlich behandelten Beispiel des Passivs festhalten: das Französische und das Deutsche gehen in der Wahl der Präposition verschiedene Wege. Ganz vereinfacht erhalten wir etwa folgendes Schema:

² Ch. J. Fillmore, The Case for Case. In: Universals in Linguistic Theory, hg. v. Bach u. Harms, New York 1968.

³ W. C. Chafe, Meaning and the Structure of Language. Chicago 1970.

deutsch	französisch
<i>durch</i>	<i>par</i>
<i>von</i>	<i>de</i>

Was uns vor allem interessiert, ist die Frage, wie man diese Abweichungen erfassen kann. Die vorausgegangenen summarischen Betrachtungen sollten nur dazu dienen, die Kategorien, die Beziehungen u. a. für die Analyse freizusetzen. Diese Analyse muß demnach von tieferliegenden Kategorien und Beziehungen ausgehen als es die uns bekannten lexikalischen Kategorien und syntaktischen Beziehungen sind. Der Bezug auf die gleichen fundamentalen Relationen und Kategorien wird der Analyse nicht nur ein Höchstmaß an Kohärenz, sondern auch ein vernünftiges Maß an Umfassendheit verschaffen. Durch die Beschränkung der Analyse auf die Basisstrukturen vermeidet man zudem die Komplikationen semantischer Art.

Da die kontrastive Grammatik ebenso eine pädagogische wie eine wissenschaftliche Grammatik sein will, müßte ihr ein hohes Maß an Einfachheit zukommen. Wissenschaftlichkeit und Einfachheit vereinen zu wollen, scheint eine Illusion zu sein, und doch führt der Erfolg nur über diesen Weg. Jeder weiß, daß die gegenwärtige Grammatikforschung und ganz speziell die generative Grammatik äußerst komplex ist und sich auf eine kleine Gruppe von – sagen wir es ruhig – Eingeweihten beschränkt. Die Komplexität dieser Untersuchungen erklärt sich aus der Konzeption der generativen Transformationsgrammatik, die durch ein explizites Regelsystem unendlich viele und ausnahmslos korrekte (sog. grammatische) Sätze erzeugt. Oder grob gesagt, es geht der generativen Transformationsgrammatik darum, ein Regelsystem zu entwickeln, das die Sprachkompetenz simuliert. Dieses lobenswerte wie ehrgeizige Unternehmen hat der linguistischen Forschung einen erstaunlichen Aufschwung gegeben und wesentliche, bislang unbeachtete Phänomene ans Tageslicht geholt (wie z. B. die Dichotomie der Tiefen- und Oberflächenstruktur). Die generative Transformationsgrammatik ist aber in erster Linie keine Grammatik für den Unterricht, sondern ausschließlich eine wissenschaftliche Grammatik. Man hat den Eindruck, daß ihre Regeln mehr für Automaten als für Menschen bestimmt

sind. Die kontrastive Grammatik dagegen ist nicht für die Maschine gedacht, sondern für die Pädagogen, die daraus Nutzen ziehen sollen bei der Suche nach den besten Methoden zur Aneignung der Sprachkompetenz in einer fremden Sprache.

Obgleich die Orientierung der Transformationalisten sehr weit von den Zielen der Pädagogen entfernt ist, können von der generativen Transformationsgrammatik durchaus nützliche Lehren für die pädagogische Zielsetzung übernommen werden, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt sind.

Die Formulierung der Regeln kann sehr vereinfacht werden. Diese Vereinfachung würde dann eine bessere Lesbarkeit der Regeln ermöglichen, zugleich aber auch die Regeln ungenauer machen. Die pädagogische Grammatik jedoch erträgt einen gewissen Grad von Ungenauigkeit, denn es sind Menschen und keine blinden Automaten, die als intelligente Wesen und aufgrund ihrer vorgegebenen Sprachkompetenz die zulässigen von den nichtzulässigen Bildungen scheiden sollen – wir haben davon bereits gesprochen.

Wenn die Regeln einfach genug sind, brauchen wir keinen abstrakten Formalismus, um sie eigens zu formulieren. Sie werden dann in die geläufige Sprache »übersetzt« und so im Unterricht besser verwendbar. Sekundär kann trotzdem der ursprüngliche Formalismus als mnemotechnisches Mittel beibehalten werden, um die Regeln sichtbar zu machen. Der Formalismus der generativen Transformationsgrammatik ist sehr reichhaltig und kann sicherlich mit Gewinn für die pädagogischen Zwecke ausgebeutet werden und damit als Basis einer pädagogischen Grammatik angesehen werden.

Unter Einfachheit in einer kontrastiven Grammatik ist nicht allein die einfache Formulierung von Regeln gemeint. Dazu gehört auch der wegen ihres kontrastiven und damit übersprachlichen Charakters naheliegende Gebrauch einer internationalen Terminologie und die Verwendung eines international verbreiteten Beschreibungsmodells. Ein eigenständiges Modell genügt, so interessant es auch sein mag, den Anforderungen nicht. Obwohl das Modell der Transformationsgrammatik mit seinem Mangel an praktischer Verwendbarkeit augenblicklich noch nicht so sehr verbreitet ist, deutet doch vieles darauf hin, daß sich die Lage in den kommenden Jahren günstig nach dieser Richtung hin entwickeln wird.

Zu den Kriterien der Kohärenz, der Umfassendheit und Einfachheit

kommt noch ein weiteres oft vernachlässigtes, aber für jede wissenschaftliche und auch pädagogische Grammatik charakteristisches Kriterium hinzu, nämlich die zusammenhängende Behandlung der sprachlichen Zusammengehörigkeiten (Synthetizität). Schließlich gehört zu den Voraussetzungen einer pädagogischen Grammatik die Berücksichtigung sprachlicher Frequenzen und die weitgehende Einübbarkeit der Regeln.

Die gewöhnlich vorgenommene Einteilung der Grammatik in Kapitel, die je eine besondere Wortart abhandeln, ist wissenschaftlich wenig gerechtfertigt, denn dadurch werden zusammenhängende Erscheinungen willkürlich getrennt. Das Passiv z. B. ist oft nicht zusammenhängend behandelt, man findet es gleichzeitig rubriziert unter »Konjugation des Verbs« und »Präposition«. In der Wirklichkeit verbundene Erscheinungen gehören auch in der Grammatik zusammen betrachtet. Wir haben schon beim Vergleich der Präpositionen *durch* und *von* im Passiv feststellen können, daß die grammatikalische Beschreibung tiefergehende Kategorien benötigt als sie die geläufigen Einteilungen hergeben. Daraus folgt: die willkürliche Einteilung des Stoffes nach lexikalischen Kategorien ist aufzugeben, und es ist eine Anordnung zu wählen, die besser den wirklichen Gegebenheiten entspricht, mit anderen Worten: die fundamentale Zusammengehörigkeit der grammatischen Erscheinungen muß beachtet werden und muß in einer zusammenhängenden Darstellung ihren Niederschlag finden. Über die Prinzipien des Aufbaus einer Grammatik werden wir später sprechen. Man übersehe übrigens nicht, daß der audiovisuelle Unterricht den Stoff in synthetischer Form darbietet, indem nach den Prinzipien der Ganzheitsstruktur ganze Sätze oder ganze Texte in ihrem Situationskontext dargestellt werden. Anders als die alten Grammatiken, die sich für den audiovisuellen Unterricht sehr schlecht eignen, muß der neue Grammatiktypus synthetisch verfaßt sein, um für diese moderne Form des Fremdsprachenunterrichts verwendbar zu sein.

Die meisten Schulbücher für Fremdsprachen räumen dem Häufigkeitsvorkommen des Wortschatzes und manchmal sogar der syntaktischen Strukturen breiten Raum ein. Sie führen im allgemeinen die gebräuchlichsten Lexeme und Strukturen an, die sie u. a. aus den Frequenzwörterbüchern beziehen. Der Schulbuchautor ordnet seinen Stoff aber nicht nur nach dem Häufigkeitsgrad, sondern auch nach dem Schwierigkeitsgrad der grammatischen Erscheinungen. Oft sind die häufigsten

Formen nicht zugleich auch die einfachsten. Darüber hinaus muß die Grammatik so konzipiert sein, daß der Schüler von Anfang an Sätze bilden lernt und nach und nach die Sprachkompetenz erwirbt.

Wir wollen hier die Frage nicht erörtern, ob die Grammatik als solche explizit unterrichtet werden soll oder ob sie vom Schüler schrittweise und unbewußt aufgenommen werden soll. Die vorliegenden Betrachtungen wollen ja nicht von einem Schulbuch, sondern von der Ausarbeitung einer kontrastiven Grammatik handeln.

Die Grammatik ist ein Nachschlagewerk, d. h. sie muß über alle Fälle Auskunft geben können, sie muß daher die häufigsten wie die seltenen, die einfachen wie die komplexen Formen untersuchen. Das bedeutet nicht, daß die sprachliche Frequenz keine Rolle spielt für die grammatikalische Beschreibung. Eine Grammatik mit pädagogischem Interesse wird unter den vielen möglichen Beschreibungen eines Phänomens diejenige auswählen, die die am häufigsten vorkommenden Phänomene auf die einfachste Art darstellt.

Man kann sich zum Beispiel eine Grammatik vorstellen, die keine Regel zur Pluralbildung der Substantive enthält, da das Lexikon für jedes Substantiv die passende Pluralform angibt. Die Regeln zur Pluralbildung der Substantive wären dann in der Grammatik überflüssig. Eine solche Grammatik wäre offensichtlich sehr einfach, vom pädagogischen Standpunkt aus aber nachteilig, da der Schüler in diesem Falle die Pluralform eines jeden Substantivs lernen müßte, was eine zu schwere Belastung des Gedächtnisses bedeuten würde. Zur Erleichterung des Lernprozesses könnte man von vornherein die relativ häufigsten Formen, d. h. die Formen, die im Lexikon – unabhängig vom Sprachgebrauch – am häufigsten vorkommen, als die »regelmäßigen« einführen, zum Beispiel Umlaut und *-e* für maskuline, *-en* für feminine und *-e* für neutrale Substantive. Im Lexikon wäre die Angabe dieser Pluralformen dann überflüssig: der Plural wäre dann, wie die gebräuchliche Terminologie der generativen Transformationsgrammatik es ausdrückt, unmarkiert.⁴ Weitere Vereinfachungen des Lexikons können durch morphologische Interpretationsregeln für Nomina erreicht werden.⁵ Nicht nur der Lernprozeß wäre erleichtert, auch das Lexikon wäre vereinfacht. Die Grammatik hätte dann Regeln beizusteuern, die automatisch die unmarkierten Pluralformen der Substantive definieren.

⁴ N. Chomsky u. M. Halle, *The Sound Pattern of English*. New York 1968.

⁵ Näheres bei W. U. Wurzel, *Studien zur deutschen Lautstruktur*. *Studia grammatica* VIII. Berlin 1970, S. 40.

Allein die weniger gebräuchlichen Pluralformen wären durch Merkmale im Lexikon zu bezeichnen. Dieses Prinzip, mit Hilfe einiger einfacher Regeln das Lexikon beträchtlich zu vereinfachen, ist in älteren Grammatiken schon angewandt worden, jedoch ohne eigentliche Koordination von Lexikon und Morphologie. Die grammatische Form hängt vom Lexikon ab und umgekehrt.

Da das Ziel einer pädagogischen Grammatik letztlich darin besteht, Anderssprachigen eine bestimmte Sprachkompetenz zu vermitteln, wird es nützlich sein die Regeln so zu entwerfen, daß sie im einzelnen eingeübt werden können. Solche Übungen sollen natürlich nicht in der Grammatik selbst ausgebreitet sein, sondern im Anschluß an die in der Grammatik gegebenen Regeln leicht aktualisiert werden können. Eine Grammatik wird umso wirksamer sein, je weniger Übungen zur Aneignung von Sprachstrukturen erforderlich sind. Außer schriftlichen und mündlichen Imitationsübungen oder freien Übungen wird der Sprachpädagoge auch Übungen transformationeller Art (einsprachige Umsetzungsübungen) und Übersetzungsübungen (zweisprachige Übungen) im Unterricht verwenden. Es liegt auf der Hand, daß zu den Transformationsübungen vieles durch die Transformationsgrammatik beigetragen werden kann, wohingegen der Übersetzungsteil sehr komplex ist und Entschlüsselungsoperationen des Kode und neue Kodierungen notwendig macht. Die optimale Grammatik müßte also im Hinblick auf die Kodierung und Dekodierung reversibel sein.

Im gegenwärtigen Zeitpunkt ist es wichtig, das Modell einer Grammatik zu entwerfen, das den von uns genannten Forderungen Rechnung trägt, oder, konkret ausgedrückt, es handelt sich vor allem darum, die Kriterien zu entwickeln, nach denen eine solche Grammatik aufgebaut werden soll. Wir haben schon angemerkt, daß die Aufteilung des Stoffes nach lexikalischen Kategorien zu einer Verzettlung und Verzerrung der Tatsachen führt. Wir glauben ohne Übertreibung sagen zu können, daß die Erstellung eines Planes das Kardinalproblem darstellt, von dessen Lösung die Brauchbarkeit der Grammatik abhängt.

Der Plan einer zugleich wissenschaftlichen wie pädagogischen Grammatik könnte sich von folgendem Verfahren leiten lassen: jede neue Information baut auf bestimmten Vorkenntnissen auf. Die grammatischen Regularitäten lassen sich in Termen einer Input-Output-Analyse darstellen, wobei die Eingabe (Input) alle relevanten Vorinformatio-

nen und die Ausgabe (Output) die mit den neuen Informationen angereicherten Vorkenntnisse enthält. Diese Prozedur wäre auf beide Sprachen, das Deutsche wie das Französische, zu übertragen. In der Tat setzt demnach eine kontrastive Grammatik zwei nach demselben Plan erstellte Grammatiken voraus, auf deren Basis die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der beiden Sprachstrukturen abzulesen sind. Bei der Ausarbeitung der Grammatik wird man also vom Bekannten zum Unbekannten fortschreiten. Es sollte daher zum Beispiel nicht geschehen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, daß die Morphologie schon am Anfang der Grammatik eingeführt wird. Wir möchten dies am Beispiel der Adjektivendung *-er* erläutern. Die Wahl der Adjektivendung *-er* in *ein reicher Mann* setzt eine ganze Reihe von Kenntnissen voraus, die bereits vorher geklärt sein müssen. So muß man zum Beispiel den Artikel oder das adnominale Pronomen kennen. Wenn der Artikel *der* ist oder das adnominale Pronomen auf *-er* endet, lautet die Adjektivendung anders: *der reiche Mann, dieser reiche Mann*. Das beweist, daß die Regeln über die Adjektivendung erst nach Behandlung des Artikels und des Pronomens behandelt werden dürfen.

Sie dürfen ebenfalls erst nach der Substantivdeklinations eingeführt werden. Das attributive Adjektiv endet im Genitiv Singular des Maskulinums auf *-en*, wenn der Artikel fehlt und wenn das Substantiv stark ist, d. h. also auf *-(e)s* ausgeht. Das Adjektiv erhält aber die Endung *-es*, wenn der Artikel fehlt und das Substantiv schwach ist: *der Inhalt folgendes Praragraphen*. Man muß also vorher schon wissen, welches Substantiv der starken und welches der schwachen Deklination angehört. Das kann man nur, wenn das Substantiv zuvor behandelt ist. Da einige Adjektive in attributiver Stellung undekliniert bleiben (z. B. *ein rosa Kleid*), erfordert dies die Vorkenntnis der Lautform des Adjektivs. Man muß auch wissen, ob die Nominalphrase im Plural steht oder nicht, und man muß die Struktur des Satzes und das Netz der syntaktischen Funktionen kennen, um den attributiven vom prädikativen Gebrauch des Adjektivs unterscheiden zu können, usw. Selbstverständlich muß auch der Kasus bekannt sein. Da die Festlegung der Kasus weitgehend von syntaktischen Funktionen abhängig ist, müssen diese vorher präzisiert sein.

Umgekehrt wird man die morphologischen Regeln wie z. B. jene, die bei den Verben den Gebrauch des eingeschobenen *-e-* zwischen Stamm und Endung definieren (*er arbeitet*), erst nach Behandlung der Endung, d. h. den morphologischen Regeln einführen.

Das gleiche gilt in der Phonologie; die Darstellung der Varianten wird erst vorgenommen werden, nachdem die Lexeme und Morpheme festgestellt sind z. B.:

wenig : [ve:nIç]

wenig + e : [ve:nIçə]

wenig + sten : [ve:nIçstən]

Wie man sehen kann, ergibt sich die Reihenfolge für die Darstellung der Grammatikregeln beinahe von selbst, falls man sich nur die Mühe macht, die Voraussetzungen jeder Regel zu klären und in den Input der Regel lediglich die Elemente einfügt, die bekannt sind. Dies ist nach unserer Meinung der einzige Weg, der die Gefahr umgeht, daß grammatische Regularitäten in ein vorgefertigtes Gestell eingezwängt und damit verzerrt werden. Wenn man die Regeln in Termen einer Input-Output-Analyse formuliert, lassen sich verschiedene Untersuchungsniveaus voneinander abheben, so daß die Grammatik als ein mehrstufiges Regelsystem sich erweist. Bisher kannte man verschiedene Untersuchungsbereiche wie Semantik, Lexikologie, Syntax, Morphologie, aber meistens wurden sie alle unabhängig voneinander behandelt, und ihre Subdisziplinen drückten die Fakten recht unterschiedlich aus. Es werden sich viele Inkohärenzen und Schwierigkeiten vermeiden lassen, wenn man die mehrstufige Untersuchungsweise anwendet.

Die Stellung der Satznegation *nicht*⁶ bietet eine gute Illustration für die Nützlichkeit einer solchen Stufenuntersuchung. Bouchez⁷ behauptet, daß *nicht* im allgemeinen *nach* Ergänzungen *ohne* Präposition, aber *vor* Ergänzungen *mit* Präposition steht. Obwohl diese Regel oft zuzutreffen scheint:

(10) *Er hat den Hund nicht gesehen*

(11) *Er wohnt nicht in Berlin*

fällt es nicht schwer, Gegenbeispiele zu finden⁸:

(12) *Die Versammlung dauerte nicht den ganzen Tag*

(13) *Wir wissen, daß er wegen des Essens nicht erschienen ist*

Außerdem verschweigt diese Regel vorsichtigerweise, wie sich *nicht* in Verbindung mit Umstandsbestimmungen verhält:

⁶ Die »Satznegation« ist paraphrasierbar durch: »es stimmt nicht, daß ...«

⁷ M. Bouchez, *Grammaire allemande*. Paris 1960, § 390.

⁸ G. Helbig, Zum Problem der Stellung des Negationswortes »nicht«. In: *Deutsch als Fremdsprache* 8, 1971, H. 2.

(14) *Er kommt heute nicht*

(15) *Er lief nicht schnell*

Es ist somit nicht möglich, eine Stellungsregel allein auf den syntaktischen Kategorien (Nominalphrase, Präpositionalphrase usw.) aufzubauen.

Unabhängig von den syntaktischen Kategorien sind nämlich noch andere Regularitäten wirksam:

(16) *Er wohnt nicht in Berlin*

(17) *Er wird nicht Lehrer*

(18) *Er war nicht krank*

In diesen Sätzen tritt *nicht* automatisch vor die Prädikatergänzung, ganz gleich in welcher syntaktischen oder lexikalischen Form diese erscheint, sei es als Präpositionalphrase, als Substantiv oder Adjektiv. Ebenso in:

(19) *Er hat sich nicht müde gelaufen*

(20) *Er hat die Vase nicht auf den Tisch gestellt*

Es scheint also, daß die syntaktische Funktion für die Stellungsregel wichtiger ist als die syntaktischen Kategorien. Nur wenn mehrere Satzglieder dieselbe Funktion haben, z. B. die Funktion »Objekt« beim Akkusativobjekt und Präpositionalobjekt, kann die Stellungsregel für *nicht* auf der Basis der syntaktischen Kategorien angewendet werden:

(21) *Er wollte die Kinder nicht von ihren Eltern trennen*

Dieses nur summarisch umrissene Beispiel über die Stellung von *nicht* hilft uns doch, die Wirksamkeit der Konstruktionsregeln besser verstehen zu lernen. Zur Stellung der Satznegation *nicht* darf also festgehalten werden: die auf syntaktischen Funktionen beruhenden Regeln gehen denjenigen, die auf syntaktischen Kategorien fußen, vor. Die Betrachtung der beiden Stufen »funktionell« und »kategorial« ergibt schließlich nicht nur ein unkomplizierteres, sondern auch wirklichkeitsnäheres Resultat.

Die Notwendigkeit der Unterscheidung mehrerer Niveaus erweist sich besonders dringlich beim Studium des Passivs. Man kann sagen, das Passiv bewirkt eine oft durch die Mitteilungsperspektive bedingte Umkehrung von Termen. Eine Relation mit drei Termen, z. B. $R(a, b, c)$ erlaubt im Prinzip sechs verschiedene Sequenzen: $abc, acb, bac, bca, cab, cba$, jedoch scheint die Sprache nur vier von den sechs Möglichkeiten auszunützen. Nehmen wir als Beispiel die dreiwertige Relation, wie sie durch das Verb *schenken* ausgedrückt wird:

a b c : *Oma schenkt Hans einen Roller*

a c b : *Oma beschenkt Hans mit einem Roller*

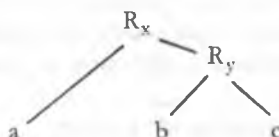
b c a : *Hans wird von der Oma mit einem Roller beschenkt*

c b a : *Ein Roller wird Hans von der Oma geschenkt*

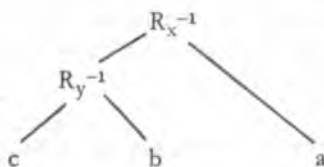
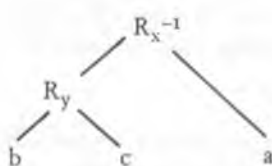
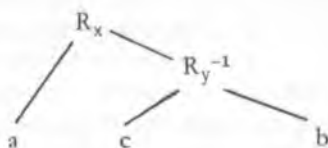
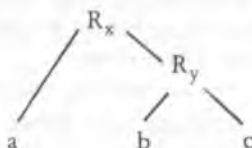
Das Ergebnis von vier Sequenzen statt sechs erklärt sich daraus, daß zunächst nur zwei zweiwertige Relationen bestehen, deren eine einen Term der anderen darstellt, die zu einem noch später festzulegenden Zeitpunkt in eine dreiwertige Relation verschmolzen sind:

$R_x [a, R_y (b, c)]$

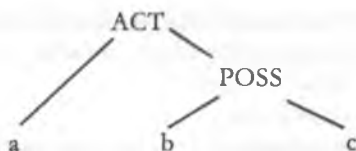
oder



Nach der Umkehrung der zweiwertigen Relationen erhalten wir nun in der Tat nur vier mögliche Sequenzen:



Wir müssen uns jetzt fragen, ob dieser einfache transformationelle Prozeß auch der Sprachwirklichkeit entspricht. Nehmen wir das dreiwertige Verb *schenken* wieder auf. Wir können es auf zwei binäre Tiefenrelationen zurückführen, die wir der Einfachheit halber ACT und POSS nennen wollen:

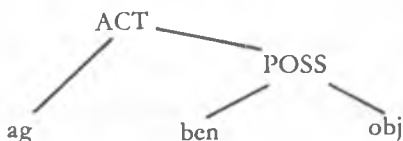


Andererseits kann *schenken* zwei Transformationen durchlaufen, eine vom Ableitungstypus (*schenken* → *beschenken*) und eine morphologischer Art, die des eigentlichen Passivs (*schenken* → *geschenkt werden*). Die beiden Transformationen können sich auch verbinden (*beschenkt werden*). Diese Transformationen bewirken eine Modifikation der syntaktischen Funktion der Terme: die Ableitungstransformation bewirkt einen Wechsel des Objekts und die morphologische Passivtransformation einen Wechsel des Subjekts. Um größerer Klarheit willen ersetzen wir die Terme abc durch explizitere Symbole, um so deutlicher das Verhältnis zu den Relationen auszudrücken: der erste Term der Relation ACT soll ein Agentiv, der erste Term der Relation POSS ein Benefaktiv und der zweite Term davon ein Objektiv sein⁹. Also: a = Agentiv, b = Benefaktiv und c = Objektiv. Die vier vorkommenden Sequenzen lauten dann folgendermaßen:

- a b c : ag, ben, obj
- a c b : ag, obj, ben
- b c a : ben, obj, ag
- c b a : obj, ben, ag

Wir verwenden als grundlegende Reihenfolge ag, ben, obj aus zwei Gründen:

a) wegen des Charakters der Tiefenrelationen ACT und POSS:



b) wegen der grammatikalisch und lexikalisch einfachsten Form.

Da *schenken* einfacher ist als *beschenken*, *geschenkt werden* und *beschenkt werden*, betrachten wir die Sequenz abc oder ag, ben, obj als grundlegend.

⁹ Terminologie von Fillmore.

Nehmen wir als Ausgangspunkt die Sequenz *ag, ben, obj*, dann ergibt sich bei der Ableitungstransformation (*schenken* → *beschenken*) ein Wechsel der beiden letzten Glieder:

ag, ben, obj → *ag, obj, ben*;

die morphologische Transformation *schenken* → *geschenkt werden*, *beschenken* → *beschenkt werden*) führt zu einem Austausch der beiden äußersten Glieder:

ag, ben, obj → *obj, ben, ag*

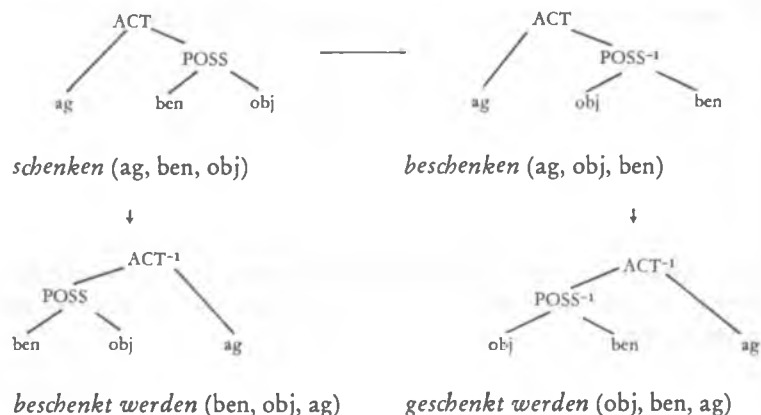
ag, obj, ben → *ben, obj, ag*

Damit finden wir uns zwei Transformationsprozessen gegenüber:

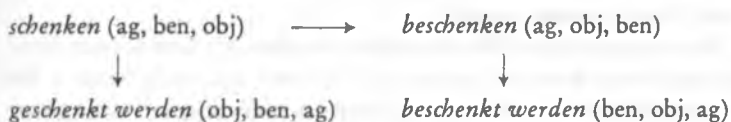
a) der Umkehrung zweiwertiger Relationen auf einer prälexikalischen Ebene und

b) der Modifikation der syntaktischen Funktionen durch die Ableitungstransformation (*be-*) oder die morphologische Transformation (Passiv) auf einer postlexikalischen Ebene. Hier stellt sich eine entscheidende Frage hinsichtlich der grammatischen Theorie. Auf welchem der zwei Vorgänge, die doch beide zum gleichen Ergebnis (vier möglichen Sequenzen) führen, soll man das Erklärungsmodell für die Umwandlungen aufbauen, etwa ausschließlich auf der prälexikalischen Ebene oder ausschließlich auf der postlexikalischen Ebene oder auf beiden Ebenen?

Die Wahl könnte schwierig, ja unmöglich sein, wenn zwischen den beiden Vorgängen nicht eine offensichtliche Ungleichheit herrschte. Die auf der Veränderung der Basisrelationen beruhende Transformation ergibt die folgenden Sequenzen:



Die postlexikalischen Transformationen ergeben:



Es existiert ein gewisser Parallelismus zwischen der Umkehrung von POSS und der Ableitungstransformation mit *be-*. Dazu ist aber anzumerken, daß die Ableitungstransformation, die den Austausch der letzten beiden Glieder bewirkt, keineswegs regelmäßig angewandt werden kann:

<i>schenken</i>	→ <i>beschenken</i>
<i>pflanzen</i>	→ <i>bepflanzen</i>
<i>geben</i>	→ * <i>begeben</i>
<i>stellen</i>	→ * <i>bestellen</i>

Diese Ableitungstransformation ist also mit äußerster Vorsicht zu behandeln. Es scheint demnach, daß die prälexikalische Umkehrung nicht an solche Restriktionen gebunden ist.

Die morphologische Passivtransformation entspricht dagegen nicht der Umkehrung der Relation ACT. Anders als bei der unregelmäßigen Ableitungstransformation ist die morphologische Transformation regelmäßig anwendbar. Deshalb wollen wir uns auch in der Frage nach dem besseren Erklärungsmodell für die morphologische Transformation entscheiden, die insgesamt gesehen noch am meisten dem wirklichen Sprachablauf entspricht.

Auf den ersten Blick erscheint das Problem komplex, aber es klärt sich zusehends auf, wenn man alle Operationen samt ihren Voraussetzungen schrittweise genau prüft.

1. Als Ausgangspunkt, d. h. ohne Bedingungen, anerkennt man die Existenz der zwei zweiwertigen Tiefenrelationen ACT und POSS.
2. Diese Grundstruktur ist dann einer Umkehrung unterworfen.
3. Der Ersatz zweier zweiwertigen Relationen, deren eine ein Term der anderen ist, durch eine von einem Lexem repräsentierte dreiwertige Relation setzt einerseits die Existenz der beiden zweiwertigen Relationen und zum andern eine bestimmte Sequenz von Termen voraus:

schenken setzt voraus ag, ben, obj
geben setzt voraus ag, ben, obj
beschenken setzt voraus ag, obj, ben
bekommen setzt voraus ben, obj, ag

Die Einführung der Lexeme kann also erst nach Erledigung der Punkte 1 und 2 vorgenommen werden.

4. Die morphologische Transformation (das Passiv) hinwiederum kann erst stattfinden, wenn die Lexeme gewählt sind, d. h. nach Punkt 3. Sie hat einen Wechsel der äußersten Terme der dreiwertigen Relation zur Folge:

schenken (ag, ben obj) → *geschenkt werden* (obj, ben, ag)

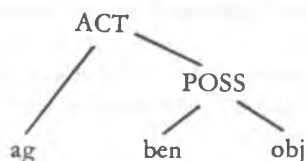
Die Tatsache, daß *bekommen*, *haben* u. a. kein Passiv bilden können, ist leicht erklärbar, wenn man sich an den Tiefenrelationen orientiert. Beide Verben sind mit ihrem Subjekt durch die Relation »Benefaktiv« verbunden. Eventuelle Einschränkungen gegenüber der Anwendung der morphologischen Transformation sind ohne Schwierigkeit zu formulieren, da die Beschaffenheit der einzelnen Relationsterme im voraus bekannt ist.

In Kurzfassung muß der Operationsplan, der sich über mehrere Ebenen erstreckt, wie folgt aussehen:

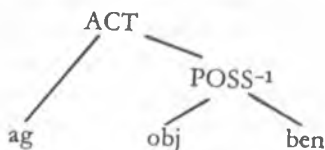
1. Tiefenrelationen
2. eventuelle Umkehrungen
3. Lexikalisierung
4. eventuelle Passivierung

Wir verdeutlichen dies am Beispiel der Transformationen, die zur Form *beschenkt werden* führen:

1. Tiefenrelationen:



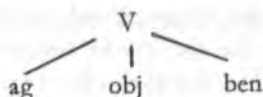
2. Ergebnis der Umkehrung bei POSS:



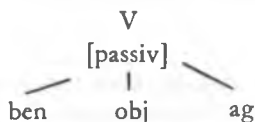
- 3a. Lexikalisierung:

ACT + POSS⁻¹ → V : *beschenken* bei der Sequenz: ag, obj, ben

- 3b. Resultat der Lexikalisierung:



4. Resultat der Passivierung (Austausch der äußersten Terme):



Um die Oberflächenstruktur zu erhalten, sind natürlich noch weitere Operationen nötig: der erste Term müßte als Subjekt definiert werden usw.

Diese auf mehreren Ebenen ausgebreitete Untersuchung erweckt ein doppeltes Interesse für die kontrastive Grammatik. Einmal läßt sie sich auf die verschiedensten Sprachen übertragen, was somit einen leichteren Vergleich dieser Sprachen ermöglicht. Und zum andern liefert sie eine eigene Erklärung für die Unterschiedlichkeiten, die gewöhnlich dem »Genie« einer jeden Sprache zugeschrieben werden. Im vorliegenden Fall erlaubt sie es uns, mit Genauigkeit den Ort anzugeben, wo die Divergenzen liegen. Das Französische besitzt ein Verb *offrir*, das dem deutschen *schenken* entspricht und die gleiche Struktur und Basisfolge voraussetzt:

ACT + POSS → V : *schenken* bei der Sequenz : ag, ben, obj

ACT + POSS → V : *offrir* bei der Sequenz : ag, ben, obj

Schwierigkeiten tauchen erst auf, wenn die Sequenz ag, obj, ben lexikalisiert werden soll. Das Deutsche hat:

ACT + POSS⁻¹ → V : *beschenken* bei der Sequenz: ag, obj, ben
 doch das Französische muß entweder auf eine zu dieser Sequenz passende Lexikalisierung verzichten und sich für das Lexem *offrir* entscheiden, das eine andere Sequenz voraussetzt, oder es muß zu einem anderen Lexem greifen, wie z. B. *gratifier*, *munir*, *nantir*, *pourvoir* usw., die zwar die gleiche Sequenz erlauben wie *beschenken*, deren Bedeutung aber leicht verschieden ist. Es ist einsichtig, daß der Unterschied zwischen dem Deutschen und Französischen hier auf lexikalischem Gebiet besteht. Es wird nunmehr möglich sein, die Sinnvarianten und Strukturunterschiede, wie sie durch die Übersetzung entstehen können, viel rationaler zu erklären.

Diese Betrachtung über die Negation und das Passiv haben hoffentlich bewiesen, daß einerseits die linguistische Analyse auf mehreren Ebenen einsetzen muß und daß andererseits das Lexikon unbedingt in die grammatikalische Beschreibung miteinzubeziehen ist. Dieser letzte Punkt ist vor allem deshalb wichtig, weil zahlreiche Strukturunterschiede der Oberfläche auf lexikalische Eigentümlichkeiten zurückzuführen sind.

Im Laufe unserer Ausführungen haben wir einige Prinzipien erörtert, auf denen eine wissenschaftlich-pädagogische Grammatik und insonderheit eine deutsch-französische Kontrastgrammatik aufbauen sollte. Trotz der zutage getretenen Schwierigkeiten, die wir keinesfalls unterschätzen, sind wir fest überzeugt, daß das Projekt der kontrastiven Grammatik alle Chancen auf Erfolg hat. Eine solche Grammatik kommt nicht nur den Bedürfnissen unserer Gesellschaft entgegen, die lebhaft nach ihr verlangt, sondern durch die Ausarbeitung eines einfachen, der grammatikalischen Beschreibung adäquaten Beschreibungsmodells und durch die Suche nach harmonischer Verknüpfung pädagogischer und wissenschaftlicher Interessen leistet sie zweifellos einen bedeutenden Beitrag zum Fortschritt.

Bemerkungen zur Dependenzgrammatik

Von Ulrich Engel

Inhalt:

1. Vorüberlegungen
2. Dependenz als Alternative zur Konstituenz
3. Dependenz als Komplement der Konstituenz
4. Subjekt-Prädikat-Grammatik und Verbgrammatik
5. Ansätze zu einer Dependenz-Verb-Grammatik

1. Vorüberlegungen

Diese Studie möchte einige Hinweise zur theoretischen Fundierung und zur praktischen Anwendbarkeit der Dependenzgrammatik geben. Anstöße dazu erhielt ich von verschiedenen Seiten, nicht zuletzt von Klaus Baumgärtner durch seinen Aufsatz über »Konstituenz und Dependenz« von 1967, vor allem aber von Mitarbeitern und Kritikern im Institut für deutsche Sprache.

In den letzten Jahren haben sich mehrere Forscher mit Aspekten der Dependenzgrammatik und ihrer Abgrenzung beschäftigt. Die Ergebnisse dieser Beschäftigungen stimmen nicht durchweg überein. Wahrscheinlich hätte sich mancher scheinbare Widerspruch auflösen und manche Unklarheit beseitigen lassen, wenn man schärfer zwischen verschiedenen Klassifikationsmöglichkeiten unterschieden hätte. Ein Verfahren zur mehrfachen Klassifikation von Grammatiken soll hier vorgeschlagen und demonstriert werden.

Grammatik versteht man im allgemeinen als ein System von Aussagen¹ über eine (hier, aber nicht notwendig, natürliche) Sprache, mithin als Theorie dieser Sprache: Grammatik ist Sprachtheorie. Nun lassen sich mehrere Grammatiken mit einem oder mehreren gemeinsamen Merkmalen zu Klassen zusammenfassen. Jede Grammatik, die das Merkmal *k* aufweist, nennen wir dann eine *k*-Grammatik. Diese Klassifikation der Grammatiken erfolgt auf der nächsthöheren Ebene: Aussagen über Grammatiken gehören zur Theorie der Gramma-

¹ In der neueren Linguistik wird Grammatik oft auch zurückhaltender als eine Menge von Aussagen (oder Regeln) bezeichnet. Der von mir gewählte Terminus »System« impliziert eine irgendwie sinnvolle Struktur der Aussagenmenge, also eine definierbare Ordnung der Aussagen. Obwohl diese Ordnung von Grammatik zu Grammatik variieren kann, ist sie doch als Prinzip von den meisten Linguisten anerkannt. Vgl. etwa Bierwisch, Aufgaben, S. 4; Heringer, Theorie, S. 42.

tik oder Grammatiktheorie oder Metatheorie der Sprache. Natürlich kann auch über die Grammatiktheorie reflektiert werden. Ein unendlicher Regreß der Metasprachen zeichnet sich ab: über jede Theorie kann wieder eine Theorie gebildet werden.² Aber gemeinhin interessieren nur die untersten Stufen dieser Hierarchie: Theorie und Metatheorie der Sprache, Theorie und Metatheorie der Grammatik. Auch für die vorliegende Studie gilt diese Einschränkung.

Klassifikation von Grammatiken erfolgt nur auf Grund spezieller Merkmale; was für alle Grammatiken gilt, führt zu keiner Klassenbildung. Es müssen also zunächst alle universellen Eigenschaften ausgediebst werden. Formale Universalien³ sind integraler Bestandteil jeder Grammatiktheorie; nur partieller Konsensus besteht dagegen darüber, was im einzelnen als Universale zu bezeichnen sei. Immerhin darf man wohl davon ausgehen, daß keine sinnvolle anwendbare (formalisierte oder nicht-formalisierte) Grammatik ohne Transformationen auskommt. Wie die Transformationen geordnet sind; ob nur eine einzige transformationelle Komponente existiert; ob diese am Anfang oder am Ende der Grammatik zu lokalisieren ist, oder ob transformationelle und sonstige Regeln durcheinandergemengt auftreten: dies hängt vom jeweils angewandten Grammatikmodell ab. Weiter kann angenommen werden, daß ein Teil jeder Grammatik hierarchisch geordnete Regeln enthält, die sich auch diagraphisch als Verzweigungsbäume darstellen lassen. Gewöhnlich fällt dieser Teil in den Bereich der Morphosyntax, weil semantische Beschreibungen nie ohne Transformationen auskommen dürften; Transformationen sind deshalb erforderlich, weil eine ausnahmslose Hierarchie in der Beschreibung zu unendlichen Parallelismen führen muß. Sie könnte übrigens auch die Be-

² Vgl. dazu neuerdings auch Henne, Korrelationen.

³ Zum Problem der Universalien nimmt Chomsky mehrfach Stellung; zu den formalen Universalien vgl. etwa Chomsky, Aspekte, S. 45 ff. et passim. Ich halte es übrigens für möglich, daß überhaupt nur formale Universalien (im Sinne der von Chomsky eingeführten Dichotomie, Aspekte, S. 44) existieren. Mindestens sind die dort und anderswo als »substantielle Universalien« eingeführten Merkmale und Kategorien nur mit Kunstgriffen als universell zu erweisen. Weder Jakobsons Theorie der distinktiven Merkmale noch die Kategorien der beiden Hauptwortklassen Nomen und Verb (dazu Chomsky, Aspekte, S. 44 f.) sind notwendige Bestandteile jeder Grammatik, und was unter bestimmten Voraussetzungen geeignet ist, sollte nicht deshalb schon hier linguistisches Universale genannt werden. Schon eine kontrastive Grammatik schafft grundlegend andere Bedingungen als die Grammatik einer Einzelsprache. Beschreibungsadäquatheit – von der explanativen Adäquatheit ganz zu schweigen – sollte demzufolge nicht nur an der Sprache als Objekt, sondern auch am Zweck der Beschreibung gemessen werden.

zeichnungen zwischen den meisten »verwandten« Konstrukten⁴ nicht erklären. Dieser hierarchisch geordnete Teil einer Grammatik wird hier, in loser Anlehnung an Chomsky⁵, Basis genannt. Es ist wichtig, sich des grundlegenden Unterschieds zwischen Basisteil und Transformationsteil bewußt zu sein. Beide können zwar ineinander verzahnt sein, es braucht sich also nicht um je in sich geschlossene Komponenten zu handeln. Aber grundsätzlich handelt es sich um komplementäre Verfahrensweisen: eine Transformationsregel leistet genau das, was eine Basisregel nicht leisten kann, und umgekehrt.

Von der bisherigen Forschung ist die Basis im ganzen erheblich eingehender beschrieben worden als die Transformationen. Damit hängt zusammen, daß über die Basis besonders zahlreiche und verfestigte Meinungen vorliegen. Einige dieser Meinungen sollen hier diskutiert werden. Damit ist zugleich gesagt, daß die gesamte folgende Diskussion sich im Rahmen der Basis halten wird.

Spezielle Merkmale von Grammatiken im Bereich der Basis sind Konstituenz und Dependenz; sie kennzeichnen die Konstituentenstrukturgrammatik einerseits, die Dependenzgrammatik andererseits.

Dabei verstehe ich unter einer Konstituentenstrukturgrammatik (KSG) jede Sprachtheorie, die nach dem Prinzip des Wiederschreibens verfährt, also sprachliche Primärdaten auf verschiedenen Ebenen mit Kategorien verschiedenen Ranges immer wieder abbildet und so das Ganze durch seine Teile aktualisiert oder die Teile aus dem Ganzen erklärt. Die Techniken sind vielfältig, weit vielfältiger als Postal in seiner verdienstvollen Studie⁶ gezeigt hat, nicht zuletzt deshalb, weil auch die nichtformalisierte Schulgrammatik partiell hierher gerechnet werden muß. Alle Regeln bedienen sich des Relators »besteht aus« (weniger genau, aber oft zu finden: »ist ein« oder »ist zu ersetzen

⁴ Vor sorglosem Gebrauch des Terminus »verwandt« in der Linguistik ist zu warnen. Eine synchronische Verwandtschaft zweier oder mehrerer Erscheinungen der Objektsprache läßt sich ohnehin nicht nachweisen. Der Grammatiker kann allenfalls solche Verwandtschaft festlegen. Verwandt können dann Konstrukte sein, deren Erzeugung zu einem bestimmten Teil mittels identischer Regeln erfolgt; natürlich hängt es vom jeweiligen Grammatikmodell ab, wann eine solche Bedingung erfüllt ist. Jedenfalls halte ich die Annahme einer Verwandtschaft z. B. zwischen Aktiv und Passiv für sinnvoll, weil das zur Einsparung einer Anzahl von Regeln führt. Dies hat zur Folge, daß das Aktiv aus dem Passiv oder das Passiv aus dem Aktiv transformationell abzuleiten ist.

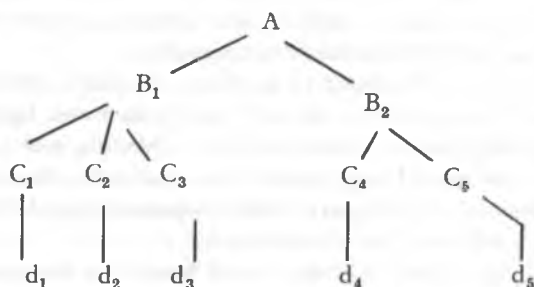
⁵ Bei Chomsky ist die Basis erheblich spezieller definiert als hier; vgl. Aspekte, S. 31 f., S. 88 ff. et passim.

⁶ Postal, *Constituent Structure*.

durch*). Es handelt sich also um eine Teil-Ganzes-Relation. Die Regeln lassen sich in die allgemeine Form

$$(1) \quad A \rightarrow B_1 \cap B_2 \cap B_3 \dots B_n$$

bringen, wobei B für Kategorien der (gegenüber A) nächstniedereren Stufe steht. Als Diagramme werden im allgemeinen entweder Ableitungsbäume (2)



oder Blöcke verschiedenen Umfangs (3) verwendet:

(3)

d_1	d_2	d_3	d_4	d_5
C_1	C_2	C_3	C_4	C_5
B_1			B_2	
A				

Dabei stehen hier Majuskeln für Kategoriale Symbole, Minuskeln für Endsymbole (= Zeichen für »Wörter«).⁷

Zwischenbemerkung: Der Leser mag bemängeln, daß Regeln und Diagramme nur in algebraischer Notation wiedergegeben und nicht an konkreten sprachlichen Daten demonstriert werden. Dies geschieht ausschließlich deshalb, weil unsere Aussagen zur Grammatiktheorie nicht mit Idiosynkrasien von Einzelgrammatiken belastet (und dadurch eingeschränkt) werden sollen. Da Regeln und Diagramme zur KSG fast nur in phrasenstrukturgrammatischer Form vorliegen, werden sie un-

⁷ Ableitungsbäume finden sich in der gesamten umfangreichen Literatur zur transformationellen Grammatik; für das Deutsche vgl. etwa Bechert usw., Einführung, S. 35 ff. »Blöcke« verwendet u. a. Hockett, Course, S. 147 ff.

ten ohnehin noch einmal (dann in unmittelbarer Anwendung auf sprachliche Daten) zur Sprache kommen.

Unter einer *Dependenzgrammatik* (DG) verstehe ich jede Sprachtheorie, die auf dem Prinzip beruht, Kategorien gleichen Ranges in spezifischen Relationen darzustellen.

Die Darstellungstechnik ist noch nicht sehr weit entwickelt. Sie verwendet im allgemeinen einen Relator »wenn . . . , dann . . .«. Regeln hat Hays in die folgende allgemeine Form gebracht:

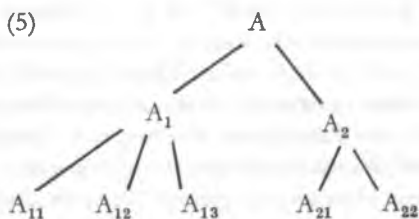
$$(4) \quad A(A_1 \dots A_k, *, A_k + 1 \dots A_n)$$

Dabei steht A für das »regierende« Element, A_1 bis A_n sind »abhängige« Elemente (vom selben Rang wie A).

* bezeichnet die Stelle, an der das regierende Element A einzusetzen ist.⁸

Solche Regeln erzeugen also Ketten. Die Frage, ob die Ableitung im Basisteil schon zu Ketten führen sollte, ist von den meisten zeitgenössischen Linguisten positiv entschieden worden. Einiges spricht allerdings für die Alternative, alle lineare Ordnung dem Transformations- teil zuzuweisen und im Basisteil nur Merkmale für Permutationen bereitzustellen: vor allem spricht dafür die Beobachtung, daß die im Basisteil erzeugten Ketten nur in den seltensten Fällen Endketten darstellen, meist jedoch ohnehin noch eine Anzahl von Transformationen zu durchlaufen haben.⁹

Als Diagramme erscheinen »Dependenzbäume« wie (5):



Dazu kann einstweilen nur gesagt werden, daß die Symbole A, A_i , A_{ij} , allesamt Kategorien desselben Ranges bezeichnen. Mit Diagramm (5) soll ausgesagt werden: Ist A vorhanden, so tritt (mit zu spezifizieren-

⁸ Hays, Dependency Theory.

⁹ Zu Dependenzregeln, die keine Ketten erzeugen, vgl. auch Engel, Thesen zur Syntax.

der Sicherheit) A_i auf, ist A_i vorhanden, so tritt (mit zu spezifizierender Sicherheit) A_{ij} auf.

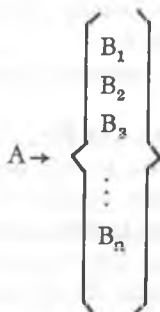
Neben den Regeln der KSG und der DG (wir sprechen kurz von K-Regeln und D-Regeln) gibt es noch eine dritte Regelart, die sich von den beiden andern deutlich unterscheidet und in den meisten Grammatiken eingehend erörtert ist. Diese Regeln beruhen auf einer Relation »... enthält als Elemente ...« (umgekehrt: »... ist Element von ...«). Die Phrasenstrukturgrammatik schreibt¹⁰

$$(6) A \rightarrow B_1, B_2, B_3 \dots B_n$$

oder

oder

(7)



Heringer spricht von Adjunktionsregeln¹¹ und schreibt:

$$(8) K(A, B_1/B_2/B_3 \dots /B_n)$$

K-Regeln und D-Regeln, wie sie in (1) und (4) wiedergegeben sind, legen fest, welche Elemente zugleich nebeneinander (auf der Kette) vorkommen, also miteinander kontrastieren¹²; da sie Syntagmen erzeugen, nennt man sie auch syntagmatische Regeln. Im Gegensatz dazu legen die Regeln in (6), (7) und (8) fest, welche Elemente nicht zusammen vorkommen, dafür aber an derselben Stelle austauschbar sind, also kommutieren. Da sie auf Paradigmen beruhen, nennt man sie auch paradigmatische Regeln; ich spreche abkürzend von P-Regeln.

K-Regeln und P-Regeln gelten gemeinhin in gleicher Weise als charakteristisch für die KSG. Dies hat seine Ursache wahrscheinlich auch in der Tatsache, daß in der KSG eine Kombination beider Regelarten möglich und auch üblich ist:

¹⁰ Vgl. z. B. Bechert usw., Einführung, S. 46, S. 55 ff. et passim.

¹¹ Heringer, Theorie, S. 54 f., S. 80 f. Der Terminus »Adjunktion« ist meines Erachtens nicht sehr glücklich gewählt, weil er mit dem andersartigen Adjunktionsbegriff bei Lorenzen kollidiert.

¹² Martinet, Grundzüge, S. 35.

$$(9) \quad A \rightarrow B_1 \cap B_2 \cap B_3 \cap \left\{ \begin{array}{c} C_1 \\ C_2 \\ C_3 \end{array} \right\}$$

oder

$$(10) \quad A \rightarrow B_1 \cap B_2 \cap B_3 \cap C_1, C_2, C_3$$

Aber hier liegt ein doppeltes Mißverständnis vor. Erstens sind die beiden Regeln zugrundeliegenden Relationen nicht identisch¹³. Zweitens und vor allem aber sind P-Regeln, die Mengen in Untermengen teilen, in jeder beliebigen Grammatik notwendig¹⁴. Das bedarf für die uns bekannten formalisierten oder teilformalisierten Grammatiken keines Beweises. Aber nichtformalisierte Grammatiken kommen ebenso wenig ohne die P-Regeln aus. Daher lassen sich viele »umgangssprachliche« Darstellungen mühelos formalisieren. Die Ausführungen der Duden-Grammatik über attributive und prädikative Verwendung des Adjektivs¹⁵ lassen sich wie folgt darstellen:

$$(11) \quad \text{Adj} \rightarrow \left\{ \begin{array}{c} \text{Adj}_{a+p} \\ \text{Adj}_a \\ \text{Adj}_p \end{array} \right\}$$

Lexikonregeln müßten sich anschließen.

Was allen Grammatiken notwendig zugehört, kann nicht distinktives Merkmal bestimmter Grammatiken sein. Deshalb werden die P-Regeln in den folgenden Erörterungen über KSG und DG keine Rolle mehr spielen.¹⁶

¹³ Wenn man in K-Regeln wie in P-Regeln eine Teil-Ganzes-Relation ansetzen will, so liegt diese Relation eben doch auf syntaktisch verschiedenen Ebenen, und gerade dies muß in der Beschreibung auseinandergehalten werden.

¹⁴ Diese Forderung gilt mindestens so lange, als Grammatiken hierarchisch geordnete Kategoriensysteme verwenden.

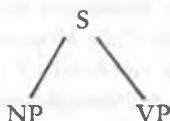
¹⁵ Duden-Grammatik, S. 208 f.

¹⁶ Es ist zweifellos nützlich, daß Heringer (Theorie, S. 54 f., S. 80 f. et passim) den Unterschied von K- und P-Regeln begrifflich und graphisch so stark hervorhebt. Wenn er trotzdem beide für die KSG beansprucht, so offenkundig aus der Annahme heraus,

Neben Konstituenz und Dependenz ist ein zweites Merkmalpaar wichtig, das einige ausgezeichnete Kategorien und damit die ersten Beschreibungsschritte festlegt. Nach diesen einander ausschließenden Merkmalen unterscheide ich Subjekt-Prädikat-Grammatiken und Verbgrammatiken.

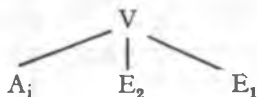
Unter einer Subjekt-Prädikat-Grammatik (SPG) verstehe ich eine Grammatik, die den Verbalsatz in einem ersten Schritt aus zwei gleichberechtigten Teilen »Subjekt« und »Prädikat« erklärt. Die generative Grammatik schreibt:

(12)



Es ist bekannt, daß auch eine Reihe nichtformalisierter Grammatiken, darunter schulgrammatische Darstellungen, als SPG zu bezeichnen sind. Unter einer Verbgrammatik (VG) verstehe ich eine Grammatik, die dem Verb den obersten Rang im (unabhängigen) Satz zuweist und alle übrigen Elemente zu ihm in Beziehung setzt. Eine Satzbeschreibung der VG kann etwa die Form (13) haben. Dieses Diagramm lehnt sich hinsichtlich der Kategoriensymbole an Heringer an, der »Ergänzungen« mit E und »Angaben« mit A codiert:

(13)



Eine reine SPG kann nie zugleich eine reine VG sein. Mischformen sind jedoch möglich.

Die Diagramme (12) und (13) enthalten bemerkenswerte Merkmalskombinationen. (12) gehört in eine Grammatik, die zugleich KSG und SPG ist; (13) ist Teil einer Grammatik, die zugleich DG und VG ist. Beide Merkmalskombinationen sind in der Tat sehr häufig. Daraus erklärt sich die verbreitete Ansicht, daß diese Merkmale »notwendig« oder gar aus »natürlichen« Ursachen immer zusammen auftreten. Wenn von Konstituentengrammatiken, Phrasenstrukturgrammatiken u. ä. die Rede ist, wird fast immer impliziert, daß die Subjekt-Prädikat-Glie-

daß die KSG als Komponente eine universelle Bedingung für Grammatiken sei. Der vorliegende Aufsatz versucht gerade zu beweisen, daß dies nicht notwendig so ist.

derung obenan steht. Und wer von Dependenz- oder Abhängigkeitsgrammatik spricht (auch die Valenzgrammatik kann, da sie per definitionem dependenziellen Charakter trägt, immer nur eine DG sein), der unterstellt gewöhnlich ohne zu überlegen, daß es sich um ein Beschreibungsverfahren handeln müsse, das dem Verb die oberste Stelle im Verbalsatz zuweist. Die Beispiele sind zu alltäglich, als daß Belege nützen könnten.

Aber diese Kombination von Merkmalen beruht auf historischen Zufällen. Es läßt sich leicht eine KSG mit Merkmalen der VG formulieren, etwa mit folgenden Regeln:

$$(14) S \rightarrow V_0, V_{02}, V_{03}, V_{04} \dots V_{nm}$$

$$V_0 \rightarrow N_0, V_b$$

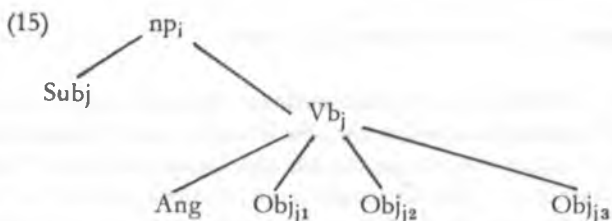
$$V_{02} \rightarrow N_0, V_b, N_2$$

$$V_{03} \rightarrow N_0, V_b, N_3$$

usw.

Erklärung der Symbole: S = Satz; V_i = Verbkategorie (valenzbedingt); V_b = Verb; Indizes: 0 = Nominativ, 2 = Genitiv, 3 = Dativ, 4 = Präpositionalkasus usw.¹⁷

Und ebenso gut kann man eine an Chomskys phrasenstrukturelle Basis angelehnte DG einführen, die das Diagramm (15) erzeugen könnte:



Erklärung der Symbole: np = Numerus-Person-Morphem; Subj = Subjekt; Vb = Verbalkomplex; Ang = Angabe; Obj = Objekt. Der Index i regelt Numerus und Person bei Subjekt und (finitem) Verb, der Index j die »Valenzklasse« des Verbs und die damit festgelegten Objekte.¹⁸

Diese Form des Dependenzbaumes beschreibt »Subjekt« und Verb in Abhängigkeit von einem gemeinsamen Numerus-Person-Morphem, das freilich Allomorphe hat, die transformationell eingeführt werden

¹⁷ Ähnlich verfährt Heringer, vgl. Theorie, S. 101 ff., bes. Regel K 34.

¹⁸ Die Struktur des Verbalkomplexes (des »Prädikats« i. e. S.) läßt sich auf ähnliche Weise im Detail beschreiben.

müssen. Andere Darstellungen (mit Subjekt oder Verb als oberstem Regens) sind möglich.

Die voraufgehenden Bemerkungen sollten erstens zum Ausdruck bringen, daß die Metagrammatik mit verschiedenen Klassifikationsmöglichkeiten für Grammatiken zu rechnen hat (KSG : DG bzw. SPG : VG sind selbstverständlich nicht die einzigen), und daß eine Vermischung von Merkmalen die Beurteilung von Grammatiken erschwert.

Natürlich können alle bisher diskutierten Begriffe anders definiert werden. Es gibt nicht – obwohl dieser Glaube weitverbreitet scheint – »die« Dependenzgrammatik, »die« Valenztheorie, »die« Konstituentengrammatik usw. Deshalb sollten die einleitenden Erörterungen zweitens auf die Notwendigkeit hinweisen, daß die Linguisten in allen Fällen genau sagen, was sie meinen: denn es gibt auch in dieser Wissenschaft keine natürlichen oder irgendwie selbstverständlichen Begriffe.

In den folgenden Abschnitten werden zunächst KSG und DG auf verschiedene Arten einander gegenübergestellt (2., 3.); dann wird versucht, aus dem Vergleich von SPG und VG Bewertungskriterien zu ermitteln (4.). Schließlich werden Vorschläge für eine DG gemacht, die zugleich eine VG ist (5.).¹⁹

2. Dependenz als Alternative zur Konstituenz

Der Konstituenzbegriff wirft keine weiteren Schwierigkeiten auf, weil in der Teil-Ganzes-Relation linguistische Definition und Intuition konvergieren. Dagegen bleiben im Bereich der Dependenz noch Fragen offen, vermutlich weil hier die Intuition am Anfang stand und die wissenschaftliche Abstraktion die Spuren dieser Herkunft noch nicht völlig beseitigt hat. Damit nämlich, daß zwischen Kategorien derselben Stufe Relationen etabliert wurden – Dependenzrelationen also –, ist über den Charakter dieser Relationen noch sehr wenig ausgesagt.

Dependenz und Abhängigkeit betrachte ich hier als Synonyme.²⁰ Was es heißen soll, daß ein Element von einem anderen »abhängig« sei, das glaubten Schulgrammatiker mindestens seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu wissen, und ohne Zweifel ist die zugrundeliegende Vorstellung noch älter. Dabei ging die Unbefangenheit angesichts der Daten so weit, daß man sich nicht mehr zwischen Grammatik und

¹⁹ Diese Vorschläge lehnen sich an meine Thesen zur Syntax an.

²⁰ Anders Heringer, *Theorie*, S. 78, und explizit: *Dependenzgrammatik*, S. 61.

Objektsprache zu unterscheiden bemühte und »Abhängigkeit« zwischen Einzelwörtern wie zwischen grammatischen Kategorien konstatierte.²¹ Solange keiner nach einer exakten Definition für »Abhängigkeit« fragte, fiel das auch nicht weiter auf. Von Tesnière selbst weiß man, daß er seinen zentralen Begriff der *connexion* (= *dépendance* = Abhängigkeit) zwar vielfältig illustriert, aber nirgends definiert. Man erfährt vielerlei: daß *connexion* der strukturellen Ebene angehört, daß strukturelle und semantische Ebene zwar theoretisch streng geschieden sind²², daß aber zwischen beiden weitgehender Parallelismus besteht.²³ Wie aber innerhalb der strukturellen Ebene die *connexion* abzugrenzen sei, wird nicht angegeben.²⁴ Auch bei Hays und anderen wird im Grunde nichts Konstitutives zum dependency-Begriff gesagt: Theorie und Formalismus sind einleuchtend, wenn man den rechten Dependenzbegriff hat.

Abhängigkeit konnte erst zum Problem werden, als die formale Logik und die Mathematik Einfluß auf die Linguistik gewannen. So kann es nicht überraschen, daß Hjelmslev (und, an ihn angelehnt, Heringer) und Baumgärtner den Dependenzbegriff zu definieren versuchten.²⁵ Heringer²⁶ definiert frei nach Hjelmslev: Es sei » π_2 von π_1 dependent, wenn zwar π_1 ohne π_2 in einem Satz vorkommt, nicht aber π_2 ohne π_1 . Formal können wir diese Dependenz folgendermaßen definieren, wobei »V« steht für »kommt vor in« und » S_x « für einen beliebigen Satz:

$$(S_x) V(\pi_2, S_x) \rightarrow V(\pi_1, S_x) = \text{def } D(\pi_1, \pi_2).$$

Die Regel $D(\pi_1, \pi_2)$ ließe also die Kombinationen π_1 und $\pi_1 + \pi_2$ zu. Ist nur $\pi_1 + \pi_2$ zugelassen, besteht Interpendenz. Wir schreiben $I(\pi_1, \pi_2) \dots$ ²⁷

Damit ist deutlich gemacht, daß es sich bei Dependenz (und Inter-

²¹ Die Duden-Grammatik sieht die Kategorie Substantiv in Abhängigkeit von der Kategorie Präposition (S. 315), die Kategorie Substantiv in Abhängigkeit von dem Lexem *infolge* (S. 330), konkrete Substantive in Abhängigkeit von konkreten Präpositionen (S. 518). Dieser Sprachgebrauch ist durchaus üblich. Er findet sich stellenweise auch in Darstellungen zur generativen Grammatik, namentlich aber bei Tesnière, der sehr oft Lexeme setzt, wo er Kategorien meint.

²² Tesnière, *Eléments*, S. 40 f.

²³ Ebd., S. 42 ff.

²⁴ Vgl. auch Heringer, *Theorie*, S. 77 ff.

²⁵ Daß auch die Mathematisierung linguistischer Beschreibungen nicht zwangsläufig zu exakten Definitionen aller Begriffe führt, zeigt der offenbar unreflektierte Gebrauch des Terminus »abhängig« bei Bechert usw., Einführung.

²⁶ Auf Baumgärtners Definition werden wir in Abschnitt 3 zurückkommen.

²⁷ Heringer, *Theorie*, S. 78.

dependenz) um eine »wenn-dann«-Relation handelt (»wenn A vorkommt, dann kommt – ggf. mit zu spezifizierender Sicherheit – auch B vor«), also um eine Vorkommensrelation. Dieser Dependenzbegriff scheint implizit auch den meisten naiven Verwendungsweisen der Termini »Dependenz«, »Abhängigkeit« usw. zugrunde zu liegen. Allerdings spielen gelegentlich auch Restriktionen auf den nur-semantischen Bereich herein. Und in sehr vielen Fällen wird Dependenz als Merkmal der Sprachstruktur (also der Objektsprache) betrachtet.

Dahinter steht die verbreitete Auffassung, daß wir irgendwie Zugang zu einer Struktur der Sprache selbst hätten, und daß die Dependenzrelation wesentlicher Bestandteil dieser objektsprachlichen Struktur sei. Demgegenüber wird hier empfohlen, Dependenz ausschließlich als Bestandteil der Grammatik als einer Theorie über diese Sprache zu betrachten. Es ist dann irrelevant, ob es Abhängigkeit in der Sprache »gibt«; es zählt nur noch, daß der Grammatiker sie setzt.

Ich folge hier Heringers Definition der Dependenz (im weiteren Sinne) als Vorkommensrelation²⁸, verbinde damit aber den ausdrücklichen Hinweis, daß auch andere Auffassungen von Dependenz bei ausreichender Definition zweckmäßig sein können.

Sprache kann mit den Mitteln der KSG wie mit den Mitteln der DG beschrieben werden. In beiden Fällen ist nur partielle Sprachbeschreibung möglich. Man kann nun KSG und DG so definieren, daß sie alternativ für die Beschreibung natürlicher Sprachen verwendet werden können und überdies äquivalent sind. Dies soll durch die folgenden Erörterungen, bei denen vor allem die Gemeinsamkeiten zwischen beiden Theorien herausgestellt werden, verdeutlicht werden.

1. KSG und DG sind bisher nur im Rahmen der Satzlinguistik angewandt worden. Sie haben also beide in einer möglichen Folge Phonem – Monem – Satzglied – Satz – Satzgefüge – Text die letzte Stufe noch nicht einbezogen. Das scheint kein Zufall zu sein. Es ist jedenfalls denkbar, daß KSG und DG für die umfassende Beschreibung solcher sprachlicher Einheiten, die nicht mehr in der Kategorie des Satzgefüges untergebracht werden können, weniger geeignet sind.²⁹ Minde-

²⁸ Über die Spezifizierung dieser Dependenz i. w. S. und die Bezeichnungen dafür wird noch zu reden sein.

²⁹ Es muß allerdings auch die Möglichkeit erwogen werden, daß das, was heute »Textlinguistik« genannt und gelegentlich als Hauptbereich künftiger Linguistik empfohlen wird, aus dem Rahmen der Wissenschaft von der Sprache herausfallen könnte. Jedenfalls ist zu beobachten, daß die meisten der erprobten linguistischen Methoden bei der Beschreibung von Texten weitgehend versagen. Hier soll keine

stens müßte die Eignung von KSG und DG für die »Textlinguistik« erst noch erwiesen werden.³⁰

2. KSG und DG erklären Sätze, indem sie ihnen Strukturbeschreibungen zuordnen. Nach einigen Autoren (z. B. Baumgärtner, Heringer) handelt es sich dabei um je partielle Beschreibungen; andere (z. B. Gaifman, Hays, Tesnière) intendieren ausdrücklich vollständige Beschreibungen. Hier ist nur zu zeigen, daß KSG und DG in der Lage sind, äquivalente Strukturbeschreibungen für Sätze zu liefern. Im folgenden wird der Satz *Alwine kauft Musikkonserven* nach verschiedenen Verfahren beschrieben: in (16) durch Blöcke³¹, in (17) und (18) durch Ableitungsbaum und Regelfolge der Chomskyschen Phrasenstrukturgrammatik³²; in den nächsten Darstellungen wurden DG-Beschreibungen gegeben, und zwar in (19) nach Tesnière, in (20) frei nach Hays, in (21) und (22) nach einer einfacheren bzw. detaillierteren Form kategorieller Valenzgrammatik.³³

(16)

<i>Alwine</i>	<i>kauft</i>	<i>t</i>	<i>Musikkonserven</i>

Unvereinbarkeit von Linguistik und »Textlinguistik« behauptet werden, es soll nur gewarnt werden vor der Selbstverständlichkeit, mit der eins dem anderen zugeordnet wird. Übrigens könnten die aktuellen Schwierigkeiten, mit linguistischen Mitteln Textlinguistik zu betreiben, auch der Grund dafür sein, daß die Linguisten heute so große Mühe haben, sich den interessierten Laien verständlich zu machen; denn diesen kommt es gar nicht so sehr auf die Interpretation von Sätzen an (die der Linguist eben leisten kann), sondern auf die Erklärung von Texten. Ein illustratives Beispiel für solche Verständigungsschwierigkeiten lieferte die Tagung über »Gegenwartssprache und Gesellschaft«, die die evangelische Akademie Loccum vom 26. bis 28. 2. 1971 durchführte.

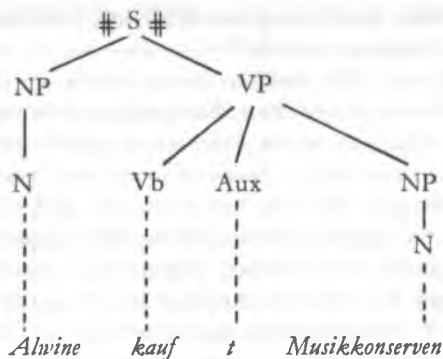
³⁰ Die Literatur zur Textlinguistik hat sich in den letzten Jahren rasch vermehrt. Für eine kritische Zusammenfassung vgl. jetzt Brinker, Textlinguistik.

³¹ So z. B. bei Hockett, Course, S. 145 ff.

³² Für das Deutsche vgl. Bechert usw., Einführung; dort auch Hinweise auf die wichtigste Literatur.

³³ Hierzu vgl. Engel, Thesen zur Syntax; Engel, Kleine deutsche Grammatik.

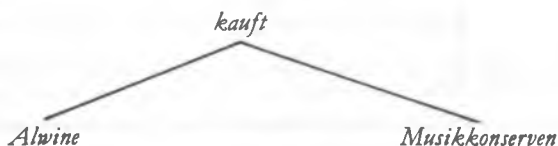
(17)



(18)

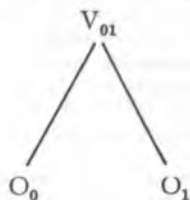
$\# S \#$
 $S \rightarrow NP \cap VP$
 $VP \rightarrow Vb \cap Aux \cap NP$
 $NP \rightarrow N$
 $N \rightarrow Alwine, Musikkonserven$
 $Vb \rightarrow kauf$
 $Aux \rightarrow t$

(19)



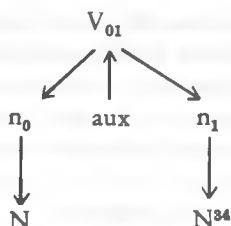
(20) $*(V_{01}(NP_0, *, NP_1))$

(21)



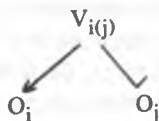
Erklärung: V_{01} = Verb, das mit den Objekten O_0 (»Subjekt«) und O_1 (Akkusativobjekt) verbunden vorkommt.

(22)



Allen diesen Darstellungen ist gemeinsam, daß der Satz als aus seinen (im einzelnen verschiedenen) Teilen bestehend aufgefaßt wird. DG und KG unterscheiden sich zwar nicht nur hinsichtlich der Kategorien, sondern auch hinsichtlich der Operatoren. Aber hier sind auch Besonderheiten der Schreibkonventionen (die variabel sind) im Spiel, und prinzipiell läßt sich mit den heute üblichen Formalismen dasselbe ausdrücken: Der Satz *Emil schießt einen Bock*. (mit fakultativem Akkusativobjekt) wird von einer Ausprägung der DG dargestellt als

(23)



Dabei wird der Index eingeklammert, der sich auf fakultative Objekte bezieht, und die Unterscheidung zwischen obligatorischen und fakultativen Objekten wird des weiteren durch Pfeil bzw. Winkel bezeichnet.³⁵ Dasselbe leistet die KG mit der folgenden Regel:³⁶

(24) $S \rightarrow V_i(j) \cap NP_i \cap (NP_j)$

3. KSG und DG vermögen neben den Kategorien auch die syntaktischen Funktionen anzugeben. Die syntaktische Funktion einer Kategorie ergibt sich aus ihrem Verhältnis zum Vorderglied der Regel (in der KSG)³⁷ bzw. zum regierenden Element (in der DG).³⁸

³⁴ Zur Notation vgl. S. 142 ff.

³⁵ Der Hays'sche Formalismus kennt diese Unterscheidungsmöglichkeit nicht. Es wäre aber völlig unproblematisch, ihn entsprechend zu ergänzen.

³⁶ Die Regelform (nicht aber die einzelnen Kategorien) ist die der Phrasenstrukturgrammatik; vgl. Bechert usw., Einführung.

³⁷ »Subjekt« ist in der PSG »NP von S«, »direktes Objekt« ist »NP von VP«; s. Chomsky, Aspekte, S. 95 ff., bes. S. 97.

³⁸ »Subjekt« ist die von einer verbalen Subklasse unmittelbar abhängige nominativische Nominalgruppe, die in (22) durch den Nukleus n_0 kenntlich gemacht ist. Die Notation in (21) ist insofern redundant, als O (= »Objekt«) ohnehin als »unmittelbar von einer verbalen Subklasse abhängig« definiert ist.

4. Schließlich sind KSG wie DG in der Lage, lineare Ketten zu erzeugen. Diese Möglichkeit ist darin begründet, daß die von KSG und DG erzeugten abstrakten (= nichtlinearen) Strukturen des Basis- teils auch gewisse Bedingungen für die Linearisierung enthalten. Der Anteil solcher Linearisierungsmerkmale hängt nicht nur von der Einzelgrammatik, sondern auch von der jeweiligen Objektsprache ab. Sprachen mit relativ streng geregelter »Wortstellung« wie etwa die meisten westeuropäischen Sprachen begünstigen die frühzeitige Einführung von linearen Ketten; Sprachen mit freier »Wortstellung« wie die slawischen und solche mit zahlreichen diskontinuierlichen Elementen wie das Deutsche legen spätere Einführung von Ketten nahe, weil die im Basisteil erzeugten Ketten nur in den seltensten Fällen akzeptable Endketten (Sätze) der Objektsprache sein können. Es ist deshalb wohl kein Zufall, daß Heringers KSG, die für das Deutsche entwickelt wurde, keine Ketten erzeugt (die werden einem eigenen Permutations- teil vorbehalten³⁹), während Chomskys KSG und andere am Englischen entwickelte Konstituentengrammatiken per definitionem Ketten erzeugen (wobei allerdings einige Probleme lediglich auf Grund rigoroser Vereinfachung verdeckt blieben). Ähnliches ist innerhalb der DG zu beobachten. Der Hays'sche Formalismus, der Ketten erzeugt, scheint in strenger Form bisher lediglich auf das Englische angewandt worden zu sein. Tesnière, der polyglott war, aber doch seine Theorie weitgehend auf der Beschreibung des Französischen aufbaute, weist zwar auf die »Antinomie zwischen struktureller und linearer Ordnung« hin.⁴⁰ Es ist aber offensichtlich, daß seine Kategorien und die darüber operierenden Regeln nicht ohne Hinblick auf Stellungseigenschaften definiert bzw. formuliert wurden. Prime, second und tiers actant folgen im Französischen gewöhnlich aufeinander, die circonstants folgen ihnen häufig, und deshalb ist auch das Stemma entsprechend angeordnet.⁴¹ Es entspricht zahlreichen französischen Sätzen wie

(25) *Il le lui a donné avant-hier*

(26) *Je l'ai dit à mon père tout à l'heure.*

Entwürfe zu einer Dependenzgrammatik des Deutschen sehen in der

³⁹ Heringer, Theorie, S. 57.

⁴⁰ Tesnière, *Eléments*, S. 21 f.

⁴¹ Ebd., S. 127: »... dans l'ensemble les circonstants se placent plutôt après les actants. C'est pour cette raison que, dans le stemma, nous les placerons toujours à la droite des actants ... quelle que soit d'ailleurs leur position réelle dans l'ordre linéaire.« Diese Bemerkung gilt jedenfalls trotz der auf S. 126 f. der *Eléments* vorgebrachten Einschränkungen.

Regel von der Erzeugung linearer Ketten im Basisteil ab.⁴² Wesentlich ist jedoch, daß KSG und DG in gleicher Weise Ketten einzuführen vermögen. Dies gilt auch für Heringers Konstituentengrammatik. Außer Heringers Entscheidung, Ketten erst in einem besonderen Permutationsteil einzuführen, spricht im Grunde nichts dagegen, Heringers Indizes für die »Ergänzungen« auch als Stellungindizes aufzufassen, denn die Abfolge E₁ (»Subjekt«) – E₂ (Akkusativobjekt) – E₃ (Dativobjekt) – E₄ (Genitivobjekt) – E₅ (Präpositionalobjekt) – E₆ (Identifikationselement) hat in deutschen Sätzen eine hohe Wahrscheinlichkeit; und auch Heringers A (freie Angaben) ließen sich ohne große Mühe an geeigneter Stelle einfügen.⁴³ Daß in einer erheblichen Anzahl deutscher Sätze diese Folge durchbrochen wird, fällt nicht allzusehr ins Gewicht, wenn man dagegen hält, daß auch eine hochentwickelte KSG (die die gesamte Morphologie einbeziehen müßte) nur sehr wenige Ketten erzeugen könnte, die keiner Transformationen bedürften, um als akzeptable deutsche Sätze zu gelten.

Mit den vorangegangenen Bemerkungen wird übrigens auch das Problem der Projektivität von Grammatiken (genauer: der Basisteile von Grammatiken)⁴⁴ als zweitrangig erwiesen. Grundsätzlich muß von einer Grammatik verlangt werden, daß sie Ketten erzeugen kann; sie darf aber nicht danach beurteilt werden, an welcher Stelle sie Ketten einführt.

5. Eine geringere Strukturtiefe der DG ist immer wieder behauptet und von Gaifman auch nachgewiesen worden.⁴⁵ Aber Gaifmans Studie hat bei vielen Vorzügen die Schwäche, daß sie von ganz bestimmten Grammatikmodellen ausgeht und außerdem die Rolle der paradigmatischen Regeln nicht klar genug sieht. Wenn man, wie oben postuliert, die P-Regeln nicht der KSG zurechnet, sondern als Universale betrachtet, verringern sich die Unterschiede erheblich. Sie nehmen noch weiter ab, wenn man bedenkt, daß Kategorien verschiedenen

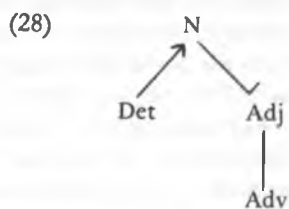
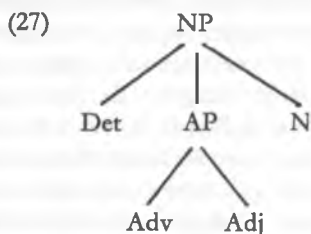
⁴² Engel, Thesen zur Syntax; Helbig-Schenkel, Wörterbuch (Einführung). Wie eng auch bei dependenzieller Darstellung die Beziehungen zwischen Basis und linearer Ordnung sind, ist bei Engel, Wortstellung, S. 18 et passim, dargelegt.

⁴³ Auch die Indizierung der Objekte bei Engel (z. B.: Satzbaupläne, S. 374) läßt sich so für Stellungsregeln verwenden. Dabei tritt eine Vereinfachung insofern ein, als die Objekte 4–10 sich in der Regel exkludieren; gleiches gilt übrigens für Heringers E₄, E₅ und E₆.

⁴⁴ Mit dem Problem der Projektivität hat sich die neuere Linguistik immer wieder beschäftigt. Vgl. zuletzt Heringer, Dependenzgrammatik, S. 93–97, mit weiteren Literaturhinweisen.

⁴⁵ Gaifman, Dependency Systems.

Ranges der KSG in der DG zum Teil als Kategorien gleicher Stufe erscheinen und damit immerhin repräsentiert sind. Dies zeigen etwa die Repräsentationen von Nominalphrasen in (27) und (28):



Zwar fehlen die dominanten Kategorien »Nominalphrase« und »Adjektivphrase« in (28). Man kann aber sagen, daß sie in (27) nur durch den KSG-Formalismus bedingt ist. Und andererseits läßt sich »Nominalphrase« in der DG leicht definieren als »N mit abhängigen Elementen«.

Dependenzielle Darstellungen sind in vielen Fällen durchsichtiger als konstituenzielle Darstellungen, die P-Regeln einfach inkorporiert haben, weil auch graphisch zwischen D-Regeln und P-Regeln (nicht immer jedoch zwischen K-Regeln und P-Regeln) unterschieden wird. Dies kann veranschaulicht werden am Beispiel des Satzes

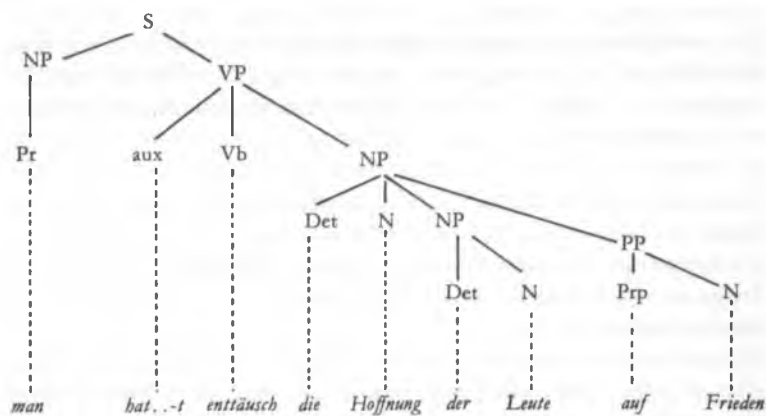
(29) *Die Hoffnung der Leute auf Frieden hat man enttäuscht.*

Dabei stellen wir im D-Diagramm (31) die P-Relation »... ist Element von ...« durch = dar, während sie im K-Diagramm, verbreitetem Gebrauch zufolge, von der der K-Relation graphisch nicht unterschieden wird⁴⁶, wie im Diagramm (30).

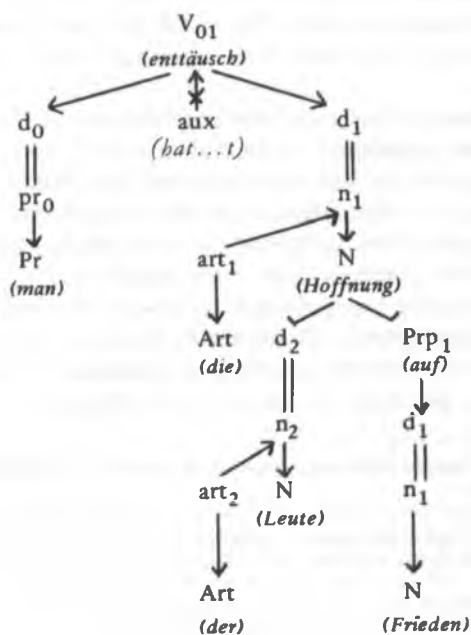
6. Im D-Diagramm sind alle Symbole, die nicht von einer P-Regel subkategorisiert werden, in Endelemente überführbar (vgl. Diagramm 31). Es liegt auf der Hand, daß Diagramme, deren Symbolsumme nahezu dem zu beschreibenden Satz gleichkommt, *anschaulicher* sind als Darstellungen, in denen mehrere Untermengen von Symbolen jeweils den ganzen Satz abbilden. Diese Anschaulichkeit macht die DG pädagogisch besser verwendbar als die KSG.

⁴⁶ Zur Notation vgl. S. 142 ff.

(30)



(31)



3. *Dependenz als Komplement der Konstituenz*

Für eine Reihe von Linguisten stellt sich die Gesamtgrammatik so dar, daß KSG und DG sich ergänzen: die eine übernimmt Teile der Sprachbeschreibung, die die andere nicht übernimmt und (nach einigen) auch gar nicht übernehmen kann. Diese Auffassung, die zweifellos von Nutzen ist, schon weil sie zu einer übersichtlichen Gliederung verschiedener deskriptiver Funktionen führt, beruht auf einer willkürlichen Einschränkung von KSG wie DG. Die Musterung einiger Grammatikmodelle wird ergeben, daß hier Konzeptionen von KSG und DG zugrunde liegen, die ohne weiteres so erweitert werden könnten, daß eines von beiden überflüssig wird.

Wir werden hier näher eingehen auf Heringers und auf Baumgärtners Vorstellungen über komplementäre KSG- und DG-Systeme; beide Autoren haben durchaus eigene Konzeptionen entwickelt, die sich nur in marginalen Bereichen decken.⁴⁷

Heringer setzt sich in seiner »Theorie der deutschen Syntax« (1970) und besonders in dem im gleichen Jahr erschienenen Aufsatz über Dependenzgrammatik eingehend mit früheren Darstellungen (Tesnière, Gaifman, Hays) auseinander. Aus der Kritik dieser Darstellungen ergibt sich – zu einem guten Teil – Heringers eigene Auffassung der DG.

Zunächst weist Heringer auf den undifferenzierten Dependenzbegriff (bei Tesnière: *connexion*) in der bisherigen DG hin; diesem Mangel begegnet er durch die Unterscheidung von Dependenz und Interdependenz, wobei die letztere dadurch definiert ist, daß das Dependenzverhältnis zwischen zwei gegebenen Termen beliebig umkehrbar ist.⁴⁸ Oberbegriff für Dependenz und Interdependenz ist »Abhängigkeit«.⁴⁹ Ferner wird geltend gemacht, daß für eine durchgehende Beschreibung nicht nur Endzeichen im Nachbereich der Dependenzrelation stehen können (wie bei Tesnière und Hays), und daß als Endzeichen nicht nur Wörter (wie bei Tesnière), sondern auch »Morpheme« berücksichtigt

⁴⁷ Heringer, Theorie; Heringer, Dependenzgrammatik; Baumgärtner, Konstituenz und Dependenz.

⁴⁸ Daß Heringers formallogische Definition der Interdependenz als logisches Produkt aus zwei konversen Dependenzen zwischen denselben Termen (Theorie, S. 78; Dependenzgrammatik, S. 61) unhaltbar ist, hat Witt, Dependenz, S. 123, gezeigt.

⁴⁹ So wird bei Heringer, Dependenzgrammatik, zunächst Tesnières Theorie präzisiert, der Begriff wird in den folgenden Ausführungen von Heringer für seinen eigenen Entwurf übernommen. Ebenso in Heringer, Theorie, S. 78.

werden müssen. Erst damit werden dependenzielle Beschreibungen über verschiedene Stufen hinweg möglich.⁵⁰ Im ganzen kann gesagt werden, daß der naive und vorwissenschaftliche Dependenzbegriff bei Tesnière und bei Gaifman-Hays von Heringer präzisiert (wahrscheinlich auch in seiner Extension verschoben) wurde. Es liegt nun ein Dependenzbegriff vor, mit dessen Hilfe eindeutige und exakte Strukturbeschreibungen möglich sind.

Heringer sagt, »daß die Beschreibung der Abhängigkeitsstruktur bereits die Konstitutionsstruktur voraussetzt, da als Argumente der Abhängigkeitsrelation die Positionen . . . eines K-Systems fungieren. Durch Dependenz kann man keine syntaktischen Positionen bestimmen.«⁵¹ Dependenzregeln operieren somit über schon anderswo (nämlich im Konstitutionsteil) festgelegte Strukturen. Streng genommen operieren die D-Regeln sogar nur über die »Konjunktionsregeln«, also über die eigentlichen K-Regeln⁵², während die »Adjunktionsregeln« (als P-Regeln) außerhalb bleiben. Es ist also mindestens irreführend (weil zu allgemein), wenn Heringer sagt, die Beschreibung der Abhängigkeitsstruktur setze die Konstitutionsstruktur (in Heringers Sinne) voraus.

Im übrigen ist gegen Heringers Abgrenzung von K-System und D-System nur einzuwenden, daß hier etwas nicht nur behauptet, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt und auch gar nicht bewiesen wird, wo doch lediglich eine mögliche Beschreibungsweise vorliegt. Denn: Natürlich kann man wie Heringer »Abhängigkeit« einschränken auf die Angabe der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit gegebener Elemente im Hinblick auf andere gegebene Elemente (s. oben S. 121). Und natürlich kann man »Konstituenz« definieren als eine Art Vorkommensrelation (basierend auf der Teil-Ganzes-Beziehung) mit Ausnahme eben dieser »Abhängigkeit«. Und sofern beides, »Konstituenz« wie »Abhängigkeit« in eben dieser Bedeutung, als erforderlich für die Sprachbeschreibung angesehen wird, muß natürlich jeweils das eine als Komplement des anderen angesehen werden.

Aber man muß sich darüber klar sein, daß dies ein fakultatives grammatisches Verfahren ist, dem andere gleichberechtigt zur Seite stehen. Denn die Expansionsregeln der KSG vermögen Heringers »Abhängig-

⁵⁰ Vgl. Heringer, *Theorie*, S. 235 ff.

⁵¹ Heringer, *Theorie*, S. 77; ebenso Heringer, *Dependenzgrammatik*, S. 77. Diese Auffassung wird von Steger, *Synchrone Sprachbeschreibung*, undiskutiert übernommen.

⁵² Dies ist eine simplifizierte Formulierung der Regeln 2 und 3 in Heringer, *Theorie*, S. 241 f. Vgl. außerdem Heringer, *Theorie*, S. 77.

keit« sehr genau widerzugeben. Heringers Regeln K (C , A + B) und D (A, B) – d. h.: »B ist von A dependent« – entspricht etwa die PSG-Regel

(32) $C \rightarrow A(B)$

Und wo Interdependenz besteht (Heringer: I (A, B)), wird schlicht

(33) $C \rightarrow A \cap B$

geschrieben. Von hier aus gesehen leuchtet die Forderung nach zwei komplementären Prinzipien nur teilweise ein. Man hat den Eindruck, daß Heringer durch die Entscheidung für eine spezielle Schreibweise gezwungen war, ein separates D-System einzuführen (denn Heringers Formalismus erschwert die Verwendung von Klammern für fakultative Elemente). Ebenso gut ist es natürlich möglich, daß Heringer eben diese Schreibweise wählte, um »Konstituenz« und »Abhängigkeit« (in seiner Schweise) säuberlich zu scheiden.

Auf der anderen Seite ist, auch wenn man Heringers Definition der Abhängigkeit (s. S. 121) benützt, nicht recht einzusehen, warum ein D-System auf den Konjunkten des K-Systems aufbauen müsse. Keine Frage, daß ein autonomes D-System paradigmatischer Regeln bedürfte, dies wurde schon oben betont. Aber Heringers Konjunkte können sehr wohl durch das D-System selbst eingeführt werden. Im Rahmen einer DG kann etwa für ein Initialsymbol I die Anweisung »Setze I« gegeben werden, und weitere D-Regeln führen auf Grund der »wenn-dann«-Relation im Verein mit paradigmatischen Regeln zu Symbolketten, die Sätzen der Objektsprache entsprechen. Z. B.

(34) paradigmatisch: $I = V_o, V_{o2}, V_{o3} \dots V_{o18}$

(35) D-Regel: $V_o \rightarrow d_o$

(36) paradigmatisch: $d_o = n_o, N_a, N_b$

(37) D-Regel: $n_o \rightarrow NP$

(38) paradigmatisch: $NP = N, Pr \dots$

(39) D-Regel: $N \perp \text{Art, Adj} \dots \text{usw.}$

Diese Darstellung ist stark vereinfacht und nimmt den später zu erläuternden Formalismus vorweg. Zum Verhältnis der Regeln mögen folgende Bemerkungen dienen. (34) Als Initialsymbole kommen (regierende) Verben in Frage. Der Index bezeichnet das abhängige Objekt als Merkmal des regierenden Verbs, wobei o = Nominativobjekt (»Subjekt«), 1 = Akkusativobjekt, 2 = Genitivobjekt, 3 = Dativobjekt, 8 = Artobjekt (das Adjektiv in *Er ist dumm*). (35) d_o = Anzeiger für »Nominativobjekt«. \rightarrow bedeutet: obligatorisches

Objekt. (36) Nominativobjekt kann vorkommen als Nominalgruppe, die von einem Nominalmorphem (n_0) regiert wird, als Infinitivsatz (N_a) und als *daß*-Satz (N_b): *Zinsen verschenken ist dumm; Daß sie alles vergißt, ist dumm.* (37) Das Nominativmorphem regiert eine Nominalphrase (NP). (38) Die NP besteht aus Nomen (N) oder Pronomen (Pr) als Nukleus. (39) Das Nomen regiert Artikel und Adjektiv(e). Beide sind fakultativ, was durch $_$ angedeutet wird.

Wir haben somit drei grammatische Verfahren, die sich in gleicher Weise paradigmatischer Regeln bedienen, im übrigen aber als reines K-System (wie z. B. die KSG), als reines D-System (s. oben) und als gemischtes System (Heringer) einander gegenüberstehen. Diese drei Verfahren sind völlig äquivalent.

Zu wesentlich anderen Folgerungen kommt, ebenfalls auf Grund der Auseinandersetzung mit früheren Darstellungen, im Jahre 1967 Baumgärtner.^{52a} Er mustert die wichtigsten schon vorliegenden Theorien, wobei die Absicht deutlich wird, keinen der intuitiven Dependenzbegriffe unbesehen zu übernehmen oder zu präzisieren, sondern einen neuen Dependenzbegriff einzuführen. Freilich ist schon von Anfang an Stellung bezogen insofern, als die Hauptmerkmale der Konstituenz – Linearität und wohl auch die syntagmatische Teil-Ganzes-Relation (Heringers »Konjunktionsregeln«) – nicht unter den Dependenzbegriff subsumiert werden sollen. Was die KSG leistet, braucht die DG nicht mehr zu leisten; ist sie nicht imstande, mehr, anderes zu leisten als die KSG, Aufgaben zu erfüllen, die die KSG gar nicht erfüllen kann, so ist sie überflüssig. Aus solcher Sicht erschienen Baumgärtner die Hays'schen Formeln

$$(42) A (B_1 \dots B_k, *, B_{k+1} \dots B_n)$$

»überkonstruiert«⁵³. Sie sind es jedoch nur, wenn man dabei die Konstituentenstruktur voraussetzt; genau das haben Gaifman und Hays nicht getan.

Baumgärtner weist bei seiner Argumentation Tesnières struktureller Syntax besonderes Gewicht zu. Die Leistung der Tesnièreschen Theorie faßt er in der Formel »Rektion minus Außenstruktur« zusammen.⁵⁴

^{52a} Der 1969 veröffentlichte Aufsatz zur linguistischen Poetik demonstriert weitere Anwendungsmöglichkeiten des 1967 entwickelten Beschreibungsverfahrens, bringt aber keine wesentlichen Neuerungen im linguistischen Bereich.

⁵³ Baumgärtner, Konstituenz und Dependenz, S. 61.

⁵⁴ Ebd., S. 62.

Diese Aussage läßt sich aus Tesnières Werk hinreichend motivieren und vielfältig belegen; ich glaube indessen, daß sie einseitig ist. Tesnières Werk ist, bei allem respektablen Umfang, ein Torso; es handelt sich außerdem nicht um die Grammatik einer oder mehrerer Einzelsprachen, sondern um eine Theorie der Grammatik. Daß in diesem Werk die »Außenstruktur« recht knapp wekommt, mag zum Teil daher rühren, daß Tesnière Franzose war. Immerhin wurde schon oben darauf hingewiesen, daß seine stemmatische Darstellung Wortstellungshinweise enthält; und viel Morphologisches enthält der dritte Teil (»Translation«).

Aus all dem ist mindestens zu schließen, daß Tesnières Grammatik die Außenstruktur nicht völlig ignorieren wollte. Andererseits wird eine ausdrückliche (wenn auch nicht völlig eindeutige) Trennungslinie zum Bereich der Semantik gezogen.⁵⁵ Wenn Baumgärtner nun alle dependenzielle Darstellung der Semantik vorbehalten will (wie zu zeigen sein wird), setzt er sich damit entschieden und bewußt von Tesnière ab.

Es wird geltend gemacht, daß die KSG herkömmlicher Art Sätze wie *Das Wasser goß den Polizisten auf den Damm*⁵⁶, die irgendwie »syntaktisch« korrekt, aber semantisch abweichend sind, nicht ausschließen könne, daß vielmehr die Mehrheit im KSG-System erzeugter Sätze von ähnlich abweichender Art sei. Der Dependenzbegriff soll diesen Mangel beheben. Was bei Tesnière noch auf die Morphosyntax restringiert war, wird nun, übrigens unverändert, in den semantischen Bereich übertagen: »Dependenz ist dann nichts anderes als die – mehr oder minder metaphorische – »Valenz« bestimmter ausgezeichneten Lexeme, ihre Wertigkeit in bezug auf übrige obligatorische und/oder fakultative Lexeme oder Lexem-Klassen...«⁵⁷ Diese schon der KSG bekannte »Kontextsensitivität« wird dabei umbenannt und neu interpretiert als Kontextaktivität.⁵⁸ Kontextaktiv sind in erster Linie Verben und »Verbale«.⁵⁹

Im Rahmen der so definierten Dependenz gelten nun Formeln wie (43)

⁵⁵ Tesnière, *Eléments*, S. 41: »Le plan structural et le plan sémantique sont donc théoriquement entièrement indépendants l'un de l'autre.« Aber S. 42 liest man: »Entre les deux, il n'y a pas identité, mais il y a parallélisme.« Und S. 43: »L'incidence sémantique s'exerce donc en sens inverse de la connexion structurale« – was jedenfalls nur in ganz bestimmten Fällen gilt.

⁵⁶ Baumgärtner, *Konstituenz und Dependenz*, S. 73.

⁵⁷ Ebd., S. 62.

⁵⁸ Ebd., S. 68.

⁵⁹ Ebd., S. 64 f.

für das Verb *gießen*, die die semantische Korrektheit des Satzes *Der Polizist goß dem Mädchen Wasser ins Gesicht*.⁶⁰ garantieren soll:

- (43) <Kausation, <Disposition [Person]₀, <Alteration: Raum [Flüssig]₁, ((Partition [Richtung]₄, ([Person]₂))))>>>>>⁶¹

Die Indizes bedeuten: ₀ = Nominativ, ₁ = Akkusativ, ₄ = Präpositionalgefüge, ₂ = Dativ. Semantische Merkmale stehen in [], die Interrelationen in <>; fakultative Elemente in ().

Sofern die in der Formel enthaltenen Merkmale und Relationen sich auf verbdependente Elemente beziehen, ist eine Korrektur nötig: die im Dativ genannte Person sowie deren Partitivverhältnis zur Richtungsbestimmung (»Pertinenzdativ«) sind nicht vom Verb abhängig, sondern – wenigstens in erster Linie – von der Richtungsbestimmung, d. h. von den hier eingesetzten Lexemen. Die korrekte Formel für *gießen* lautet daher:

- (44) <Kausation, <Disposition [Person]₀, <Alteration: Raum [Flüssig]₁, <Richtung>>>>>

In »Umgangsdeutsch« übertragen, heißt das etwa: Das Verb *gießen* bezeichnet eine Handlung, die darin besteht, daß eine Person etwas Flüssiges in eine bestimmte Richtung bewegt.

Solche Umsetzungen wirken leicht banal, übrigens auch weil sie ungenau und deshalb irreführend sind. Eben das beweist uns, daß Festlegungen wie in Formel (44) unabdingbar sind in einer Syntax, die Sätze beschreiben will.

Der Ausdruck (44) kann nun, da entsprechende Merkmale bei den nichtverbalen Elementen mit ihm kongruieren müssen, als Basis der Satzbedeutung verstanden werden,⁶² zugleich aber stellt er durch die Indizes die Verbindung her zur (vorausgegangenen) Konstituentenbeschreibung.⁶³ Er erst ermöglicht also (bei so verstandener Trennung der »Ebenen«) eine vollständige und eindeutige Satzbeschreibung.

Damit leistet Dependenz bei Baumgärtner genau das, was bei Heringer in der »Inhaltssyntax« beschrieben wird.⁶⁴ Und die Aufgabe, die Heringer dem Dependenzteil zuweist, wird bei Baumgärtner im KSG-Teil miterledigt.

⁶⁰ Der Satz bei Baumgärtner lautet: Der Polizist goß Wasser auf den Damm. Ich habe diesen Satz abgeändert, damit das fakultative Dativelement ein Pendant im Satz hat.

⁶¹ Baumgärtner, Konstituenz und Dependenz, S. 74.

⁶² Ebd., S. 71.

⁶³ Ebd., S. 74.

⁶⁴ S. Heringer, Theorie, bes. S. 85 ff.

Nun sind zwei Dinge festzustellen: Erstens muß in einer zureichenden Grammatik das Phänomen der semantischen »Kontextaktivität« im Sinne Baumgärtners berücksichtigt werden. Zweitens kann diese Aufgabe prinzipiell auf die von Baumgärtner umrissene Art erfüllt werden. Allen Verben und verbalen Elementen (und gegebenenfalls auch anderen Elementen) werden schon im Lexikon »kontextaktive« Informationen zugeordnet, die sowohl Merkmale anderer Kontextelemente als »Interrelationen« umfassen; hinzu kommen morphologische Kontextmerkmale. So wird die Erzeugung semantisch abweichender Sätze verhindert. Auf die Gefahr, hier Außerlinguistisches ins Spiel zu bringen, weist Baumgärtner selbst hin⁶⁵; dieser Einwand kann aber allenfalls Einzelheiten, nicht das Verfahren an sich betreffen.

Freilich zeigt Baumgärtners Vorschlag nicht den einzigen Weg auf, semantische und morphosyntaktische Beschreibung zu integrieren.

Die Phrasenstrukturgrammatik hat Kontextrestriktionen schon seit langem berücksichtigt. Die primitivere Form der kontextsensitiven KSG wurde in den sechziger Jahren abgelöst durch Chomskys Subkategorisierungsregeln, von denen mindestens die Selektionsregeln semantischer Natur sind.⁶⁶ Chomsky war sich auch der Tatsache bewußt, daß die Subkategorisierungsregeln den hierarchischen Bau der Basis stören und – wenigstens teilweise – nur als Transformationsregeln fungieren können. Aber dasselbe gilt vermutlich für alle Beschreibungsweisen, die die Lexemsemantik einbeziehen. Es lassen sich nun durchaus Subkategorisierungsregeln aufstellen, die wesentlich spezieller sind als die von Chomsky angegebenen. Wenn man zugesteht, daß ein gegebenes Verb für die Position des Akkusativobjekts die Selektionsrestriktionen [+ materiell], [– belebt] aufweist, kann ebenso gut noch die weitere Restriktion [+ flüssig] hinzugefügt werden.

Da hier in jedem Fall eine Spielart paradigmatischer Regeln anzuwenden ist, die also im strengen Sinne weder der KSG noch der DG zugehören (aber mit beiden kompatibel sind!), läßt sich durchaus eine Konstituentengrammatik denken, die ohne allen dependenziellen »Ballast« zu denselben Ergebnissen führt.

Daß dies auch im Rahmen einer DG möglich ist, die keiner vorausgehenden KSG bedarf, soll im Abschnitt 5 etwas ausführlicher gezeigt werden.

⁶⁵ Baumgärtner, Konstituenz und Dependenz, S. 66.

⁶⁶ Chomsky, Aspekte, bes. S. 121 ff., auch S. 147 ff.

4. Subjekt-Prädikat-Grammatik und Verbgrammatik

Zuerst sind die Definitionen aus Abschnitt 1 zu präzisieren.

Subjekt-Prädikat-Grammatik (SPG) soll hier jede Grammatik heißen, die den Satz in einem ersten Schritt in die Konstituenten Subjekt und Prädikat teilt, wobei das Prädikat dadurch definiert ist, daß es notwendig ein verbales Element (das »regierende Verb«) enthält, während das Subjekt kein solches Element enthalten muß. In der klassischen strukturellen Linguistik ist diese Teilung binär; neuerdings setzen verschiedene Autoren noch andere Elemente derselben Ebene an.⁶⁷ Verbgrammatik (VG) soll jede Grammatik heißen, die den einfachen Verbalsatz erklärt als Konstrukt aus regierendem Verb und »Objekten«, wobei dem Verb insofern Priorität zukommt, als verbale Subklassen Art und Zahl der Objekte selegieren.⁶⁸ Kennzeichen der Verbgrammatik ist ferner, daß die Sonderstellung des Subjekts, wie sie traditionelle Grammatik und strukturelle Linguistik kennen, aufgehoben ist: das Subjekt fungiert nur noch als eines der Objekte.⁶⁹

Es kann hier schon gesagt werden, daß die Opposition SPG : VG eine wesentlich enger begrenzte Problematik enthält als die Opposition KSG : DG. Die Entscheidung für SPG oder VG kann also nicht ebenso allgemeines Interesse beanspruchen wie die Entscheidung zwischen KSG und DG. Dies hängt damit zusammen, daß SPG und VG bestimmte syntaktische und lexikalische Kategorien voraussetzen, die im Gegensatz zu Chomskys Ansicht ⁷⁰ keine universelle Geltung beanspruchen können. Das Widerspiel von SPG und VG ist immerhin von grundlegender Bedeutung für die Beschreibung wenigstens der indoeuropäischen Sprachen.

Die SPG beherrscht nicht nur die ältere Schulgrammatik, sondern ebenso die Mehrzahl der als progressiv geltenden Richtungen, neben dem klassischen Strukturalismus namentlich die generative Grammatik, deren Abhängigkeit von der Schulgrammatik erst relativ spät aufge-

⁶⁷ Baumgärtner gliedert (Konstituenz und Dependenz, S. 75) z. B. den Satz in Nominale, Satzkern und Auxiliar.

⁶⁸ Auch wenn man umgekehrt annimmt, daß die Objekte das Verb selegieren, bleibt dem Verb als strukturellem Zentrum eine deutliche Sonderstellung.

⁶⁹ »Verbgrammatik« nenne ich auch ein Beschreibungsverfahren, das zunächst alle möglichen Sätze in Verbalsätze und sonstige unterteilt und dann für die Verbalsätze eine Kategorie Verb als einflußreichstes Element ansetzt. Damit ist auch Heringers Konstituentengrammatik eine VG (vgl. Heringer, Theorie, bes. Regeln K₁, K₂, K₃ u. a.).

⁷⁰ Zur Universalität der grammatischen Kategorien s. etwa Chomsky, Aspekte, S. 91.

deckt wurde. Fragt man nach der Begründung für diesen Zustand, so ergibt sich überraschend, daß die Schulgrammatiker viel häufiger über die Voraussetzungen ihres Kategoriensystems nachgedacht haben als die formalisierenden Gegner und Nachfahren, denen die Grundsteine oft als elementar und darum nicht definierbar erschienen. So sieht die Duden-Grammatik das – nach Anwendung der Abstrichmethode – allen Sätzen Gemeinsame darin, »daß sie ein Etwas nennen, über dessen Verhaltensweise etwas ausgesagt wird«. ⁷¹ Daraus läßt sich ohne weiteres eine Zweigliederung in dieses »Etwas« (das »Subjekt« heißen mag) und die Aussage, die darüber gemacht wird (und die »Prädikat« heißen mag) ableiten. Eine solche Satzdefinition kann nie »falsch« sein. Wir kennen dergleichen seit langem aus der Logik. Die mathematische Logik spricht im Prädikatenkalkül von Argument und Prädikat(or), die zusammen eine Aussage bilden.⁷² Dies zeigt sehr deutlich, woher die S-P-Gliederung stammt: Sie trägt universellen Charakter, ist jedoch nicht ohne weiteres auf beliebige Einzelsprachen anwendbar. Sie versagt auch im Deutschen bei Einwortsätzen wie *Feuer!* (die z. B. Heringer mit guten Argumenten explizit einführt⁷³) und, soweit die Folge S-P als konstitutiv gilt, auch bei Sätzen wie *In der Untermühlaustraße hat sich heute nacht ein folgenschwerer Unfall ereignet*. Hier könnte allenfalls die einleitende Lokalbestimmung Subjekt (»Ein Etwas, über dessen Verhaltensweise etwas ausgesagt wird«) und am ehesten *ein folgenschwerer Unfall* Prädikat sein. Auf recht bedenkliche Weise war nämlich von Anfang an die prädikatenlogische Zweiteilung mit Satzglied-Kategorien verknüpft. Nun können universelle Gliederungen nützlich sein, sie vermögen aber per se kaum etwas über Einzelsprachen auszusagen. Die Grammatik einer Einzelsprache sollte zum wenigsten die Universalien klar absondern von spezielleren Kategorien und Relationen. Schon aus diesem Grunde ist der prädikatenlogischen Herleitung der S-P-Dichotomie mit Skepsis zu begegnen. Immerhin erscheint eine abstrakte S-P-Gliederung für Sätze, die zugleich Aussagen sind, nicht völlig unmotiviert.

Andere Wege ging der klassische Strukturalismus, der mit operationalen Verfahren arbeitet und nichts gelten ließ, was nicht experimentellen Erprobungen standhielt. Durch Substitutionsproben allein wurde das

⁷¹ Duden-Grammatik, S. 468.

⁷² S. Bodenski-Menne, Grundriß der Logistik, S. 57 und ff.

⁷³ Heringer, Theorie, S. 111 f. Die gesamte Diskussion der Regel K₁ (S. 105–114) bringt eine Fülle informativer Hinweise zum Problem des Satzbegriffs.

»Subjekt« ermittelt, das (im englischen Satz häufiger als im deutschen Satz) die erste Stelle einzunehmen pflegt:

(45) *Schieber*

Männer wie wir

haben Aufwind.

Kumpel, die nachts fahren,

Auf gleiche Weise glaubte man auch das »Prädikat« in den Griff zu bekommen.

(46) *Schieber*

schmunzeln.

haben Aufwind.

geben Polizisten Freibier.

Diese Grammatik könnte auch »Subjektgrammatik« heißen, weil hier allein das Subjekt als relativ konstant erscheint, während das Prädikat in vielfach veränderlichen Formen auftritt.

Die VG kann demgegenüber darauf hinweisen, daß es auch Verbal-sätze ohne »Subjekt« gibt: *Heut wird getanzt. Es regnet.*⁷⁴ u. a., daß das »Subjekt« demnach nur eines (wenngleich ein besonders häufiges) von vielen verbbegleitenden Elementen ist. Damit kommt dem Verb fast automatisch eine besonders wichtige Rolle zu; die Relationen zwischen dem Verb und den übrigen Elementen treten in den Vordergrund. Diese Auffassung des Verbs als »Zentralknoten«⁷⁵ ist aus verschiedenen Gründen sinnvoll. Verschiedentlich wurde darauf hingewiesen, daß das Verb die vielfältigsten Beziehungen im Satz aufweise⁷⁶; aber das hängt natürlich von dem angewandten Beschreibungsverfahren, also von dem gewählten Modell ab. Wir wissen bis heute ziemlich wenig über die möglichen Strukturbeschreibungen deutscher Sätze. Das Wenige reicht immerhin aus für das Urteil, daß die Entscheidung für das Verb als Zentralknoten effiziente Satzbeschreibungen ermöglicht.

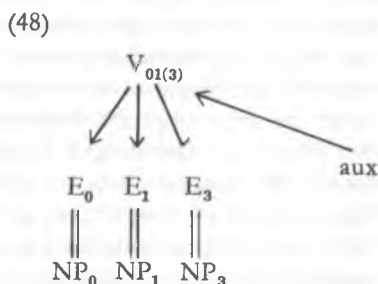
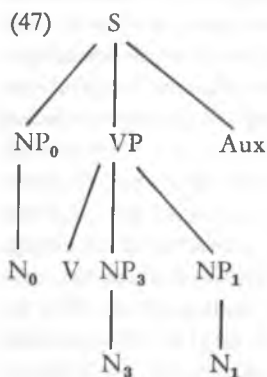
Die schon klassischen Beispiele der VG (Tesièrre, Glinz, Helbig, teilweise die Duden-Grammatik) stehen nicht vereinzelt. Es dürfte kein

⁷⁴ Daß es in *Es regnet.* von manchen Forschern als »Subjekt« bezeichnet wird, liegt im wesentlichen an dem nicht oder schlecht definierten Subjektsbegriff. Zirkeln und Widersprüchen entgeht man wohl nur, wenn man das »Subjekt« – wie alle anderen »Satzglieder« – als relativ frei kommutierendes Element definiert. Dieser Subjektsbegriff liegt wohl den meisten Darstellungen irgendwie zugrunde, wird aber oft nicht ausreichend explizit gemacht.

⁷⁵ Tesièrre, *Éléments*, S. 15 et passim.

⁷⁶ Z. B. Engel, *Satzbaupläne*, S. 365 oben. Heringers Versuch, mit Hilfe eines »Bewertungsindex« den exakten Nachweis der »Höherstellung« des Verbs zu führen (Heringer, *Theorie*, S. 252 ff.), überzeugt u. a. deshalb nicht recht, weil sich daraus auch Relationen (Vorkommensrestriktionen) zwischen verschiedenen Objekten nachweisen lassen, die nur durch die Wahl eines bestimmten Beschreibungsmodells verdeckt wurden.

Zufall sein, daß auch Bar-Hillels »Kategorielle Grammatik« immer beim Verb als höchster Kategorie zu enden scheint.⁷⁷ Und wenn Baumgärtner, der mit dem Formalismus und den grundlegenden Ideen der Phrasenstrukturgrammatik arbeitet, im zweiten Teilungsschritt den Prädikatsteil (»Satzkern«) VP in das Verb und seine Objekte auflöst, weist er wiederum dem Verb eine ausgezeichnete Rolle zu, die im dependenziellen Komplement noch verstärkt wird.⁷⁸ Das alles weist darauf hin, daß eine Reihe von Forschern in zunehmendem Maße eine Grammatik bevorzugt, die sowohl konstituenziell als verbal ist, und die eventuell sogar noch SPG und VG vereinigt. In der Tat weist die Beschreibung des Satzes *Hans schickt Eva einen Ginsterzweig.* nach der solchermaßen modifizierten SPG (47) und nach der DG-VG (48) nur noch begrenzte Unterschiede auf:



Was SPG und VG dann noch unterscheidet, ist die Sonderstellung des »Subjekts«. Sieht man von der prädikatenlogischen Argumentation ab, so bleibt als fast einzige Legitimation die Kongruenz von »Subjekt« und Verbum finitum in Person und Numerus. Dies steht außer aller Diskussion und begründet eine gewisse Sonderstellung: das Verb selegiert die dem »Subjekt« zukommenden Person-Numerus-Morpheme.⁷⁹ Aber das Verb selegiert auch Zahl und Art der Objekte insgesamt. Die Frage, ob die Selektion von Morphemen oder von komplexen

⁷⁷ Bar-Hillel, A Quasi-Arithmetical Notation.

⁷⁸ Baumgärtner, Konstituenz und Dependenz, S. 75 ff.

⁷⁹ Ebenso gut, das ist zu betonen, kann diese Relation als Selektion der entsprechenden Verbmorpheme durch das Subjekt dargestellt werden.

Konstrukten (wie Objekten) als »höheres« Merkmal zu werten sei, entscheidet dann über das spezielle Grammatikmodell.

Hier sollen keine Bewertungsindizes gesetzt werden. Es war nur darzulegen, daß Ermessensentscheidungen zu treffen sind, daß kein »natürlicher« Zusammenhang zwischen KG und SPG, zwischen DG und VG besteht. Eins der größten Verdienste von Heringer ist es, daß er diese naive Selbstverständlichkeit erschüttert hat, indem er eine Verbalgrammatik mit dem Mechanismus einer KG schrieb.

5. Ansätze zu einer *Dependenz-Verb-Grammatik*

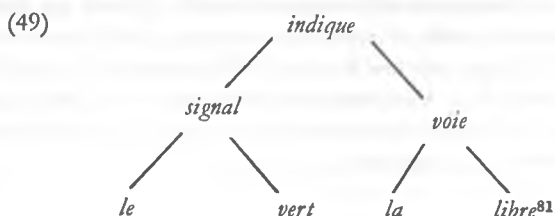
In den Abschnitten 2 und 3 wurde zu zeigen versucht, daß, ein bestimmtes Verständnis von KSG und DG vorausgesetzt, beide Beschreibungsverfahren äquivalent sind. Zuletzt war (mit Baumgärtner) geltend gemacht worden, daß sich die DG auch für eine ins Semantische hinein ausgeweitete Sprachbeschreibung eigne, wobei allerdings (im Gegensatz zu Baumgärtner) die DG als Alternative zur KSG und nicht als deren Komplement angesehen wurde. Dieser Anspruch soll nun an den Grundzügen einer DG, die zugleich VG ist, anschaulich gemacht werden.

Es wurde dargelegt, daß hier Dependenz als Vorkommensrelation verstanden wird, die es erlaubt, aus dem Vorkommen eines Elements mit zu spezifizierender Sicherheit auf das Vorkommen anderer Elemente zu schließen. Diese Relation kann ohne weiteres Regeln in einem Erzeugungssystem zugrunde gelegt werden, wenn durch Aktualisierungsanweisungen und besonders durch den Befehl »Setze I!« (I = Initialsymbol) gewährleistet werden kann, daß gewisse Elemente tatsächlich »vorkommen«. Die wenn-dann-Relation führt genau dann zur Produktion von Konstrukten, wenn der Vorgänger (= der erste Term) der Relation vorhanden ist.⁸⁰

Aus dem Gesagten läßt sich folgern, daß sich die Dependenzrelation

⁸⁰ Mir scheint, daß gerade die dependenzielle »wenn-dann« -Relation Wurzel eines fundamentalen Mißverständnisses ist. Weil die DG, so glaubt man, nur Daten verknüpfe, nicht aber solche bereitstelle, hielt man es für nötig, ihr einen Konstituententeil vorausschicken zu müssen. Man übersah dabei, daß auch die K-Regeln hypothetischer Natur sind (wie im Grunde alle Regeln aus dem Bereich der *Langue*). Nur wenn die dominierende Kategorie vorhanden ist, sind auch deren Konstituenten vorhanden; nur wenn »S« als »Setze das Initialsymbol« gelesen wird, erzeugt eine Folge von K-Regeln einen Satz.

nur auf Klassen linguistischer Elemente beziehen kann. Denn ein Stemma wie



würde mißverstanden, wenn man aus ihm herauslesen würde, daß die Verbalform *indique* das Nomen *signal* bedinge. *indiquer* bedingt vielmehr eine ansehnliche Klasse von Nomina, die als »Subjekt« dieses Verbs erscheinen können. Und andererseits gilt diese Bedingungsrelation für eine größere Klasse von Verben, die hier durch *indiquer* nur vertreten wird. Bedingungsrelationen zwischen Einzelwörtern gehören überhaupt nicht in die Grammatik, sie kommen nur in mehr oder weniger festen Wendungen vor und gehören dann in die Lexik. Tesnière hat ganz offensichtlich immer, wenn er in seinen Stemmata Einzelwörter setzte, Klassen gemeint. Nur selten paßt er seine Schreibweise dieser Intention an, nämlich wo er vom »virtuellen« oder »symbolischen Stemma«⁸² spricht. Ich werde im Folgenden an den entsprechenden Stellen immer Kategoriensymbole einsetzen, aber – um der leichteren Lesbarkeit willen – in der Regel beispielhafte Lexeme hinzufügen.

Die Dependenzrelation bedarf einer Spezifizierung, die über die von Hjelmslev vorgenommenen Unterscheidungen hinausgeht. Dazu dient die folgende Symbolik:

A — B Die Kategorie A bedingt die Kategorie B auf hier unspezifizierte Weise.

Es ist von Fall zu Fall nützlich, wenn (wie bei Tesnière allgemein) auf eine nähere Spezifikation verzichtet werden kann.

A \longleftrightarrow B Genau dann, wenn A vorkommt, muß auch B vorkommen.

Diese Relation gilt zum Beispiel für die Person-Numerus-

⁸¹ Tesnière, *Eléments*, S. 41.

⁸² Ebd., S. 63 ff.

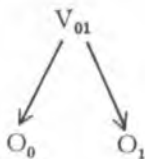
Morpheme bei finitem Verb und »Subjekt«: *Katelbach kommt*.

$A \rightarrow B$

Immer dann, wenn A vorkommt, kommt auch B vor (B kann aber auch sonst vorkommen).

Diese Relation gilt vor allem für obligatorische Objekte, die immer bei einem Verb mit entsprechender Valenz stehen: *Kinder mögen Haustiere*. Das zugehörige Diagramm wäre

(50)



Verben mit obligatorischer Valenz $_{01}$ haben notwendig ein Nominativ- und ein Akkusativobjekt. Aber beide Arten von Objekten kommen auch bei anderen Verben (Verb-klassen!) vor.

$A \leftarrow B$

Nur dann, wenn A vorkommt, kann auch B vorkommen (B kann aber hier auch fehlen). Das heißt: A ist notwendige Bedingung für B.

Diese Relation gilt etwa zwischen Artikel und Substantiv: *die Leute*.

Diagramm:

(51)



Der Artikel ist hier definiert als Klasse, der nur Elemente angehören, die nie ohne regierendes Substantiv auftreten können. Gleichlautende Pronomina (demonstratives *der*, Numerales *ein*) gehören zu anderen Klassen.

$A \sqcup B$

Wenn A vorkommt, kann auch B vorkommen. B kann aber auch anderweitig vorkommen.

Diese Relation gilt (auf einer bestimmten Ebene) für alle fakultativen Objekte; außerdem zum Beispiel für viele Präpositionalgefüge mit fester Präposition, die sowohl von

(bestimmten) Verben als von (bestimmten) Substantiven abhängen können:

Ich freue mich über den Anfang.

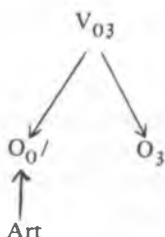
Die Freude über den Anfang.

A / B

Wenn A vorkommt, kommt B nicht vor, und umgekehrt. Dieses Zeichen kann in einer Satzbeschreibung angeben, daß als Term einer Bedingungsrelation ein Element fungiert, das mit anderen Elementen in paradigmatischer Relation steht, zum Beispiel:

Die Stille nützt uns.

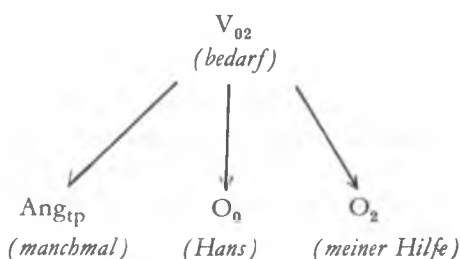
(52)



Dieses Diagramm bringt zum Ausdruck, daß das Nominativobjekt (O_0) kommutiert mit anderen Elementen, etwa Nebensätzen: *Daß es so still ist, nützt uns.* Der »Exklusionsstrich« enthebt uns dabei der oft schwierigen Aufgabe, das Paradigma vollständig anzugeben.

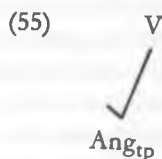
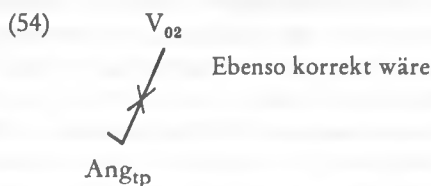
Die Bereiche, in denen die Relationen gelten, sind möglichst genau anzugeben. Das Diagramm (53) für den Satz *Hans bedarf manchmal meiner Hilfe.* wäre beispielsweise unkorrekt:

(53)

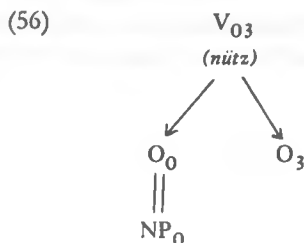


Angaben (wie die Temporalangabe *manchmal*) können nämlich bei beliebigen Verben stehen, sie sind mithin nicht nur fakultative Begleiter von Verben der Klasse V_{02} (»Genitivverben«). In solchen Fällen,

wenn also der Regensbereich größer ist als angegeben, durchkreuzen wir den Relationsanzeiger:

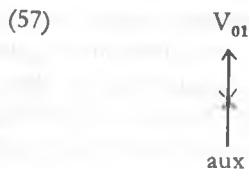


Ist umgekehrt der Dependensbereich größer als angegeben, so verwendet man den Exklusionsstrich (s. oben Diagramm (52)). Man kann aber auch zunächst den vollen Bereich und darauf einen (hier gewünschten) Teilbereich für das Regens angeben, d. h. eine paradigmatische Regel (Heringer: Adjunktionsregel) diagraphisch darstellen. Dazu dient der Subklassifizierungsstrich (Doppelstrich):



Erklärung: d_0 = Dependens im Nominativ (oder mit ihm kommutierendes Konstrukt), NP_0 = Nominalgruppe im Nominativ.

Die Klassensymbole werden im wesentlichen so gewählt, daß un-selbständige (»gebundene«) Morpheme mit Minuskeln, alle übrigen Elemente mit Majuskeln bezeichnet werden, also z. B.:

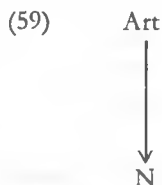
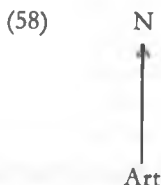


Erklärung: V_{01} = Verb mit Nominativ- und Akkusativobjekt, aux = Auxiliarkomplex.

Diese Unterscheidung ist nützlich, wenn auch die Zuordnung in einer Reihe von Einzelfällen problematisch bleibt.

Nachdrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß die Anordnung der Dependenzterme willkürlich ist. Die Daten der Objektsprache (Texte in mündlicher und schriftlicher Form) liefern uns lediglich Informationen über regelmäßige Zuordnungen von Elementen: Konkomitanzregularitäten. In der Kompetenz sind die Regularitäten als informale Konkomitanzregeln enthalten. Die Grammatik zeichnet diese Regeln in unterschiedlichen Formalisierungsgraden nach oder gibt mindestens Regeln, die weitgehende Äquivalenz mit Kompetenzregeln beanspruchen. Aber weder in der Performanz noch in der Kompetenz ist Gerichtetheit der Vorkommens-(Zuordnungs-)Relation gegeben. Dependenz ist sozusagen nichts als freie Zutat des Grammatikers. Dependenz ist willkürlich gerichtete Konkomitanz.

Dies wird an folgendem Beispiel klar. Man kann ebensovot sagen, das Nomen sei notwendige Bedingung für den Artikel, wie umgekehrt, der Artikel sei zureichende Bedingung für das Nomen; nur wenn N, dann auch Art; immer wenn Art, dann auch N. Dem entsprechen die Diagramme (58) und (59).

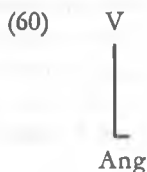


Die Beschaffenheit der Funktoren gewährleistet Austauschbarkeit der Terme (bei gleichzeitiger Änderung des Funktors). Das impliziert, daß die Anordnung der Terme (damit die Charakterisierung als Regens bzw. Dependens) im Grunde keine Zusatzinformation enthält. Sie liegt im Ermessen des Grammatikers, der in der Regel danach entschieden wird, wie eine zusammenhängend hierarchische Beschreibung komplexer sprachlicher Erscheinungen einfach und übersichtlich geleistet werden kann. Eine Festlegung der Ausrichtung auf Grund der Betrachtung einzelner Relationen ist bedenklich. Versuche, die Bedingungen für die Ausrichtung der Konkomitanz exakt zu ermitteln⁸³, haben

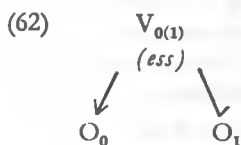
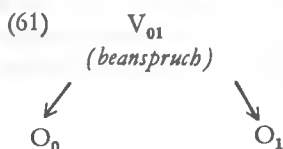
⁸³ So z. B. Heringer (Theorie, S. 252 ff.), der mit einem »Bewertungsindex« das jeweilige Regens festlegen will.

die grundsätzliche Schwäche, daß sie an ein spezifisches Modell gebunden sind.⁸⁴

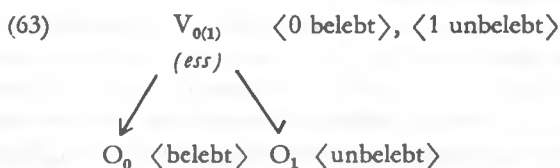
Die dependenzielle Beschreibung ist auf verschiedenen »Konkretisationsebenen« möglich. Das heißt: es gibt nicht an einzelnen Symbolen orientierte feststehende Beschreibungsebenen, es gibt nicht »die« Ebene des Verbs usw. Je nach Restriktion der Regens-Kategorie mit Hilfe entsprechender Indizes ergeben sich vielmehr sehr verschiedene Stemmata. So ist die Kategorie V (»Verb«) schlechthin dadurch beschreibbar, daß sie fakultativ Angaben regiert⁸⁵:



Eine verbale Subklasse hingegen ist durch die von ihr dependenten Objekte charakterisiert:



Schließlich kann eine weitere Restriktion mit Hilfe semantischer Merkmale vorgenommen werden:



Zusätzliche Präzisierung wären bei anderen Verben erforderlich (s. unten *gießen*). Mit einer solchen Subkategorisierung syntaktischer Kategorien auf Grund semantischer Merkmale wird eine erhebliche Ver-

⁸⁴ Zum Verhältnis von Konkmitanz und Dependenz vgl. auch Engel, Struktur deutscher Sätze, S. 36; Engel, Satzbaupläne, S. 363 f.; Engel, Thesen zur Syntax.

⁸⁵ Vom Auxiliarkomplex wird hier abgesehen.

feinerung der Sprachbeschreibung möglich. Dabei wird die Semantik nicht als selbständige Komponente der Grammatik mit interpretativer Funktion aufgefaßt, wie bei Chomsky⁸⁶: die Semantik ist im Gegenteil weitgehend in die Syntax integriert, die Syntax hat einen semantischen und einen morphostrukturellen Aspekt.⁸⁷ Andererseits ist dieses hier verwendete Beschreibungsmodell auch abzugrenzen von den Bemühungen um semantische Tiefenstruktur, die in jüngster Zeit zunehmendes Interesse finden⁸⁸. Eine solche semantische Tiefenstruktur könnte der hier vorgeführten, relativ »oberflächennahen« Syntax vorausgehen, entsprechend dem Sprechprozeß (auf der Performanzebene), der ja ebenfalls (in aller Regel) nur aufgrund einer vorsprachlichen, semantisch irgendwie faßbaren Redeintention in Gang gesetzt wird. Überlegungen hierzu wurden und werden angestellt; sie können zweifellos nur dann konkrete Ergebnisse bringen, wenn eine Kooperation auf interdisziplinärer Basis möglich ist.

Anschließend soll, in zwei Versionen, eine Beschreibung des Satzes *Der Polizist goß dem Mädchen Wasser ins Gesicht*, mit Hilfe des hier dargestellten Formalismus gegeben werden. Morphosyntaktisch in (64):

Erklärung noch nicht bekannter Symbole: Index 6 kennzeichnet Richtungsbestimmung, d = Dependensmorphem, n = Nominalmorphem, art = Artikelmorphem, Art = Artikel, prp = Präposition (die hier als gebundenes Morphem verstanden wird).

Semantosyntaktisch in (65):

Die nominale Subklasse N_{pa} (der Index steht für part, anim) umfaßt Nomina, die einen Körperteil höherer Lebewesen bezeichnen oder Dinge, die einem höheren Lebewesen auf besonders enge Weise zugehören (z. B. Kleidungsstücke).

Problematisch ist hieran die Darstellung des »Pertinenzdativs« *dem Mädchen*. Die Schwierigkeit liegt vor allem darin, daß das regierende Nomen (hier *Gesicht*) das Merkmal <höheres Lebewesen> aufweisen muß, wobei dieses Merkmal selbst noch ausreichend definiert werden müßte, und daß andererseits der Pertinenzdativ nur bei den Objekten

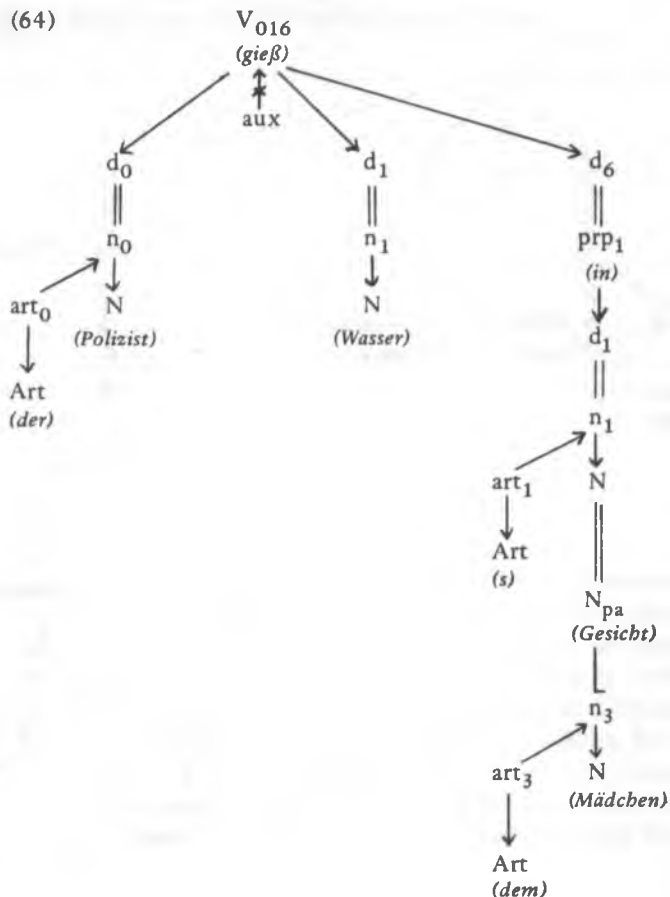
⁸⁶ S. z. B. Chomsky, *Aspekte*, S. 29 ff.

⁸⁷ Neben der syntaktischen Semantik (Semantosyntax) ist eine Lexemsemantik vorzusehen, die sich auf die Idiosynkrasien der Einzellexeme bezieht.

⁸⁸ Vgl. die Arbeiten zur »generativen Semantik«, z. B. Lakoff, *On Generative Semantics*; McCawley, *On the Role of Semantics in a Grammar*; Ross, *A Proposed Rule of Tree Pruning*. – Mit dependenziellen Tiefenstrukturen hat sich Jacques Lerot (Löwen) in mehreren Publikationen beschäftigt.

Morphosyntaktisch:

(64)



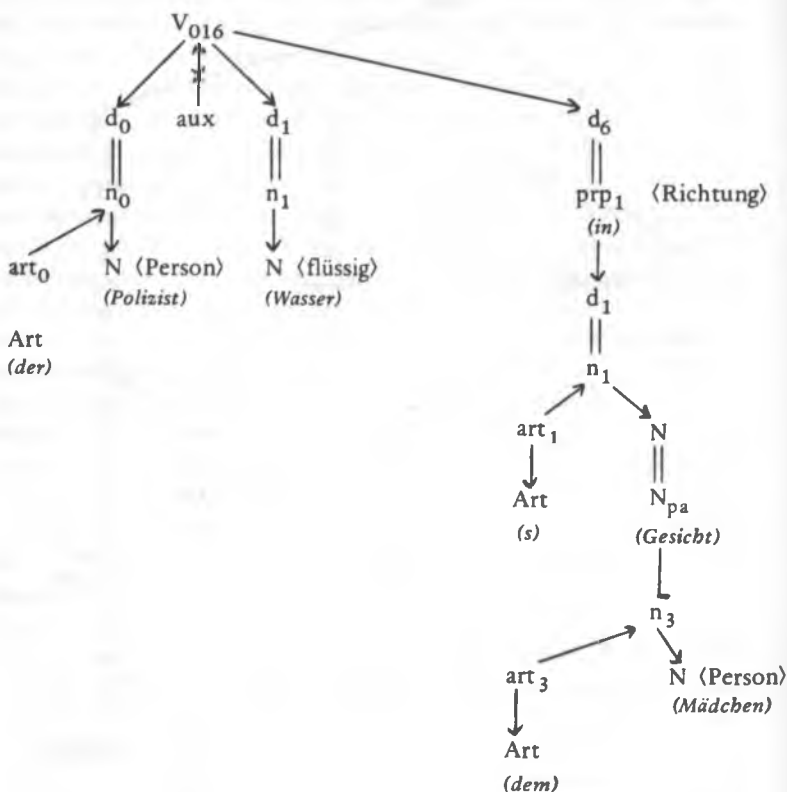
0, 1, 5 und 6 vorkommt.⁶⁹ Es liegt also, streng genommen, eine doppelte Abhängigkeit vor. Da dies in der gesamten Dependenzgrammatik nicht zugelassen wird (es gibt beliebig viele Dependenzien, aber nur je

⁶⁹ Zu den so indizierten Objekten vgl. Engel, Satzbaupläne, bes. S. 374. Beispiele für Pertinenzdativ bei einzelnen Objekten: 0_s (Nominativobjekt): Mir tut der Bauch weh. 0_1 (Akkusativobjekt): Olaf schneidet dir die Haare. 0_s (Situativobjekt): Die Geschichte liegt mir schwer im Magen. 0_s (Direktivobjekt): Der Polizist goß dem Mädchen Wasser ins Gesicht.

(65)

< 0 Person>, < 1 flüssig>, < 6 Richtung>

und: <Disposition (0,1)>, <Alteration: Raum (1,6)>



ein Regens⁹⁰), bleibt nur die Wahl zwischen hierarchischer Ableitung aus einem höheren Knoten oder Einführung des Pertinenzelements durch Transformation. Im ersten Fall muß bei den Objekten mit Index 0, 1, 5, 6 bzw. bei d_0 , d_1 , d_5 , d_6 ein fakultatives dependentes Element n_3 <Person> angesetzt werden, das nur aktualisiert werden darf, wenn das als indirektes Dependens von d_0 , d_1 , d_5 , oder d_6 erscheinende Nomen (Pronomen) das Merkmal <pa> trägt. Legitimer scheint, da Quer-

⁹⁰ Vgl. z. B. Engel, Satzbaupläne, S. 364.

referenzen unumgänglich sind, jedenfalls eine sekundäre Einführung mit Hilfe einer Transformationsregel.⁹¹

Die Endkette kann aus dem D-Diagramm unmittelbar abgeleitet werden durch Projektion von Symbolen. Für alle D-Diagramme gilt die folgende Projektionsregel:

Alle Symbole, die nicht unmittelbar subklassifiziert werden (d. h. von denen nicht ein nach unten verlaufender Doppelstrich ausgeht), sind auf die Ebene der Endkette zu projizieren.

Durch entsprechende Anordnung des Diagramms können – genau wie in Diagrammen der KSG – Endketten erzeugt werden, die der Form akzeptabler Sätze angenähert sind.

Trotz der aufgezeigten und anderer ebenfalls vorhandener Mängel vermag das dargelegte Verfahren Sprachbeschreibungen zu liefern, die teilweise stärker sind als die in der traditionellen DG und KSG angebotenen.

Schlußbemerkung

Der vorliegende Aufsatz soll nicht als Plädoyer für eine Dependenzgrammatik verstanden werden. Er will einige schiefe Urteile abbauen und auf Alternativen hinweisen. Dabei wurde der Nutzen der Formalisierung nicht diskutiert, sondern vorausgesetzt. Das kann man als Hinweis darauf interpretieren, daß es bei allen möglichen Unterschieden um eine strukturelle Grammatik geht. Daß zugleich an eine inhaltsbezogene Grammatik gedacht ist, geht aus der Einbeziehung der Semantik bes. in Abschnitt 5 hervor. Insofern kann diese metagrammatische Studie auch ein Beitrag zu einer neuen deutschen Grammatik werden.

⁹¹ Vgl. hierzu auch Ballweg-Hacker-Schumacher, Satzbaupläne und Semantik. Das »Funktionsschachtelmodell« umschließt den dependenziellen und einen Teil des transformationellen Teils einer Syntax.

Die in den Anmerkungen verwendeten Kurztitel stehen in Klammern jeweils am Ende der bibliographischen Angaben.

- Bach, Emmon: *An Introduction to Transformational Grammars*, New York 1964.
- Ballweg, Joachim; Hacker, Hans-Jürgen; Schumacher, Helmut: Satzbaupläne und Semantik. Vorüberlegungen zur semantischen Subkategorisierung deutscher Satzbaupläne mit gegebenem Verb, in: *Muttersprache* 81, 1971, H. 4, S. 224–234.
- Bar-Hillel, Yehoshua: A Quasi-Arithmetical Notation for Syntactic Description, in: *Language* 29, 1953, S. 47–58. [A Quasi-Arithmetical Notation].
- Bar-Hillel; Gaifman; Shamir: On Categorical and Phrase Structure Grammars, in: *Bul. of the Res. Council of Israel*, 9 F, 1960, S. 1–16.
- Baumgärtner, Klaus: Spracherklärung mit den Mitteln der Abhängigkeitsstruktur, in: *Beiträge zur Sprachkunde und Informationsverarbeitung* 5, 1965, S. 31–53.
- Baumgärtner, Klaus: Der methodische Stand einer linguistischen Poetik, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik I*, 1969, S. 15–43.
- Baumgärtner, Klaus: Konstituenz und Dependenz. Zur Integration der beiden grammatischen Prinzipien, in: *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen* (hrsg. v. Hugo Steger), Darmstadt 1970, S. 52–77. [Konstituenz und Dependenz]
- Bechert, Johannes; Clément, Danièle; Thümmel, Wolf; Wagner, Karl Heinz: *Einführung in die generative Transformationsgrammatik = Linguistische Reihe 2*, München 1970. [Einführung]
- Bierwisch, Manfred: Aufgaben und Form der Grammatik, in: *II. Internationales Symposium*, Bd. 3: *Zeichen und System der Sprache*, Berlin 1966, S. 28–69; Nachdruck in: *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen* (hrsg. v. Hugo Steger), Darmstadt 1970, S. 1–57. Zitiert wird nach der Darmstädter Ausgabe. [Aufgaben]
- Bocheński, I. M.; Menne, Albert: *Grundriß der Linguistik*, Paderborn 1965.
- Brinker, Klaus: Aufgaben und Methoden der Textlinguistik. Kritischer Überblick über den Forschungsstand einer neuen linguistischen Teildisziplin, in: *Wirkendes Wort* 21, 1971, H. 4, S. 217–237. [Textlinguistik]
- Chomsky, Noam: *Formal Properties of Grammars*, in: *Handbook of Mathematical Psychology*, New York 1963.
- Chomsky, Noam: *Aspekte der Syntax-Theorie*, Frankfurt 1969 (Übersetzung der englischen Ausgabe, *Aspects of the Theory of Syntax*, 1965). [Aspekte]
- Coseriu, Eugenio: Lexikalische Solidaritäten, in: *Poetica*, Bd. 1, 1967, S. 293–303.
- Coseriu, Eugenio: *Sprache. Strukturen und Funktionen = Tübinger Beiträge zur Linguistik*, Bd. 2, Tübingen 1970.
- Duden. *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* (= *Der Große Duden*, Bd. 4), bearb. v. Paul Grebe u. a., Mannheim 1966. [Duden-Grammatik]
- Engel, Ulrich: Zur Beschreibung der Struktur deutscher Sätze, in: *Duden-Beiträge* 37, 1969, S. 35–52. [Struktur deutscher Sätze]

- Engel, Ulrich: Die deutschen Satzbaupläne, in: *Wirkendes Wort* 20, 1970, S. 361–392. [Satzbaupläne]
- Engel, Ulrich: Regeln zur Wortstellung, in: *Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache* 5, 1970, S. 3–148. [Wortstellung]
- Engel, Ulrich: Thesen zur Syntax, in: *Bulletin phonographique* XII, 1971, S. 85–107.
- Engel, Ulrich: *Kleine deutsche Grammatik*, erscheint 1973.
- Gaifman, Haim: *Dependency Systems and Phrase Structure Systems*, Santa Monica 1961. [Dependency Systems]
- Glinz, Hans: *Geschichte und Kritik der Lehre von den Satzgliedern in der deutschen Grammatik*, Bern 1947.
- Glinz, Hans: *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*, München ⁵1968.
- Glinz, Hans: *Der deutsche Satz*, Düsseldorf ⁶1970.
- Glinz, Hans: *Deutsche Grammatik I: Satz – Verb – Modus – Tempus = Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft*, Bd. 2, Bad Homburg v. d. H. 1970.
- Glinz, Hans: *Deutsche Grammatik II: Kasusyntax – Nominalstrukturen – Wortarten – Kasusfremdes = Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft*, Bd. 3, Frankfurt 1971.
- Harman, Gilbert H.: *Generative Grammar without Transformation Rules. A Defense of Phrase Structure*, in: *Language* 39, 1963, S. 597–616.
- Harris, Zellig S.: *Structural Linguistics*, Chicago & London ⁷1966.
- Hays, David G.: *Dependency Theory. A Formalism and some Observations*, in: *Language* 40, S. 511–525. [Dependency Theory]
- Hays, David G.: *Grouping and Dependency Theories*, RM – 2646, September 8, Santa Monica 1960.
- Heger, Klaus: *Valenz, Diathese und Kasus*, in: *Zeitschrift für Romanische Philologie* 82, 1966, S. 138–170.
- Heger, Klaus: *Monem, Wort und Satz = Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft*, Bd. 8, Tübingen 1971.
- Helbig, Gerhard: *Der Begriff der Valenz als Mittel der strukturellen Sprachbeschreibung und des Fremdsprachenunterrichts*, in: *Deutsch als Fremdsprache* 1965, H. 1, S. 10–23.
- Helbig, Gerhard; Schenkel, Wolfgang: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*, Leipzig ²1970. [Wörterbuch]
- Henne, Helmut: *Korrelationen von Sprachtheorie und Terminologie in der Germanistischen Linguistik. Am Beispiel der Subklassifizierung des Verbs*, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik (ZDL)* 38, 1971, H. 1, S. 47–63. [Korrelationen]
- Heringer, Hans-Jürgen: *Wertigkeit und nullwertige Verben im Deutschen*, in: *Zeitschrift für deutsche Sprache* 23, 1967, S. 13–34.
- Heringer, Hans-Jürgen: *Theorie der deutschen Syntax*, München 1970. [Theorie]
- Heringer, Hans-Jürgen: *Einige Ergebnisse und Probleme der Dependenzgrammatik*, in: *Der Deutschunterricht* 22, 1970, H. 4, S. 42–98. [Dependenzgrammatik]
- Hjelmslev, Louis: *Prolegomena to a Theory of Language*, Madison ²1963.

- Hockett, Charles F.: *A Course in Modern Linguistics*, New York ¹²1967.
- Jacobs, Roderick A.; Rosenbaum, Peter S.: *English Transformational Grammar*, London 1968.
- Katz, Jerrold J.; Fodor, Jerry A.: *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language*, Englewood Cliffs 1964.
- Katz, Jerrold J.; Postal, Paul M.: *An Integrated Theory of Linguistic Descriptions*, Cambridge/Mass. ¹1965.
- Lakoff, George O.: *On Generative Semantics – An Interdisciplinary Reader in Philosophy, Linguistics, Anthropology and Psychology* (eds.: Steinberg und Jakobovits), London 1969.
- Lakoff, George O.: *Some Semantic Considerations in Syntax*, in: *Papers from the 5th Regional Meeting* (eds.: Binnick, Green, Morgan, Davison), Chicago 1969.
- Lakoff, George O.; McCawley, James D.: *Linguistik und natürliche Logik*, Frankfurt 1971.
- Lakoff, George O.; Ross, John R.: *Is Deep Structure Necessary?* M. I. T. 1967.
- Lerot, Jacques: *Pour une syntaxe profonde dépendentielle*, in: *Mélanges offerts au Prof. J. L. Pauwels*, Louvain 1971, S. 121–143.
- Lorenzen, Paul: *Formale Logik*, Berlin ³1967.
- Lyons, John: *Introduction to Theoretical Linguistics*, Cambridge 1969 (Erstdruck 1968).
- Martinet, André: *Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Stuttgart ²1967. [Grundzüge]
- McCawley, James D.: *On the Role of Semantics in a Grammar*, in: *Universals in Linguistic Theory* (eds.: Bach, E.; Harms, R. T.), New York 1968.
- McCawley, James D. (unter Pseudonym Quang Phuc Dong): *Phrases anglaises sans sujet grammatical apparent* (Version: *Why I Can't Tell You to Fuck You*. Cercle linguistique de Hanoi), in: *Tendances nouvelles en syntaxe générative* (Hrsg.: Ruwet, Nicolas), *Langages* 14, Juin 1969.
- Mentrup, Wolfgang: *Schülerduden*, Bd. 3: *Grammatik. Eine Sprachlehre mit Übungen und Lösungen*, Mannheim 1971.
- Postal, Paul M.: *Limitations of Phrase Structure Grammar*, in: *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language* (eds.: Fodor, J. A.; Katz, J. J.), Englewood Cliffs 1964.
- Postal, Paul M.: *Constituent Structure. A Study of Contemporary Models of Syntactic Description*, Bloomington 1967. Erstveröffentlichung als Teil 2 des *International Journal of American Linguistics*, Vol. 30, No. 1, 1964. [Constituent Structure]
- Reichenbach, Hans: *Elements of Symbolic Logic*, 1966.
- Ross, John R.: *A Proposed Rule of Tree Pruning*, in: *Modern Studies in English. Readings in Transformational Grammar* (eds.: Reibel, D. A.; Shane, S. A.), Englewood Cliffs 1969.
- Steger, Hugo: *Synchrone Sprachbeschreibung. Einige Probleme der gegenwärtigen Grammatiktheorie*, in: *Diskussion Deutsch* 2, 1971, H. 3, S. 1–26.
- Tesnière, Lucien: *Éléments de syntaxe structurale*, Paris ¹1965. [Éléments]
- Weinreich, Uriel: *Explorations in Semantic Theory*, 1966; jetzt: *Erkundungen zur Theorie der Semantik = Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft*, Bd. 4, Tübingen 1970.

Weisgerber, Leo: Grundzüge der inhaltbezogenen Grammatik, Düsseldorf³1962.

Weisgerber, Leo: Die geistige Seite der Sprache und ihre Erforschung = Sprache der Gegenwart, Bd. 15, Düsseldorf 1971.

Witt, J. W. Ralf: Dependenz und Abhängigkeit. Anmerkungen zu Heringers Versuch einer Präzisierung und Axiomatisierung der strukturalen Syntax Tesnières, in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik (ZDL) 38, 1971, H. 1, S. 121-126. [Dependenz]

Die logische Struktur grammatischer Regeln

Von Bjarne Ulvestad

Die schon in der Goethezeit als ergötzlich empfundene Feststellung seitens Fausts Famulus Wagner, »... wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht«, würde wohl kaum ein moderner europäischer Linguist heute öffentlich zu formulieren wagen. Seit Wagners Zeiten hat eine wissenschaftliche Tempustransformation stattgefunden: Unsere Wissenschaft blickt nicht mehr zurück; sie ist in hohem Grade futurisch geworden. Seit zwanzig Jahren hören und lesen wir immer wieder und in vielen Varianten die jede Kritik optimistisch entwaffnende Aussage: »... but our science is still young«, um den führenden amerikanischen Strukturalisten Martin Joos zu zitieren.¹ Die dauernden Resultate liegen jetzt in der Zukunft. Unsere Linguisten betrachten sich vorwiegend als Vorläufer, zum Teil schon als Bahnbrecher einer noch auszubauenden Sprachwissenschaft. Unser aller Kontributionen wollen nur als vorläufig angesehen werden. Die apodiktische Phase der Linguistik ist Gott sei Dank überwunden. Wir sind alle Teamarbeiter, Lehrer und Diszipel zugleich, und es ist gut so. Erst unsere in ungeheurerer Fleißarbeit schaffenden Nachfolger werden die individuellen Leistungen ihrer theoretisierenden Wegbereiter richtig einzuschätzen wissen.

Der moderne Wagner arbeitet, lernt und lehrt mit dem demütig-stolzen Wissen um die Vorläufigkeit seiner wissenschaftlichen Resultate. Wir haben es wohl nicht so herrlich weit gebracht mit bezug auf exakte, nicht falsifizierbare Sprachregeln, aber wir sind Wissenschaftler, nicht mehr Vorwissenschaftler, um mit der Zunge amerikanischer Kollegen zu reden. Diese Einstellung, die wohl generell gelten mag, besonders

¹ Joos, M., *Description of Language Design*, JASA 22.701-708, abgedr. in den von Joos herausgegebenen *Readings in Linguistics*, Washington 1957. Das Zitat bezieht sich auf *Readings*, S. 350.

unter jungen Linguisten, ist verständlich und vielleicht auch notwendig, denn »alles wanket wo der Glaube fehlt« (Schiller); aber es besteht eine gewisse Gefahr, die Vorzüge der eigenen Schule, der eigenen Methode aus den wirklichen oder vermeintlichen Nachteilen der vorhergehenden herzuleiten. Vielleicht allzu häufig wird behauptet, die traditionelle Grammatik hätte eine Menge relevanter Probleme wegen unzulänglicher Basistheorie nicht sehen, und folglich auch nicht bewältigen können. Solche Aussagen, und ich will nicht sagen, sie seien immer falsch, müssen unwillkürlich die fundamentale Frage aufwerfen, was für Probleme als eigentlich grammatische Probleme anzusehen seien.

Nehmen wir z. B. das Subkategorisierungsproblem, das in verschiedenen modernen Grammatikerschulen, also nicht nur in der kontrastiv-generativen, einen wichtigen Platz einnimmt. Die sogenannte Subkategorisierung ist als solche, d. h. als analytische und regeldescriptive Prozedur, nicht grundsätzlich theoriebestimmt oder theoriegebunden. Jede Wissenschaft muß mit Kategorien und Subkategorien arbeiten. Dagegen scheinen das relative Ausmaß und die Tragweite der Subkategorisierung noch in der Hauptsache theoriebezogen zu sein. Es ist dies ein Gebiet, wo die Meinungen noch weit auseinandergehen. Auf die Frage: Wollt ihr die totale Subkategorisierung? würden wohl fast ausschließlich die radikaleren Vertreter der kontrastiv-generativen Theorie mit ja antworten. Es ist doch zu hoffen, daß die Antwort auf diese Frage nicht einen Schibbolethstatus erreicht, denn das Problem braucht noch lange nicht als pressierend angesehen zu werden. M. E. sollte man nicht weiter subkategorisieren, als für die grammatische Beschreibung der jeweiligen Sprache notwendig ist. Aber selbst auf diesem engeren Gebiet gibt es noch sehr viel zu tun. Erlauben Sie mir bitte eine kurze, zumindest andeutende Erklärung dieser etwas konservativen Stellungnahme.

Vor allem seit Humboldt muß es als eine Binsenwahrheit gelten, daß die bisherige »Weltkategorisierung« und die Sprachkategorisierung sich reziprok, aufeinander bezogen, entwickelt haben. Aber die Kategorien unserer Welt bleiben offen, und also auch diejenigen der Sprache, besonders die reinen Lexeme. Zu jeder Zeit werden neue »Weltkategorien« erschlossen, werden neue Worte, oder neue Wortbedeutungen, benötigt. In gewissem Sinne kann man wohl sagen, daß die Sprache unsere eigentliche Welt sei, aber das Diktum muß zu jeder Zeit als nicht ganz wahr gelten. Die Welt ist größer als die Sprache. Die Konsequenz muß bleiben, daß die totale lexikalische Subkategorisierung zu

keinem Zeitpunkt möglich ist. Die progressive Welterschließung kann, zugestanden, nicht in einem sprachlichen Vakuum vorgehen, kann nicht ohne die Sprache kommuniziert werden, aber letzten Endes ist es die Sprache, die der Entwicklung Rechnung tragen muß, nicht, oder zumindest nicht in gleichem Grade, umgekehrt. Das heißt wiederum, daß jede Sprache zu jeder Zeit ein sich entwickelndes System ist, ein System mit mehr oder weniger offenen Kategorien, ein nie abgeschlossenes Kommunikationssystem. Aber die sprachlichen Kategorien sind nicht gleich offen. Am offensten sind diejenigen, die nicht zum eigentlichen grammatischen Formalsystem der Sprache gehören, also z. B. Wortklassen wie Substantiva und Adjektiva einerseits, gegenüber etwa Pronomina und Präpositionen andererseits. Zum Formalsystem gehören selbstredend die grammatischen Relationen, wie z. B. Kasusreaktion, Kongruenz, notwendige Wortstellung, Tempusbildung.

In der bisher m. E. brauchbarsten Einführung in die generative Transformationsgrammatik, von Bechert et al., lesen wir: »Die Grundlagen für die Konstruktion einer generativen Grammatik sind die an Hand von Beobachtungsdaten gemachten Generalisierungen, die nun als Anweisungen für den ›Satzgenerator‹ uminterpretiert werden müssen.«² Ich glaube, ein jeder Grammatiker würde zustimmen, ob das Adjektiv *generativ* vor *Grammatik* steht oder nicht. Die große Frage ist eigentlich, was unter »Beobachtungsdaten« zu verstehen sei. Diese Frage ist besonders wichtig in einer Zeit, in der die Theorie, die zu einem hohen Grade die Beobachtungsdaten zu beeinflussen scheint, in einer ständigen Entwicklung begriffen ist. Manchmal scheint es, als ob die Generativgrammatik dem berühmten Diktum Bloomfields widerspricht: »The task of linguistics is to describe what people say, not what they ought to say.« Um nur ein Beispiel zu nehmen, mit bezug auf die oben genannte »Einführung«: Ich persönlich würde den Sternchensatz *Hans stiehlt*³ nicht für ungrammatisch halten. Auch möchte ich meinen, diesen Satz würde man viel häufiger antreffen als den angeblich grammatisch richtigen Satz *Hans stiehlt irgend etwas*⁴. Das Verbum *stehlen* kommt ja häufig ohne Objekt vor, in Sätzen wie z. B.: *Hans stiehlt wie ein Rabe; Jetzt stiehlt er auch noch; Hans lügt, stiehlt, raubt, betrügt*

¹ Bechert, J., Clément, Danièle, Thümmel, W., Wagner, K. H., Einführung in die generative Transformationsgrammatik, München 1970, S. 39.

² Bechert et al., S. 120.

⁴ Bechert et al., S. 120.

und mordet; Ein Dieb ist einer, der stiehlt; »Er ... trug ein Schieß-eisen, er stank, er stahl«⁵.

Noch heute muß die Aufgabe der Grammatik sein, (1) die rein materiellen Beobachtungen zu beschreiben und zu katalogisieren, soweit wie möglich ohne theoretische Interferenz, und (2) diese Beobachtungen zu generalisieren. Erst hier sollte die Theorie mit ins Spiel kommen. Das heißt, auch Sätze wie *Hans stiehlt* müssen irgendwie ins Regelsystem integriert werden.

Wir brauchen, zugestanden, viel weitergehende Subkategorisierung in der Syntax als bisher, aber grammatisch relevante Subkategorisierung, z. B. so, wie sie in der hervorragenden Arbeit von Ulrich Engel: »Regeln zur Wortstellung«⁶ vorgenommen wird. Daß auch Engels Subkategorien zum Teil weiter subkategorisiert werden müßten, werde ich in einer Weile zeigen. Aber wir sollten den bisher – wenigstens implizit – in der Theorie bestehenden Unterschied zwischen semantischen und syntaktischen Merkmalen nicht aufgeben. Eine Erweiterung des Wortschatzes ist also nicht pauschal einer Erweiterung der Syntax gleichzusetzen. Eine Aussage wie *Ich habe das halbe Brathähnchen krähen gehört* ist wohl nicht wahr, aber sie ist nicht eine grammatisch regelwidrige Aussage, und der Märchenerzähler, der die sieben Raben ihre Schwester *bewirten* oder die Auerhenne den Auerhahn *bewundern* läßt, dürfte sich nicht der Generierung ungrammatischer Sätze schuldig gemacht haben.⁷ Das hieße die Grenzen der Grammatikalität zu eng ziehen. Wir müssen, mit anderen Worten, vorsichtig sein in der Verwendung des exkludierenden Sternchens.

Meiner Meinung nach besteht kein fundamentaler Unterschied zwischen den verschiedenen grammatischen Regeln, die uns heute in der Praxis unterbreitet werden. Jede Regel kann grundsätzlich verifiziert oder falsifiziert werden, ob sie »formalisiert« ist oder verbal formuliert. Hauptsache ist, daß die Regel logisch befriedigend strukturiert ist, und hier muß man zugeben, daß die sogenannte traditionelle Grammatik manchmal Regeln formuliert hat, die einer sinnvollen Nachprüfung nicht zugänglich sind. Ich will jetzt einige wenige Regeln vom Gesichtspunkt der Nachprüfbarkeit und der Verbesserungsmöglichkeit

⁵ Allingham, M., Mädchen, Nerz und Detektive, übers. v. Anne Uhde, Bern und München 1971, S. 6.

⁶ Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, herausgegeben von U. Engel, Band 5, Mannheim 1970.

⁷ Ich sehe also den angeblich ungrammatischen Satz »Der Rabe bewirtet das Mädchen« (Bechert et al., S. 79) als durchaus sprachlich an.

aus betrachten. Hier denke ich nicht an offensichtlich unzulängliche Regeln wie die folgende, von Koefoed formulierte: »... a rule of normative stylistics for German does not allow of more than two adverbial elements in a sentence.«⁸ Es ist dies eine ausgesprochene Performanzregel, deren Gültigkeit fast jede Seite deutscher Literatur negieren dürfte. Wenn derselbe Verfasser findet, daß alle Permutationen von den Satzgliedern eines gegebenen deutschen Aussagesatzes möglich seien, solange nur das finite Verb an zweiter Stelle stehe⁹, so darf man auch einfach sagen, die Regel hat keine Basis, sei es in der Kompetenz, sei es in der Performanz, soweit man an einer Distinktion zwischen Kompetenz und Performanz festzuhalten wählt. Aber es ist eine logisch klare Regel, wie so viele falsche Regeln, und sie ist leicht zu falsifizieren. Sie besagt z. B., daß der folgende Satz in mehr als dreieinhalb Millionen möglichen, d. h. sprachrichtigen, Varianten oder Permutationen vorkommen könnte: »Vor wenigen Jahren wurde zu Wien ein unrein verwegen Venuskind vom Teufel bei nächtlicher Weil aus seinem Schlafbett zum Fenster hinaus in freie Luft bis in eines fürnehmen Herrn Stallung geführt.«¹⁰ Eine Umkehrung des Satzes ergibt, um nur eine der dreieinhalb Millionen Permutationen zu wählen, folgende Sequenz: »Geführt wurde bis in eines fürnehmen Herrn Stallung in freie Luft zum Fenster hinaus aus seinem Schlafbett bei nächtlicher Weil vom Teufel ein unrein verwegen Venuskind zu Wien vor wenigen Jahren.« Noch »unmöglichere« Sequenzen wären natürlich leicht zu konstruieren.

Dagegen wirft die folgende von Kufner, Jørgensen und anderen formulierte Exklusionsregel ein wirkliches Problem auf. Diese logisch klare Regel besagt, daß das Negationswort *nicht* nicht als Vorfeld im Aussagesatz stehen könne.¹¹ Und doch scheint diese Regel nicht ausschließlich zu gelten. Man vergleiche Sätze wie: »Nicht soll uns hier beschäftigen der Unterschied zwischen prohibitiver ... und konstatierender ... Negation«¹²; »Nicht will ich mich lang mit den Komplimenten auf-

⁸ Koefoed, H. A., *Structure and Usage as Applied to Word-Order*, Bergen und Oslo 1967, S. 35. Der Verfasser sagt nicht, wo er die angebliche Regel gefunden hat. Vielleicht beruht sie auf einem Mißverständnis.

⁹ Koefoed, S. 35.

¹⁰ Vom Altertum zum Mittelalter, herausgegeben von G. Neckel, Darmstadt 1964, S. 135.

¹¹ Kufner, H., *The Grammatical Structures of English and German*, Chicago 1963, S. 11; Jørgensen, P., *Tysk Grammatik*, III, Kopenhagen 1964, S. 161.

¹² Seiler, H., *Negation, den Begriff des Prädikats betonend*, *Studia Linguistica* 6 (1952), S. 79.

halten, die ...¹³; »Nicht kann maßgebend sein für die Erkenntnis höfischer Gefüge die Art, wie ...¹⁴; »Nicht aber darf die Stellung des Verbs als drittes Satzglied ... mit der Schlußstellung zusammenge-
worfen werden«¹⁵. Statt Dutzende von weiteren Beispielen vorzu-
lesen, will ich nur kurz anführen, daß wir es hier mit einer statistisch
sehr starken (powerful) Regel zu tun haben, die aber strukturell und
wohl auch stilschichtmäßig zum Teil beschreibbare Ausnahmeregeln in-
kludiert. Und hier sind wir bei einem wichtigen Punkt angelangt, dem
ich hier leider zu wenig Zeit widmen kann. Es geht um die statistische
Komponente syntaktischer Regeln, deren Validität von vielen moder-
nen Sprachforschern kategorisch geleugnet wird, und es geht um den –
ich möchte fast sagen: logischen – Begriff »Ausnahme« oder »Aus-
nahmsregel«. Ich glaube, wir müssen irgendwie der Tatsache Rechnung
tragen, daß wohl die meisten traditionell als syntaktisch angesehenen
Regeln statistische Regeln sind, das heißt Regeln von unterschiedlicher
Validität. Man vergleiche zum Beispiel die Modusregeln im Deutschen.
Exklusionsregeln sowie uneingeschränkte fakultative Regeln kommen
hier zu kurz.

Die Kufner-Jørgensen-Regel darf, um deskriptiv adäquat zu sein, nicht
einfach mit Hinweis auf Fakultativität reformuliert werden. Ob eine
Regel fakultativ ist oder – nach dem Wortgebrauch der traditionellen
Grammatik – »beliebig«, ist am Ende eine Frage der Statistik. Wenn
wir eine sehr starke statistische Regel, z. B. eine Regel mit neunzigpro-
zentiger Geltung, und eine sehr schwache Regel »beliebig« nennen, ge-
raten wir in die Gefahr, bemerkenswerte grammatische Regularitäten
zu verschleiern, statt sie aufzudecken. Ein Beispiel wird vielleicht diese
Aussage illustrieren helfen. Das Beispiel ist wohl allen Teilnehmern
dieses Symposions bekannt. Man findet es in Marvin Folsoms Abhand-
lung »Zwei Arten von erweiterbaren Richtungsergänzungen«¹⁶ sowie
in Engels »Regeln zur Wortstellung«. Beide Forscher generieren ihre
Aussagen vorwiegend auf intuitiver Basis, und ich wähle hier nur die
Aussagen über gereimte Zielangaben vom Typ *Er ging zur Mutter in
die Küche* oder *Er ging in die Küche zur Mutter*. Engels Regel lautet:

¹³ Mann, G., in: Die Zeit, Nr. 48, 1969, S. 11.

¹⁴ Trier, J., Deutsche Bedeutungsforschung, in Germ. Philol., Festschr. für O. Behaghel,
Heidelberg 1934, S. 188.

¹⁵ Maurer, F., Untersuchungen über die deutsche Verbstellung, Heidelberg 1926,
S. 183.

¹⁶ In: Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache, 4, Mannheim 1970,
S. 31–44.

»Schließlich können nebeneinander das sachliche und das persönliche Ziel einer Bewegung angegeben werden. Dann scheint die Reihenfolge der Ergänzungen beliebig zu sein.«¹⁷ Folsoms Regel besagt, wenn ich sie richtig verstehe, daß die Folge *zur Mutter in die Küche* die häufigere sei, »... aber die andere ist möglich, besonders wenn Pronomina vorhanden sind«¹⁸. Jedenfalls ist Engels Regel eindeutig und, um es sofort zu sagen, auch richtig. Die Frage ist, ob wir sie präziser machen können oder wollen. Für mich als Norweger ist es auch ein kontrastiv-grammatisches Problem. Im Norwegischen heißt es, und zwar ohne Umkehrungsmöglichkeit: *Han gikk inn i kjøkkenet til mora* »Er ging in die Küche zur Mutter«, und *Han kom inn i kjøkkenet til meg* »Er kam in die Küche zu mir«. Wenn die Reihenfolge im Deutschen tatsächlich ganz beliebig ist¹⁹, dann kann die deutsch-norwegische Kontrastivregel so formuliert werden: »Übersetze die norwegischen kumulierten Richtungsbestimmungen wortwörtlich und reihenmäßig ins Deutsche«. Dann kämen nur Sätze wie die folgenden in Frage: *Er ging in die Küche zur Mutter, er kam in die Küche zu mir, er kroch ins Bett zu ihr, er setzte das Glas auf den Tisch vor sie, er ging ins Büro zu ihm, er kam nach Amerika zu ihnen* usw. Da es sehr schwierig scheint, eine semantische Distinktion zwischen Sätzen wie *er ging zur Mutter in die Küche* und *er ging in die Küche zur Mutter* festzustellen²⁰, ist es eine rein statistische Frage, wie die präzisierte Regel zu formulieren sei. Auf der Basis eigener Forschung kann ich ganz kurz berichten: Aus mehr als 150 modernen deutschen Prosawerken²¹ habe ich sämtliche Sätze von den folgenden Typen auf Karten ausgeschrieben²²: MK (*er ging zur Mutter in die Küche*), pMK (*er ging zu ihr in die Küche*), KM

¹⁷ Engel, S. 57.

¹⁸ Folsom, S. 33.

¹⁹ Nach Folsoms Regel sollte die Sequenz »in die Küche zu ihr«, wegen des Pronomens »ihr«, relativ häufiger vorkommen als »zu ihr in die Küche«.

²⁰ Ein Bedeutungsunterschied ist zwar von einigen Gewährspersonen vage angedeutet worden, aber auf der Basis meines Materials muß eine semantische Verschiedenheit doch ernsthaft bezweifelt werden, obwohl die theoretische Möglichkeit klar auf der Hand liegt.

²¹ Auf die Liste dieser Werke muß hier der Raumerparnis wegen verzichtet werden. Das vollständige Material ist zu jeder Zeit zu besehen in der Kartei des Deutschen Instituts, Universität Bergen.

²² M = substantivistisches menschliches Ziel (z. B. »zur Mutter«); pM = pronominales menschliches Ziel (»zu ihr«); K = substantivisches räumliches Ziel (»in die Küche, auf den Tisch«). Die Proformen für K sind wegen bedeutender analytischer Schwierigkeiten nicht im Material mit einbezogen. Ein Satz wie z. B. »er ging hinauf zum König« (für etwa »auf das Schloß zum König«) kommt also im eingesammelten

M \ K										
	zu	in	neben	nach	vor	auf	an	unter	hinter	
zu		195		61	1	61	38	4	2	362
in										
neben	1	14			1	59	6		1	82
nach										
vor		1				38				39
auf			1							1
an		3		2						5
unter	1									1
hinter						3				3
	2	213	1	63	2	161	44	4	3	493

Tabelle 1 (Stand 1970)

(*er ging in die Küche zur Mutter*) und KpM (*er ging in die Küche zu ihr*).

Die beiden untenstehenden Tabellen zeigen die Häufigkeiten der verschiedenen typologisierten Zielangabe-Sequenzen, wie sie im Material vorzufinden waren. Zum Beispiel kann man aus Tabelle 1 herauslesen, daß *vor* + M + *auf* + K (e. g. *vor den Mann/ihn auf den Tisch*) 38mal vorkommt im eingesammelten Material, und aus Tabelle 2 kann man ersehen, daß die umgekehrte Reihenfolge: *auf* + K + *vor* + M (*auf den Tisch vor den Mann*) nicht im Material vorkommt.²³

Material nicht vor. In den untersuchten Prosatexten gibt es kein einziges K-Beispiel, das der Pronominalisierung $M \rightarrow \leftarrow pM$ entspräche, d. h. vom Typ »er kam zu mir in sie« für »zu mir in die Küche«.

²³ In den beiden Tabellen steht M sowohl für M als für pM, vgl. Fn. 22.

K \ M										
	zu	in	neben	nach	vor	auf	an	unter	hinter	
zu	2									2
in	42		2							44
neben										
nach	24									24
vor	1									1
auf	6		1					1		8
an	4		1							5
unter										
hinter										
	79		4					1		84

Tabelle 2 (Stand 1970)

Aus den beiden Tabellen geht eindeutig hervor, daß Sequenztyp MK der weitaus häufigere ist (85% des Gesamtmaterials), während Typ KM relativ viel seltener auftritt (15%). Schon dieses numerische Resultat, das m. E. eine sehr starke (powerful) syntaktische Regel offenbart²⁴, dürfte diese Präzisierung von Engels Regel erlauben: Die Normalfolge ist MK, aber KM kommt vor. Diese Regularitätsregel ist zu stark, um unbeachtet zu bleiben. Aber noch interessanter scheint mir das Ergebnis einer numerisch-vergleichenden Untersuchung der Sequenztypen pMK und KpM. Hier kommt eine noch stärkere Regel zum Vorschein: Typ pMK (*zu ihr in die Küche*) kommt in 98% des pMK/

²⁴ Diese statistische Regel ist z. B. wesentlich »stärker« als die landläufigen Regeln zum Gebrauch des Konjunktivs in der sogenannten indirekten Rede im Deutschen.

KpM-Materials vor, während Typ KpM (*in die Küche zu ihr*) also nur vereinzelt vorkommt (2%). Die daraus resultierende generelle syntaktische Regel wäre demnach wie folgt zu formulieren: Normalfolge MK, besonders wenn M ein Pronomen ist. Diese Regel, deren Gültigkeit kaum in Frage gestellt werden darf, scheint Folsoms Regel zu falsifizieren. – Auf andere Frequenzregeln, die mein Material bietet, kann hier nicht eingegangen werden. Sie werden in einer anderen Arbeit zur Diskussion kommen.

Die Sprache entwickelt sich ständig, zum Teil durch falsche Analogie, was dazu führt, daß eine gegebene Sprache zu keinem Zeitpunkt als vollständig grammatikalisiert anzusehen ist. Deswegen ist es sehr schwierig, scharfe syntaktische Regeln zu formulieren, die der Sprache nicht Gewalt antun. Man vergleiche die alte Regel über *brauchen*, die wohl nie exklusive Geltung gehabt hat außerhalb des Schulzimmers: »Wer *brauchen* ohne *zu* gebraucht, braucht *brauchen* überhaupt nicht zu gebrauchen.«

Es wird oft gesagt, daß eine syntaktische Regel nur eine Hypothese sei, die falsifiziert werden könne. Das stimmt zwar, aber dieser logische Status einer Regel sollte nicht dazu verführen, Hypothesen aufzustellen ohne expliziten Hinweis auf die materielle Grundlage der Regel. Die eigene Intuition, auch öfters die Befragung von Gewährspersonen, reicht nicht aus, was viele Syntaktiker beobachtet haben. Noch gilt Reckendorfs Warnung uneingeschränkt:

Die Beschaffung eines Arbeitsstoffes ist allerdings in der Laut- und Formenlehre nicht so unbequem wie in der Syntax. Wollen wir sprachliches Material für eine Syntax haben, können wir uns zunächst an die Angaben der Eingeborenen halten, die aus dem Vollen schöpfen . . . Ferner ist auf ihre Ehrlichkeit nicht Verlaß; ich wüßte aus meinem speziellen Arbeitsgebiet Fälle anzugeben, wo die einheimischen Grammatiker in ihren Angaben geschwindelt haben und ihre Belege gefälscht haben. Wer syntaktisch arbeiten will, muß sich selbst sein Beleg- und Beweismaterial durch Beobachtung der Sprachen verschaffen.²⁵

²⁵ Reckendorf, H., Über syntaktische Forschung, München 1899, S. 5; vgl. Baumgärtner, K., Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig, Berlin 1959, S. 13: »Im Belegmaterial der Arbeit stehen die Hörbelege von mehr als zwei Jahren neben sicher entschiedenen Belegen aus dem eigenen Sprachgebrauch des Bearbeiters . . . Anders als bei der Aufnahme des Lautstandes liefe der Bearbeiter [der Syntax] stets Gefahr, den Gewährspersonen die Antworten nach eigener Vorstellung aufzuzwingen.« Baumgärtners Skepsis, auch der eigenen Intuition gegenüber, müßte Nachfolge finden. Wie leicht selbst anerkannte Wissenschaftler irren können, zeigt folgendes Beispiel: In einer Abhandlung, »Endungszusammenfall (Suffixsynkretismus) in diachroner und synchroner Sicht«, Sprache der Gegenwart, Düsseldorf 1969, schreibt der ehemalige

Da jeder Beispielsatz, dem ein falsches Sternchen beigelegt ist, notwendig auf eine falsche Regel hindeutet, sind gerade die Sternchen-Sätze in der modischen Grammatik von erheblichem Interesse. Allzu viele Sätze werden, wie es scheint, voreilig und unüberlegt mit einem Sternchen versehen. Hier kann ich nur ein paar Beispiele aus einer großen Anzahl anführen.

In McKays Abhandlung »Some generative rules for German time adverbials«²⁶, deren Beispiele von einer *native* Gewährsperson nachgeprüft worden seien, liest man, daß Sätze wie *Im Jahre, als ich in Heidelberg studierte, fing es an*²⁷ und *Im Augenblick, als er eintrat . . .*²⁸ ungrammatisch wären. Diese etwas erstaunliche Feststellung scheinen folgende Sätze aus moderner Literatur klar zu widerlegen: »Erst in dem Augenblick, als er mich fragte . . .«²⁹, » . . . in dem Augenblick, als er jenen Preis erringen wollte . . .«³⁰ »In dem Augenblick, als der Unteroffizier sich aufrichtete . . .«³¹ und » . . . im Augenblick, als die hallenden Lautsprecher die . . . Landung . . . meldeten . . .«³²

Ein weiteres Beispiel, das doch vielleicht etwas schwieriger zu beurteilen ist, findet man in Bierwisch, »Grammatik des deutschen Verbs«³³: auf Seite 113 liest man, daß ein Satz wie . . . *weil wir ihn die Partie haben singen gehört* ungrammatisch sei (im Buch mit Sternchen versehen). Richtig wäre: . . . *haben singen hören*. Hier darf man fragen: Wie weiß Bierwisch, daß der erste Satz ungrammatisch ist? Wie beweist er seine Regel? Meine Gewährspersonen wollen seiner Aussage

Leiter des Bayerischen Wörterbuches I. Reiffenstein, der selbst bairisch spricht und viele Gewährspersonen zur Verfügung hatte, daß (1) die Irrealis-Endung »-et« im Bairischen nicht verwendet werden könne bei den Verben »sein«, »haben« und »werden« (S. 172), und weiter (2): »Den festesten Platz haben die »-et«-Verbaladjektiva im Mittelbairischen zweifellos in der verbalen Fügung mit »werden« (S. 178). Da die zwei Behauptungen meinen eigenen Beobachtungen klar zuwiderlaufen, habe ich den Verfasser brieflich gefragt, wie es sich mit seinen Feststellungen verhalte. Seine freundliche Antwort (Brief vom 23. III. 1971) lautet: »Selbstverständlich sind -et-Formen von »werden« möglich . . . auch »waret, hättet« [Irrealisformen von »sein« und »haben«] sind nicht unmöglich . . .« und zu (2): »Material für statistische Häufigkeitsangaben steht mir freilich nicht zur Verfügung.« Ich bin Professor Reiffenstein sehr dankbar für diese Erklärung.

²⁶ Language 44 (1968), S. 25–50.

²⁷ McKay, S. 33.

²⁸ McKay, S. 38.

²⁹ Böll, H., Ansichten eines Clowns, München 1967, S. 60.

³⁰ Nolte, E., Die faschistischen Bewegungen, München 1966, S. 186.

³¹ Lange, H., Das Lied des Pirols, München 1946, S. 68.

³² Frisch, M. Stiller, Frankfurt/M. 1964, S. 206.

³³ Studia Grammatica II, Berlin 1963.

nicht beistimmen, und ein Satz wie der folgende Hauptmann-Satz zeigt, daß solche »ungrammatischen« Sätze doch vorkommen: »... daß es wahrscheinlich die Frau eines Glasblasers sei, die ich nachts hatte singen gehört...«³⁴. Meine wenigen bisherigen Beispiele aus modernen deutschen Prosawerken deuten darauf hin, daß Sätze, die Bierwischs Regel befolgen, etwas seltener anzutreffen sind als Sätze, die ungrammatisch sein sollen. Aber beide Satztypen sind in der Prosaliteratur überhaupt sehr selten. Ich könnte Dutzende von Büchern anführen, in denen weder der nach Bierwisch richtige Satztyp noch der in Hauptmann und anderen gefundene ungrammatische auftritt. Vielleicht ist es hier wissenschaftlich vorzuziehen, beide Satztypen als gleich richtig anzuführen. Hier muß die Tatsache erwähnt werden, daß eine Unmöglichkeitsregel eigentlich nie endgültig bewiesen werden kann. Das Problem ist: wieviel Gegenbeispiele sind notwendig, um eine Unmöglichkeitsregel zu falsifizieren? Es gibt wohl keine befriedigende Antwort. Vielleicht wäre vorzuziehen zuzugeben, daß es syntaktische Gebiete gibt, wo gesicherte, ausnahmsfreie Regeln überhaupt nicht möglich sind. Eine solche Stellungnahme würde der Sprachentwicklung durch falsche Analogie u. dgl. Rechnung tragen.

Mein nächstes Beispiel scheint vorwiegend theoriebezogen zu sein. Die Frage ist: Was darf als grammatisch richtig angesehen werden und was nicht, und die Antwort wird aus der jetzigen generativistischen Theorie deriviert. Motsch findet die Nominalkonstruktion *Der Mann gestern* anscheinend einwandfrei, als deriviert von dem Satz *Der Mann, der gestern kam*.³⁵ Aber seine Kollegin Renate Steinitz ist anderer Meinung: »Eine Reduktion des Relativsatzes von (218) *Der Mann, der gestern kam* zu (219) **Der Mann gestern*, wie sie Motsch erlaubt, ergibt eine grammatisch abweichende Konstruktion, wenn sie auch umgangssprachlich üblich ist... [denn] es sind beliebig viele Möglichkeiten der Rekonstruktion des eliminierten Teilsatzes denkbar.«³⁶ Hier sind wir bei einer Crux der generativen Grammatik angelangt. Es ist wohl klar, daß Renate Steinitz recht hat. Die Nominalphrase *der Mann gestern* braucht überhaupt nicht auf *der Mann, der gestern kam* zurückzugehen. Z. B. ein Satz wie *der Mann, der uns gestern aufgesucht*

³⁴ Zitat aus einem Romanfragment G. Hauptmanns, Jahresring 62/63, Stuttgart 1962, S. 14. Vgl. aus der jüngsten Literatur: »... obwohl er sie nie zuvor hatte rauchen gesehen.« Habe, H., Off Limits, Bergisch Gladbach 1969, S. 120 (Erstausg. München 1955).

³⁵ Syntax des deutschen Adjektivs, Studia Grammatica III, Berlin 1964, S. 115.

³⁶ Adverbial- Syntax, Studia Grammatica X, Berlin 1969, S. 116.

hat ... oder der Mann, den wir gestern kennengelernt haben ... ist ebenso gut denkbar als unmittelbarer Ausgangssatz (deep structure). Dieses Beispiel zeigt einwandfrei, daß eine gegebene Oberflächenstruktur nicht auf eine explizit bestimmbare Tiefenstruktur zurückzugehen braucht, wie es die Generativ-Grammatik von heute zu postulieren scheint.³⁷ Man darf in diesem Zusammenhang auch darauf hinweisen, daß Engel in seinen »Regeln zur Wortstellung« S. 113 und 114 Nominalkonstruktionen wie *diese Aufregung gestern* und *die Aufhetzung der Massen damals* zu akzeptieren scheint, und er will ja vor allem die »Sprache der Gebildeten« (S. 2) beschreiben. Ich möchte hierzu aus meiner Materialsammlung nur die folgenden einschlägigen Beispiele anführen: »Trotzdem hatte Jan für seinen Bruder ein böses Gewissen wegen der sonderbaren Seesäcke gestern ...« (die die Schmuggler vom Schiff zur Barkasse genommen hatten, und deren Jan [und die Leser] sich erinnern)³⁸; »Bei Gütlchs letzten Sommer drei Ferkel wollten mit'n Mal nicht mehr fressen ...«³⁹; »Ihre Freunde neulich waren etwas enttäuscht«⁴⁰. Man braucht wohl keine weiteren Beispiele anzuführen. Es scheint klar zu sein, daß viele von den Generativisten als ungrammatisch angesehene Sätze doch häufig genug vorkommen. Ihre Regeln sind also doch nicht als empirisch-sprachbezogen anzusehen, was m. E. als ein wesentlicher Nachteil der generativ-transformationellen Grammatik bewertet werden muß.

Vorläufig sollte man vielleicht nicht allzu schnell dem beistimmen, was die Vertreter der generativen Grammatik als ungrammatisch bezeichnen. Was normalerweise gesagt wird oder geschrieben, darf man nicht ohne weiteres als sprachwidrig ansehen, wenn es auch grammatisch-theoretisch schwer einzuordnen sein mag. Die Priorität muß bei dem zu beschreibenden empirischen Sachverhalt, nicht bei der deskriptiven Theorie bleiben. Hier wird also der Fehler eher in der grammatischen Theorie als in der deutschen Sprache zu suchen sein.

Wegen der großen, schier unüberschaubaren Vielfältigkeit einer natürlichen Sprache scheint es apriori unmöglich, syntaktische Regeln zu

³⁷ Vgl. z. B. H. Whitakers Rezension von J. Deese, *Psycholinguistics* [Boston 1970], in *Language* 46 (1970), S. 993: »[Deese's] account of deep structures also fails to point out clearly that an ambiguous sentence must be represented by as many deep structures as there are different meanings.« Daß Whitaker hier die Ansicht der generativ-transformationellen Schule vertritt, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

³⁸ Leip, J., *Jan Himp und die kleine Brise*, Hamburg 1951, S. 73.

³⁹ Scholz, H., *Am grünen Rand der Spree*, Frankf./M. und Hamburg o. J., S. 250.

⁴⁰ Frisch, S. 263.

formulieren, die ganz präzise sind, oder die die volle und exklusive Wahrheit sagen. Häufig kommt es in der generativ-transformationellen Fachliteratur vor, daß altbekannte Regeln in nichts verändert werden als in der graphischen Form und dazu – wegen des Präzisions- oder Exhaustivitätsanspruches – durch den Modernisierungsprozeß in gewisser Hinsicht verfälscht werden. Ein gutes Beispiel dafür finden wir in dem schönen Aufsatz einiger Frankfurter Linguisten: »Reflexion über Sprache«⁴¹. Sie wollen anhand eines Beispiels »... die transformationelle Arbeitsweise demonstrieren«⁴². Der Ausgangspunkt ist die unzureichende Behandlung des expletiven *es* in einer Schulgrammatik. Diese Behandlung wird vorerst einer scharfen Kritik unterzogen, denn, wie wir lesen, »von einer Regel muß man verlangen können, daß sie für sämtliche Fälle gilt, d. h. daß man ihr Exhaustivität bescheinigen kann... Ein Vorschlag zur Behandlung der *es*-Sätze, die sich an dieser Konzeption orientiert, stammt z. B. von Wolfdietrich Hartung. Er stellt folgende Regel... auf: Es kann jeder Aussagesatz in einen *es*-Satz überführt werden, dessen Subjekt kein Personalpronomen oder »man« ist.«⁴³ Die Formel sieht so aus:

X V Y → *Es* V X Y

Hierzu darf folgendes gesagt werden: (1) Hartungs Regel ist nicht neu. Man findet sie seit Jahren selbst in ausländischen Lehrbüchern, z. B. in Selmers »Tysk grammatikk«⁴⁴, wo sie wie folgt lautet: »Bei pers. Pron. und *man* kann *es* nicht [als vorläufiges Subjekt] verwendet werden.« Ich selbst habe vor 20 Jahren versucht, die Regel durch folgende Formulierung zu verbessern: »Main clauses can be introduced by *es* if subject is stressed.«⁴⁵ – (2) Die von Hartung übernommene Transformationsregel ist eine statistisch starke Regel, aber Ausnahmen gibt es viele. So sind folgende Sätze, die die Regel nicht erlaubt, als durchaus sprachrichtig anzusehen: *Ja, es war sie*⁴⁶, *es irrte auch er*, *es kamen auch sie* (mit betontem Pronomen). Und folgende Hauptsätze lassen sich durch Hartungs Formel kaum in akzeptierbare deutsche *es*-Sätze transformieren: *Vater war verschwunden*, *Liebe macht blind*, *Karl ist ein Künstler*, *Schwester Rose war entzückt*, *Zerstreut sah Hans ihnen zu*, *Leugnen war sinnlos geworden*, *Mein Schlafzimmer ist da drüben*.

⁴¹ In: LuD, 1970, S. 56–51.

⁴² Ebd. S. 63.

⁴³ Ebd. S. 64.

⁴⁴ Oslo 1934.

⁴⁵ Vortrag vor Wisconsin Linguisten, Herbst 1950.

⁴⁶ Sander, D., Satzbau und Wortfolge, Berlin 1883, S. 54.

Wichtig ist hier gar nicht die Tatsache, daß die begeisterten jungen Frankfurter Linguisten »Hartungs Regel« etwas übereilt als exhaustiv gültig akzeptiert haben. Das Scheitern der Regel wirft aber eine erste sprachwissenschaftliche Frage auf: Hat es überhaupt einen Sinn, alle syntaktischen Regeln, traditionelle wie moderne, die nicht exhaustiv gelten, deswegen zu verwerfen? Darf man wirklich von einer natürlichen Sprache regulierenden syntaktischen Regel verlangen, daß sie »für sämtliche Fälle« gilt? Unter einer solchen Forderung werden die modernen Grammatiker nicht leicht produktiv arbeiten können. Eine Syntax, die nur exhaustive Regeln enthält, wird wenige Seiten einnehmen, wenn die Basis der Beschreibung einer natürlichen Sprache sein soll. Vielleicht können und müssen die meisten zur Zeit zu lesenden syntaktischen Regeln weitgehend verbessert werden, aber die strenge Exhaustivitätsforderung kann letzten Endes forschungsretardierende Wirkung haben.

Es gibt fließende Grenzen zwischen der Syntax und der Stilistik, zwischen der Syntax und dem Bereich der sogenannten Redewendungen und zwischen der Syntax und dem Lexikon. Vor allem an diesen Grenzen vollzieht sich das, was wir Sprachveränderung nennen. Wir müssen damit rechnen, daß es sprachliche Teilbereiche gibt, die zu keiner Zeit im realen Sinne explizit und exhaustiv beschreibbar sind. Solche Teilbereiche sind wohl allen Deutschlehrern bekannt. Ein gutes altes, durch eine vor kurzem erschienene Abhandlung wieder aktualisierte Beispiel ist die Syntax des possessiven Dativs.

In Engels sehr aufschlußreichem Aufsatz »Satzbaupläne und Satzanalyse«⁴⁷ findet man eine Regel, die Sätze wie *Er klopfte mir auf die Schulter* generieren soll: »Zu einer Bezeichnung für einen menschlichen Körperteil oder ein besonders enges Zubehör einer menschlichen Person muß in bestimmten Fällen die Bezeichnung für diese Person im Dativ hinzugesetzt werden . . . Und immer kann, theoretisch wenigstens, der Dativ durch einen Possessivanzeiger ersetzt werden.«⁴⁸ Nun ist diese Aussage wohl eigentlich keine Regel, selbst im Sinne der traditionellen

⁴⁷ In: Zielsprache Deutsch, I, 1970, S. 104–122.

⁴⁸ Ebd., S. 108. Die Formulierung »Zubehör einer menschlichen Person« darf nicht stören, denn das hier vielleicht zu erwartende Adjektiv »persönlich« hat in Engels Terminologie eine etwas weitere Bedeutung, kann z. B. auch mit Bezug auf Tiere verwendet werden. So wird z. B. die Sequenz »zu den Mäusen« als persönliches Ziel bezeichnet (Regeln zur Wortstellung, S. 57). Die Auseinanderhaltung von den grammatischen Termini »menschlich« und »persönlich« wird sich sicher als fruchtbar erweisen, zumindest in der Direktionsyntax.

Syntax. Sie ist eher eine Erklärung des possessiven Dativs, nicht seines Gebrauches. Eine Regel müßte wohl die Reservation »in bestimmten Fällen« explizieren und auf die Fakultativität der »muß«-Aussage hinweisen. Eine streng sprachbezogene Regel müßte weiter die Bedeutungsbreite des Begriffs »menschliche Person« erwähnen, damit Sätze wie die folgenden nicht einfach als ungrammatisch verworfen werden, denn dazu kommen sie zu häufig vor: »... das Pferd, dem er die Haferkörner in die Krippe schüttete...«⁴⁹; »... jeder, der dem Staat in die Quere kommt...«⁵⁰; »Der Mann, der diesem Haus der letzte Herr war...«⁵¹; »Juristisch hätten wir der Sache... nie auf den Grund gehen können«⁵²; »Die Reifen sind ihm [dem Auto] geplatzt«⁵³; »... dem Chevy war durch die Explosion die Motorhaube weggeflogen«⁵⁴ Engels Regelpräzisierung auf »menschliche Person« ist aber, statistisch gesehen, als richtig anzusprechen. Seine Regel ist in jeder Hinsicht eine Regel mit gut über 80% Validität. Das gleiche gilt, jedenfalls nach meinen bisherigen sporadischen Zählungen, für den nach der Regel obligatorischen Kasusgebrauch in solchen Sätzen wie *er klopfte mir/mich auf die Schulter*. Die Schulterklopfen-Regel, wenn wir den engeren semantischen Bereich als Grundlage wählen, muß doch wohl Sätze wie diese generieren: *er klopfte mir die Schulter/auf die Schulter*; *er klopfte mich auf die Schulter*. Die meisten Prosaschreiber verwenden sicher den Dativ der Person fast ohne Ausnahme, während andere, z. B. C. F. Meyer, den Akkusativ bevorzugen.⁵⁵ Aber in vielen Prosawerken findet man beide Kasus nebeneinander ohne feststellbaren syntaktischen Grund. In Simmels Roman »Mich wundert, daß ich so fröhlich bin«⁵⁶ finden sich z. B. kurz nacheinander folgende Sätze: »Der Leutnant schlug ihm ins Gesicht« (S. 127), »[der Leutnant] schlug ihn ins Gesicht« (S. 127), »Der Leutnant schlug ihn wieder ins Gesicht« (S. 128) und »Mit der Rechten schlug er ihm ins Gesicht« (S. 130). Ich glaube, wir sind hier an der Grenze zwischen der Formalsyntax und dem Gebiet der Redewendungen. Hier gibt es in jeder Sprache Schwankungen, die in einer beschreibenden Syntax sehr schwer zu behandeln

⁴⁹ Wiechert, E., *Die Magd des Jürgen Daskocil*, Frankf./M. und Berlin 1969, S. 134.

⁵⁰ Hagelstange, R., *Spielball der Götter*, München 1967, S. 168.

⁵¹ Fussenegger, G., *Wie gleichst du dem Wasser*, München 1949, S. 9.

⁵² Quick Nr. 49, 1970, S. 92.

⁵³ Schaper, E., *Die sterbende Kirche*, Zürich 1948, S. 192.

⁵⁴ Cotton, J., *Wir jagten das Maskengesicht*, Bergisch Gladbach 1970, S. 27.

⁵⁵ In »Die Richterinnen« [Wien 1947] S. 8 und 16 findet man die Sätze: »Er klopfte ihn auf die runde Schulter« und »... und wieder klopfte er ihn auf die Schulter.«

⁵⁶ Leck 1962.

sind. Natürlich kann man explizite Regeln formulieren, die eine unendliche Anzahl Performanzsätze als ungrammatisch oder abweichend verwerfen. M. E. geschieht das in der bisherigen generativ-transformationellen Grammatik zu häufig. Aber auch eine Fakultativisierung der Regeln ohne (statistische) Validitätsangabe muß als wissenschaftlich unbefriedigend angesehen werden, besonders wenn eine bestimmte Variante numerisch klar bevorzugt wird.

In den Sozialwissenschaften muß die Statistik notwendigerweise eine wichtige Rolle spielen. Auch die empirische Sprachwissenschaft ist in vieler Hinsicht eine Sozialwissenschaft. Mir scheint es bei der Formulierung syntaktischer Regeln wichtig, der empirischen Tatsache Rechnung zu tragen, daß das Sprachgefühl (die generativistische »Intuition«) nicht gleichmäßig ist bei allen Angehörigen einer Sprachgemeinschaft. Das besagt wiederum, daß ich für eine im normalen Sinne empirisch-induktive wissenschaftliche Syntax plädiere. Bei einer entsprechenden Einstellung kann es nicht so leicht passieren, daß syntaktische Regeln aufgestellt werden, die den tatsächlichen Sprachgebrauch vernachlässigen, d. h. falsch beschreiben. Ich denke hier an Regeln wie die folgende aus Kufners Handbuch für amerikanische Deutschlehrer: »... verbs which have a direct object (an object in the accusative case) always form modification II with *haben* ... (Although a text for beginners need make no mention of it, recent developments in German tend to invalidate this statement. The feature as such is by no means new, but it is becoming more and more popular. Sentences like the following are no longer rare: *wir sind neue Wege gegangen*.)«⁵⁷ Diese Formulierung ist irreführend. Seit Jahrhunderten gibt es im Deutschen wohl kaum Sätze vom Typ *wir haben neue Wege gegangen*.⁵⁸ Schon vor fast 150 Jahren hat H. Bauer die noch heute richtige Regel folgendermaßen formuliert, mit bezug auf den Gebrauch von *sein*: »... durch Benennung des Orts, wo das Subjekt gewesen, oder wohin es gekommen ist, der Richtung, die es genommen hat, des Weges, den es zurückgelegt hat, der Länge dieses Weges, z. B. ... *wir sind die Landstraße, zehn Meilen geritten* ... «⁵⁹

Eine syntaktische Regel sollte m. E. nicht eine mehr oder weniger vor-eilig der geneigten Überprüfung hingeworfene »Hypothese« sein. Wir

⁵⁷ Kufner, S. 33.

⁵⁸ In der modernen deutschen Literatursprache habe ich kein einziges einschlägiges Beispiel gefunden.

⁵⁹ Bauer, H., Vollst. Grammatik d. dt. Sprache, III, Berlin 1830, S. 401.

dürfen uns unsere Arbeit nicht zu leicht machen. Die seit 15 Jahren vorherrschende Synonymisierung von *Regel* und *Hypothese* ist als wissenschaftlich verwerflich anzusehen, vor allem auf dem Gebiet der Syntax einer natürlichen Sprache. Syntaktische Forschung ist meines Wissens bis 1957 immer Fleißarbeit gewesen. Sie muß es wieder werden.

Zur Nominalphrase im Deutschen

von Ingeborg Zint

Die Motivation für dieses Referat liegt in dem leisen Unbehagen, das einen immer dann befällt, wenn man sich mit grammatischen Modellen und ihrer Anwendung bei der Sprachbeschreibung in der Praxis konfrontiert sieht.

Ich will auch gleich sagen, was ich nicht will: Die Diskussion um die bestgeeigneten Modelle soll nicht angereichert werden um ein weiteres Modell. Vielmehr sollen einige Beobachtungen vorgetragen werden, die sich bei dem Versuch eingestellt haben, ein ganz kleines, eng begrenztes Gebiet grammatischer Strukturen mit Hilfe augenblicklich zur Verfügung stehender Methoden zu beschreiben.

Der Nachdruck liegt dabei weniger auf der Demonstration des Apparates, der jeweils eingesetzt werden kann, als auf dem Nachweis dessen, was als ein Beschreibungsproblem angesehen werden kann. Mir scheint es sinnvoll, solche am Sprachmaterial gemachten Beobachtungen bei der Debatte um die Leistungsfähigkeit dieses oder jenes Grammatikmodells zu berücksichtigen.

Gegenstand sind die Nominalphrasen, die bei der Einbettung eines Nebensatzes in den übergeordneten Hauptsatz entstehen, noch eingeschränkter, genau diejenigen Nominalphrasen, die über die Verbvalenz erfaßt werden. Es handelt sich hier um einfache Präpositionalergänzungen, die beispielsweise zu einem *daß*-Satz ausgebaut werden können:

ich hoffe auf Hilfe → ... darauf, daß mir geholfen wird

oder:

ich freue mich über deinen Besuch → ... darüber, daß du mich besuchst

Wenn man die Ergänzung als verbgebunden betrachtet, kann man sagen, daß sowohl der Ausbauplan als auch die ihn vertretende Nomi-

nalphrase verbgesteuert sind. Verben, die hierbei in Frage kommen, sind:

glauben an + Akk.

sich wehren gegen + Akk.

leiden unter + Dat.

jmd. bewahren vor + Dat.

Als Beispiele mögen dienen:

er glaubt an seine Beförderung

er wehrt sich gegen seine Beförderung

er leidet unter seiner Beförderung

jemand bewahrt ihn vor einer Beförderung

Diese vier Verben *glauben an*, *sich wehren gegen*, *leiden unter* und *jemanden bewahren vor* haben als Ausbauplan einen *daß*-Satz. Man kann die oben genannten Sätze auch wiedergeben, indem man sagt:

er glaubt daran

er wehrt sich dagegen

er leidet darunter

jmd. bewahrt ihn davor

}, daß er befördert wird

oder, wenn man sie als noch nicht durch Konjunktionen verkettet beschreiben will:

er wird befördert,

daran glaubt er

dagegen wehrt er sich

darunter leidet er

jmd. bewahrt ihn davor

In der Nominalphrase *an seine Beförderung* liegt die Nominalisierung des Verbalteils aus dem eingebetteten Satz vor. In Grenzen kann ich die Struktur sowohl des einzubettenden Satzes als auch die der Nominalphrase nach der Einbettung variiert oder angereichert vorfinden. Beispiele wären:

er glaubt an seine baldige Beförderung

er glaubt an seine baldige Beförderung wegen besonderer Leistungen

er glaubt an die Beweiskraft seiner Argumente u. ä.

Auf diesbezügliche Möglichkeiten oder auch syntaktische oder lexematische Blockierungen soll hier nicht näher eingegangen werden. Folgendes ist aber festzuhalten: Der Satz *er wird befördert* ist bei der Einbettung durch die Nominalphrase völlig aufgefangen. Abzuleiten ist folgende Mechanik: Habe ich ein Satzgefüge mit dem Verb *glauben an* im übergeordneten Satz und einen durch *daß* eingeleiteten Nebensatz, so kann ich durch Nominalisierung des Verbalteils des Nebensatzes den

ganzen Nebensatz in der Form eines Akkusativobjektes in den Hauptsatz einbetten. Unter Nominalisierung werden hier Typen erfaßt wie:

Beförderung ← *befördert werden*

Einsamkeit ← *einsam sein*

Angstzustände ← *Angst haben*

Beweiskraft ← *beweisen*

sodaß also Sätze wie:

er leidet unter seiner Beförderung

er leidet unter Einsamkeit

er leidet unter Angstzuständen

gleich zu behandeln sind. In allen drei Fällen ist das Prädikat des Nebensatzes *befördert werden*, *einsam sein*, *Angst haben* in den Hauptsatz überführt.

Diese Umsetzprozedur sollte nun natürlich auch umgekehrt gelten, d. h. wenn die Mechanik so funktioniert wie beschrieben, dann sollte es auch möglich sein, allein von der vorgefundenen Nominalphrase auf den zugrundeliegenden Satz zu schließen. Und hier setzen jetzt die Schwierigkeiten ein. Bleiben wir bei den oben erwähnten Verben und betrachten folgende Beispiele:

er glaubt an	{	<i>Engel</i>
		<i>den Weihnachtsmann</i>
		<i>den Klapperstorch</i>
		<i>seinen Chef</i>
		<i>diese Pillen</i>
		<i>Chomsky</i>

Zu den Nomina *Engel*, *Klapperstorch*, *Weihnachtsmann*, *Chef* und *Chomsky* gibt es keine Verblexeme, und trotzdem glaubt man zu wissen, welche Sätze hier zugrundeliegen, nämlich:

<i>Engel gibt es</i>	= <i>Engel existieren</i>	}	<i>daran glaubt er</i>
<i>den Klst. gibt es</i>	= <i>der existiert</i>		
<i>den Weihnm. gibt es</i>	= <i>der existiert</i>		

aber:

sein Chef existiert/daran glaubt er

ist wohl nicht die erste Assoziation, die man hier hat. Es ist üblich, daß der Chef existiert, wenn man von ihm redet, und dann ist es banal, von seiner Existenz zu reden. Plausibler scheinen hier Möglichkeiten wie:

sein Chef hat etwas gesagt

hat etwas versprochen

sagt oder tut immer das richtige } *daran glaubt er*

Und das gleiche läßt sich bei den *Pillen* aufzeigen; üblicherweise streitet man nicht über die Existenz von *Pillen*, sodaß hier anzusetzen ist:

diese Pillen helfen/daran glaubt er

In gleicher Weise ist man überzeugt, daß es Chomsky gibt, sodaß dem Satz

er glaubt an Chomsky

eher ein

Chomsky locutus est

zugrundeliegt. Solche Beobachtungen lassen sich auch bei anderen Verben machen; hier sei z. B. noch *leiden unter* vorgeführt:

er leidet unter dem Föhn heute → ... *darunter, daß heute Föhn ist*

wir alle leiden unter der schlechten Luft → ... *darunter, daß die Luft schlecht ist*

aber:

er leidet unter seinem Lehrer → ... *darunter, daß der Lehrer ihn ungut behandelt*

→ ... *darunter, daß er ihn nicht so behandelt, wie er sich das vorgestellt hat*

d. h. wir finden hier einen weiteren Typ der Nominalphrase. Dieser eben eingeführte Typ

er glaubt an Chomsky

er glaubt an diese Pillen

er leidet unter seinem Lehrer

läßt sich mit Hilfe der Dependenzgrammatik nicht vollständig beschreiben. Aufgrund von Segmentierung und Aufbau liegen hier gleiche Konstituenten vor, nämlich die Ergänzung zum Verb, die offensichtlich nicht bedeutungsgleich sind. Ausgehend von der Verbvalenz, handelt es sich bei

glauben an den Weihnachtsmann

glauben an diese Pillen

glauben an die Beweiskraft eines Arguments

um oberflächenstrukturell Gleiches. Auf anderer Ebene liegt aber offensichtlich Unterschiedliches vor, nämlich a) die Form der Nominalisierung (*er glaubt an seine Beförderung*), b) Übernahme des Nomens – als Subjekt oder Objekt, sei hier einmal unberücksichtigt – bei gleich-

zeitiger Aussparung des Verbs aus dem vertretenen Satz (*er glaubt an den Weihnachtsmann*). Diese Unterschiede einer Tiefenstruktur mit Hilfe von Transformationen aufzufangen, ist im Modell nicht vorgesehen. Zu prüfen, inwieweit die »Translationen« Tesnières hier nützlich wären, ist nicht beabsichtigt. Wenn ich »Dependenz« sage, meine ich die Form der Dependenz, die von Engel vertreten wird – soweit mir bekannt. Hier jedenfalls scheint der Apparat der Dependenzgrammatik zur Beschreibung der beobachteten Phänomene nicht auszureichen, und es wird zu prüfen sein, ob man hier mit Mitteln beispielsweise der generativen Syntax weiterkommt.

Noch einmal zurück zum beobachteten Phänomen: Es gibt offenbar Nominalphrasen, in denen kein lexematischer Hinweis auf das Verb des Satzes, den sie vertreten, enthalten ist. Es konnte weiterhin beobachtet werden, daß die Verben, die beispielsweise bei der Erweiterung zum *daß*-Satz eingeführt werden, sich mindestens in zwei Gruppen einteilen lassen:

- 1) die Gruppe der *sein*- und *haben*- Verben
- 2) andere Verben

Die unter 2) fallenden Verben sind offensichtlich nicht eindeutig festzulegen, denn in dem Satz

er wehrt sich gegen seinen Lehrer

kann erweitert werden:

er wehrt sich dagegen, daß der Lehrer ihn schlecht behandelt

, wie/auf welche Art der Lehrer argumentiert

u. ä. Die Vagheit, die hier inbezug auf die Verbwahl vorliegt, kann mit Mitteln der generativen Syntax klar aufgezeigt werden. Versuche dieser Art, abhängige Sätze mit Hilfe der zugrundeliegenden tiefenstrukturellen Phänomene zu beschreiben, finden sich bei Hartung und Halliday. Angewendet auf das Phänomen der Nominalphrase, werden in diesen Arbeiten Möglichkeiten der Realisierung angegeben, d. h. eine Nominalphrase kann als mögliche Realisierung möglicher zugrundeliegender Sätze beschrieben werden z. B.:

an etwas glauben → *glauben daran, daß etwas existiert*

, daß ich etwas tue oder etwas

mit mir geschieht

, daß jemand etwas tut

wobei im letztgenannten Fall das Verb dann nicht lexematisch vorgegeben zu sein braucht – in den meisten Fällen auch nicht ist. Was hier nicht geleistet wird, ist folgendes: Es ist nicht möglich, zu einer be-

stimmten Nominalphrase den zugrundelegenden möglichen Satz eindeutig anzugeben.

Hier sei die Frage eingeschoben: kann man das vielleicht über Selektionsrestriktionen erreichen, d. h. findet man vielleicht Kriterien für die Notwendigkeit dieser Strukturen in den Strukturen selbst, d. h. wiederum, sind Elemente vorhanden, die das Vorhandensein anderer fordern oder blockieren? Liegt es z. B. an den Nomina *Gott*, *Engel*, und *Teufel*, daß hier primär Existenzverben im Vordergrund stehen, während bei den anderen Nomina *Chef*, *Pillen* und *Chomsky* offensichtlich andere Verben ins Spiel kommen.

Wäre das beobachtete Phänomen hinreichend beschrieben, wenn man im Sinne einer Identifikationsgrammatik Listen von Wörtern angibt, aus denen man Aufschluß über die Lexemverträglichkeit bekommen könnte?

Es wäre ja denkbar, eine Liste A zu haben, in der Nomina für Dinge stehen, deren Existenz nicht strittig ist wie *Lehrer*, *Chef*, *Pillen* usw. Elemente dieser Liste A sollen als kombinierbar gelten mit Elementen einer Liste A', die beliebige Verben enthält mit Ausnahme der von mir so genannten Existenzverben.

Denkbar ist es weiterhin, eine Liste B zu haben, in der Nomina für Dinge verzeichnet sind, über deren Existenz man sich üblicherweise streiten kann; um bei unseren Beispielen zu bleiben, also *Gott*, *Engel* und *Teufel* usw. Die Elemente dieser Liste B seien in ihrer Kombinationsmöglichkeit auf die Elemente einer Liste B' beschränkt, die nur Existenzverben enthalten darf.

Das wäre unter Umständen einleuchtend, wenn es nicht folgenden Sachverhalt gäbe: Man kann durchaus Kontexte konstruieren, in denen es plausibel ist, bei Sätzen wie

glaubst du an den Chef

glaubst du an Chomsky

ein Existenzverb im erweiterten Satz anzusetzen, etwa

glaubst du, daß Chomsky überhaupt existiert – bist du sicher, daß es sich da nicht vielleicht bloß um ein Pseudonym für ein ganzes Team von Wissenschaftlern handelt

oder

glaubst du an den Chef – glaubst du etwa an die Geschichte vom Chef, d. h. glaubst du, daß da überhaupt ein Chef als handelnde Person existiert, der man eine gerade zur Debatte stehende Anordnung unterstellen kann

Umgekehrt kann man auch beim Gebrauch der Nomina *Engel*, *Teufel*, *Klapperstorch* und *Weihnachtsmann* die Existenz voraussetzen, etwa bei dem Satz

glaubst du daran, daß der Weihnachtsmann die Ostereier bringt.

Eine natürliche Antwort darauf ist jedenfalls »nein, die bringt der Osterhase«, d. h. wenn man in diesen Sätzen andere als Existenzverben antrifft, wird die Existenz des Agens offensichtlich präsupponiert.

Und solche Präsuppositionen sind Phänomene, die nicht übergangen werden dürfen, wenn die Beschreibung nicht unvollständig bleiben soll.

In der generativen Semantik wird unter anderem die These vertreten, daß die Wahl der grammatischen Strukturen voraussagbar ist aufgrund mehrerer zugrundeliegender semantischer Faktoren. Und die Präsupposition gehört zu solchen semantischen Faktoren. Ich verweise hier nur auf den Aufsatz »Fact« von Kiparsky, wo syntaktisch-semantische Interrelationen im *daß*-Satz für das Englische beschrieben werden. Auf dem Hintergrund genau dieses Aufsatzes ist noch einmal zurückzukommen auf den Gebrauch von Listen. Im Zusammenhang mit den Kombinationsmöglichkeiten der Nomina *Klapperstorch*, *Weihnachtsmann* usw. mit Existenzverben war ihre Nützlichkeit in Abrede gestellt worden. Das gilt natürlich nur für derart starre Listen, in denen die Elemente ein für allemal fixiert sind und sozusagen auswendig gelernt werden müssen. Wenn man intensionale Listen einführt, d. h. wenn man sie als Regel formuliert, dann sind sie wieder sinnvoll, ja sogar notwendig. Eine Regel könnte lauten: »wenn man ein Element findet, das in die Liste A (*Weihnachtsmann*, *Klapperstorch*) paßt, dann kann es mit Verben der Liste A' (Existenzverben) verbunden werden«. Die Entscheidung, wann etwas als in diese Liste gehörig betrachtet wird, muß dann vorher gefällt werden. In manchen Fällen liegt es auf der Hand. Nehmen Sie das Beispiel:

glaubst du an den 30jährigen Krieg

glaubst du an ein vereintes Europa.

Der *30jährige Krieg* gehört wohl in eine Liste mit dem Merkmal »hier einsetzbare Verben stehen in der Vergangenheit«. Beim *vereinten Europa* wird unserem Wissenshintergrund gemäß Futur als Tempus erwartet. Anders bei

erzähl mal von deiner Reise

Hier ist nicht so ohne weiteres klar, welches Tempus eingesetzt werden muß, besser gesagt, es ist nicht von vornherein restringiert, welches

nur eingesetzt werden darf. Ob ich nun bei einem Satz, der durch die Nominalphrase *von deiner Reise* vertreten wird, Präterium oder Futur einsetze, hängt davon ab, in welche Liste ich *Reise* einordne, d. h. *Reise im vorigen Jahr* oder *geplante diesjährige Ferienreise*.

Ich möchte noch einmal kurz zusammenfassen: Es liegt ein bestimmter Typ Nominalphrase vor, für dessen Isolierung und Charakterisierung im Hinblick darauf, daß die angetroffene Nominalphrase einen Satz vertritt, der Apparat der Dependenzgrammatik zur Verfügung stand und ausreichte (*sich über den Besuch freuen*).

Es wurde die Beobachtung gemacht, daß ein wichtiges Faktum aber nicht als unterschiedlich erfaßt werden konnte, nämlich der Fall, in dem die Nominalphrase nur den Teil eines Satzes vertritt, nämlich das Nomen unter gleichzeitiger Aussparung des Prädikats (*an den Weihnachtsmann glauben, sich gegen den Lehrer wehren*). Bei der Umschau nach Mitteln, mit deren Hilfe auch diese Phänomene beschrieben werden können, bietet sich die generative Syntax an. Es gelingt hier, unterschiedliche Satzrealisierungen für eine einzige Nominalphrase aufzuzeigen.

Bei dem dann verbleibenden Problem der Entscheidbarkeit der Zuordnung unterschiedlicher Satzrealisierungen zu einer bestimmten Nominalphrase scheint die generative Semantik hilfreich zu sein.

Kurz gesagt, um sprachliche Phänomene dieser Art, mit gleicher Oberflächenstruktur, unterschiedlichen tiefenstrukturellen Entsprechungen, wobei zusätzlich noch so etwas beteiligt ist wie die Sprecherintention, adaequat zu beschreiben, reicht eins der Grammatikmodelle allein wohl nicht aus. Jedes hat Vorzüge hinsichtlich der Behandlung eines Teils der involvierten Probleme. Allein angewendet, scheint jedoch zu viel unaufgearbeiteter Rest zu verbleiben.

Ein ideales Grammatikmodell für die Beschreibung der Nominalphrase sollte also mindestens das leisten können, was in diesem speziellen Fall alle drei zusammen vermögen.

Als Ausblick sei noch darauf hingewiesen, daß die mit der Nominalphrase verknüpfte Problematik hier stark reduziert vorgeführt wurde. Der Apparat eines Grammatikmodells sollte z. B. durchaus auch folgende Fälle bewältigen können— ich nehme das Verb *aufpassen auf* und gebe die Sätze:

er paßt auf die Lottozahlen auf
er paßt auf den Wetterbericht auf
er paßt auf das Telephon auf

Ich behaupte mit aller Vorsicht, daß hier folgendes vorliegt:
*zu einem bestimmten Zeitpunkt werden die Lottozahlen durchge-
geben
diesen Zeitpunkt versäumt er nicht/will er nicht versäumen/darauf
paßt er auf*

Gleiches gilt für *Wetterbericht* und *Telephon*. Durch Konjunktionen
zusammengehängt, ergibt das:

*er paßt darauf auf, daß er den Zeitpunkt nicht versäumt, an dem
die Lottozahlen gesendet werden.*

Es wirkt so, als ob hier ein stufenweises Einhängen des letzten Satzes
als Nominalphrase in den vorletzten Satz und danach wiederum die
Einbettung dieses vorletzten Satzes als Nominalphrase in den ersten
möglich wäre, etwa so:

*er paßt darauf auf, daß er den Zeitpunkt der Durchgabe der
Lottozahlen nicht verpaßt.*

Zweites Einbettungsmanöver:

er paßt auf den Zeitpunkt der Durchgabe der Lottozahlen auf,

was dann schließlich umläuft als:

er paßt auf die Lottozahlen auf.

Vorausgesetzt, diese Interpretation ist akzeptabel, so erweitert sich der
Katolog dessen, was eine Nominalphrase alles vertreten kann. Sie
vertritt nicht nur einen Satz, oder den Teil eines Satzes, sondern sogar
zwei Sätze, wobei ein Teil des zweiten Satzes in der Nominalphrase
eine lexematische Entsprechung hat, während der dazwischen stehende
Satz völlig unter den Tisch fällt. Sie finden überhaupt kaum Möglich-
keiten, die Lexeme oder die lexematischen Entsprechungen dieser No-
minalphrasen aufzufächern in den abhängigen Sätzen (Bsp.: *Herr Zemb
glaubt an das finite Verb*).

Der Trick mit der Einführung von mehreren Sätzen ist natürlich nur
dann sinnvoll, wenn sich beispielsweise Voraussagen über das machen
ließen, was dort regelmäßig anzusetzen ist. Möglicherweise könnte
hier die Verbvalenz wieder dienlich sein. Nur angedeutet seien noch
solche Probleme wie

paß auf deine Füße auf

paß auf das Schlagloch auf,

wobei die beiden unterschiedlichen Oberflächenstrukturen auf einer
tieferliegenden Ebene die gleiche Entsprechung haben, nämlich:

paß auf, daß du nicht stolperst

Hier sind die beiden Oberflächenerscheinungen *Füße* und *Schlagloch*

nicht einmal über den Ansatz mehrerer Sätze hinweg zusammenzubringen. Oder man sagt *paß auf das Glas auf* und meint *paß auf, daß du keinen Fleck auf die frischgewaschene Tischdecke oder auf deinen Anzug machst*.

Nach allem, was ich hier am Beispiel der Nominalphrase aufgezeigt habe, müßte ich also – wenn ich einmal bei meinem Beispielinventar bleiben will – zum Schluß konsequenterweise sagen: Ich glaube nicht an die Dependenz, nicht an die generative Syntax und auch nicht an die generative Semantik, sondern allenfalls an ein Grammatikmodell, das die besten Eigenschaften aller dieser drei Typen vereinigt, so daß man die Forderung nach möglichst restloser Beschreibung etwas besser erfüllen kann als es bei der augenblicklichen Lage den Anschein hat.

Zum deutschen Valenzlexikon

von Helmut Schumacher

Inhalt:

1. Umfang und Bearbeitungsstufen des Projekts
2. Die syntaktischen Informationen
3. Syntaktische Probleme
4. Probleme der Semantik
5. Auswahl des Wortschatzes

1. Seit Anfang 1970 wird am Institut für deutsche Sprache an der Erstellung eines Valenzlexikons gearbeitet. Es handelt sich dabei um ein Lexikon, welches mehr als 6000 deutsche Verben erfassen wird und Informationen über ihre syntaktische Verwendung liefern soll.¹ Es handelt sich bei diesem Projekt um den Versuch einer Anwendung der Verbvalenzgrammatik.²

Es ist geplant, das Valenzlexikon in drei Bearbeitungsstufen vorzulegen. Auf der ersten Stufe entsteht ein »Kleines deutsches Valenzlexikon« von U. Engel und H. Schumacher, welches 433 der gebräuchlichsten Verben enthalten wird. Wir arbeiten bei diesem Projekt mit dem Volkshochschulverband zusammen und erstellen das Lexikon auf der Basis einer Mindestwortschatzsammlung, die vom VHS-Verband für das »Zertifikat Deutsch als Fremdsprache« entwickelt wurde.³

Die Wortliste umfaßt etwa 2000 Wörter, unter denen sich die 433 Verben des kleinen Valenzlexikons befinden. Die Verwendungsbeispiele enthalten ausschließlich Wortmaterial der VHS-Wortliste. Die Anwendung des kleinen Valenzlexikons soll zunächst im Rahmen des Deutschunterrichts für Ausländer an der Volkshochschule und am Goethe-Institut erfolgen. Dem Lehrer wird hiermit ein Hilfsmittel bereitgestellt, die Verwendungsmöglichkeit der behandelten Verben systema-

¹ Zur Konzeption des Valenzlexikons vgl. U. Engel, Bericht über das Forschungsunternehmen »Grundstrukturen der deutschen Sprache«, in: Sprache und Gesellschaft. Jahrbuch 1970 des IdS = Sprache der Gegenwart 13, S. 310 f.

² Zur theoretischen Grundlage vgl. U. Engel, Die deutschen Satzbaupläne, in: Wirkendes Wort 20, 1970, H. 6, S. 361-392.

³ H. Steger - M. Keil, Wortliste für das VHS-Zertifikat Deutsch als Fremdsprache, Frankfurt/M. 1971.

tisch einzuüben. Das kleine Valenzlexikon wird voraussichtlich zum Jahresende 1971 vorliegen.

Auf der darauffolgenden zweiten Stufe, die zunächst bis Ende 1972 projektiert ist, wird das große Valenzlexikon mit den erwähnten 6000 Verben erstellt werden. Dieses Lexikon dient auch den Erfordernissen der maschinellen syntaktischen Analyse. Ziel dieses Projekts ist es, gegebene Texte durch den Computer in syntaktische Einheiten zerlegen zu lassen.⁴

Das Valenzlexikon der dritten Stufe, das für 1973 projektiert ist, soll außer einer Beschreibung der formalsyntaktischen Umgebung der Verben auch Angaben über semantische Restriktionen enthalten. Erst durch die Einbeziehung der Semantik wird es möglich sein, bei der Verwendung des Lexikons im Unterricht die Produktion falscher Sätze weitgehend zu verhindern.

2. Da die theoretischen Schwierigkeiten im Bereich der Semantik besonders groß sind, beschränken sich die beiden ersten Stufen des Valenzlexikons auf die Angabe von formalsyntaktischen Informationen. Diese Informationen beschreiben die syntaktische Umgebung der Verben und sollen als Regeln für die Produktion von morphosyntaktisch korrekten Sätzen verstanden werden.

Es ist eine schon lange bekannte Tatsache, daß die Einteilung der Verben in transitive und intransitive dazu bei weitem nicht ausreicht. Ein möglicher Weg, hier zu besseren Ergebnissen zu gelangen, als das mit den traditionellen Arbeitsmaterialien möglich war, ist die Anwendung der Valenztheorie. Diese Theorie erhebt den Anspruch, Subklassen der Klasse »Verb« dadurch angeben zu können, daß sie die Zahl und Art der Objektklassen aufzählt, die mit einem bestimmten Verb zusammen auftreten können oder müssen, damit ein korrekter deutscher Satz entsteht. Wenn die Besetzung der vom Verb geforderten Leerstellen angegeben wird, ist anzunehmen, daß sich die Zahl der syntaktisch nicht korrekten Sätze erheblich vermindern läßt.

Das Valenzlexikon enthält zu jedem Verb die folgenden Informationen⁵:

a) Satzbauplan

⁴ Vgl. U. Engel, Projektbeschreibung: Zur maschinellen syntaktischen Analyse, Paper Mai 1969; ferner Bericht der Arbeitsgruppe MASA, in: Arbeitsbericht 1971, Projekt Linguistische Datenverarbeitung, Umdruck IDS 1971, S. 31–44.

⁵ Zur Codierung vgl. H. Schumacher – K. Keller – G. Wettstein, Richtlinien zur Bearbeitung der Verben für das Valenzlexikon, 22. Jan. 1971 (vervielfältigt).

Der Satzbauplan verzeichnet die Ergänzungen oder Objekte, welche die spezifische Umgebung der Verben ausmachen und die durch bestimmte verbale Subklassen regiert werden.⁶ Es werden obligatorische und fakultative Objekte unterschieden. Nicht berücksichtigt werden hingegen die sogenannten Angaben, die als Dependenzien der Klasse »Verb« allgemein angesehen werden. Es wird angenommen, daß Angaben wie Lokal- oder Temporalbestimmungen prinzipiell bei jedem Verb auftreten können.

Wenn es zu einem Verballexem mehrere Satzbaupläne gibt, werden verschiedene Verben angesetzt, so daß jedem »Verb« in diesem Sinne nur ein Satzbauplan zukommt.

b) Ausbaupläne

Unter Ausbauplan wird die Vertretung eines einfachen Objekts durch einen abhängigen Satz verstanden.⁷ Dabei werden vier Typen, nämlich der Infinitivsatz, der *daß*-Satz, der indirekte Fragesatz und der abhängige Hauptsatz unterschieden. In dem Satz *Der Hund zeigt uns seine Freude* ist das Akkusativobjekt z. B. in der Form eines *daß*-Satzes ausbaufähig: *Der Hund zeigt uns, daß er sich freut*. Durch den Ausbauplan ist eine über den Satzbauplan hinausgehende Subkategorisierung der Verben möglich.

c) Attribuierung

Ähnlich gelagert sind Fälle, in denen ein Objekt durch eine Anapher im Sinne K. Bühlers, d. h. durch das abstrakteste Element eines Paradigmas aktualisiert wird (z. B. *darauf, damit*), von dem ein Attributsatz abhängig ist.⁸ Als Beispiel für eine Attribuierung eines Präpositionalobjektes in Form eines *daß*-Satzes kann der Satz *Ich warte auf dein Kommen* dienen, der attribuiert wird durch *Ich warte darauf, daß du kommst*. Die Anapher kann obligatorisch oder fakultativ sein. Bei obligatorischer Anapher gibt es nur die Attribuierung und keinen Ausbauplan; bei fakultativer Anapher sind beide Möglichkeiten gegeben. *Er bittet sie um Geld – Er bittet sie (darum), ihm Geld zu geben; wenn keine Anapher stehen kann, gibt es nur den Ausbauplan: Beispiel wäre Ich erwarte dein Kommen – Ich erwarte, daß du kommst*.

d) Funktionsverbgefüge

und andere feste Fügungen, die nicht kommutierbar sind und daher

⁶ Vgl. U. Engel, Satzbaupläne [Anm. 2], S. 375 ff.

⁷ Vgl. ebd. S. 384 f.

⁸ Vgl. K. Bühler, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Stuttgart 1965, S. 121 u. S. 385 ff.

nicht als Objekte angesehen werden können, werden als Liste angegeben. Wir ermitteln diese Gefüge nach einer Kriterienmatrix, die verschiedene Attribuierungsproben, Numerustausch, Anaphorisierungs- und Stellungsproben umfaßt.⁹

Ferner werden im Valenzlexikon

e) das Reflexivum und

f) die Passivfähigkeit des Verbs vermerkt.

Bei den Verben mit einem Präpositionalobjekt wird

g) dessen Präposition und der Kasus der zugehörigen Nominalgruppe verzeichnet.

h) Beispielsätze

Zu jedem Satzbauplan, sowie zu den Ausbauplänen und den Attribuierungen werden entsprechende Beispielsätze angegeben. Das Wortmaterial ist im kleinen Valenzlexikon der oben erwähnten VHS-Wortliste entnommen.

Die Erstellung des Lexikons erfolgt mit Hilfe der linguistischen Datenverarbeitung. Alle Informationen werden von studentischen Arbeitsgruppen auf Bearbeitungsbögen codiert. Die Informationen der Bearbeitungsbögen werden auf Lochkarten übertragen und im Computer des IdS gespeichert. Für den Ausdruck wird eine Kette mit Groß- und Kleinbuchstaben sowie Umlautzeichen verwendet. Dieser Maschinenausdruck soll später auf fotomechanischem Wege verkleinert und vervielfältigt werden.

3. Es hat sich im Laufe der Arbeit deutlich gezeigt, daß der augenblickliche Stand der Theorie noch nicht in der Lage ist, alle im Verbal-satz auftretenden formalsyntaktischen Strukturen zufriedenstellend zu beschreiben.

Für die sehr wichtigen Unterscheidungen von Ergänzungen als den konstitutiven Elementen des Satzbauplans und freien Angaben gibt es bisher keine in jedem Falle zureichenden Kriterien.^{9a}

Bei den Adverbialia und den Neutralia versagt oft das Kriterium der Vorhersagbarkeit der Ergänzung, wenn das fragliche Element fakultativ ist.¹⁰

Ein anderes Problem entsteht bei den Modal- und Gefügeverben, wenn

⁹ Diese Matrix wurde von O. Leirbukt, Oslo, zusammengestellt.

^{9a} Auch die neueren Arbeiten zu diesem Problem kommen zu keinem befriedigenden Ergebnis. Vgl. G. Helbig, Valenz und Tiefenstruktur, in: *Deutsch als Fremdsprache*, 1969, Heft 6, S. 159–169 und H. J. Heringer, Einige Ergebnisse und Probleme der Dependenzgrammatik, in: *Der Deutschunterricht*, Jg. 22, 1970, H. 4, S. 42–98, S. 77 ff.

¹⁰ Vgl. U. Engel, Satzbaupläne [Anm. 2)], S. 372.

sie mit einer infinitiven Verbform ein mehrteiliges Prädikat bilden. Es ist umstritten, welche der beiden Verbformen als regierendes Element des Satzes anzusehen ist. Wenn man Modal- und Gefügeverben als »modale Erweiterung« des regierenden Verbs betrachtet, muß man die Inkonsequenz in Kauf nehmen, einmal die finite und einmal die infinite Verbform als Regens anzusetzen.¹¹ Wird hingegen immer das finite Verb als regierendes Element betrachtet, so ist im Satz *Ich kann den Hund sehen* das Modalverb *kann* regierendes Verb und *sehen* eine Ergänzung. Die unangenehme Konsequenz ist dann aber, daß die Akkusativgruppe *den Hund* ihren Objektstatus verliert, weil sie nicht vom regierenden Verb *können* abhängt, sondern von der Ergänzung *sehen* und damit zu einer Art von Attribut wird.¹²

Das Beschreibungsmodell könnte leistungsfähiger werden, wenn Modalverb plus infinites Verb als komplexes Prädikat aufgefaßt werden, zu dem die Akkusativgruppe in einer Abhängigkeitsrelation steht.¹³

Zwischen den einzelnen Elementen des Prädikatkomplexes besteht ebenfalls eine Abhängigkeitsrelation, die durch einen Klammerausdruck des folgenden Typs dargestellt werden kann:

$$E_1 R [V_{\text{Inf}} R V_{\text{Fin}}]^{14}$$

Diese Überlegungen führen zu einem »Relationsschachtelmodell«, bei dem die Abhängigkeitsstrukturen durch ineinandergeschachtelte Relationen symbolisiert werden.^{14a} Es scheint, daß ein solches Modell auch bei der semantischen Beschreibung von Sätzen zugrundegelegt werden kann.

Unbefriedigend ist auch die Tatsache, daß die Verbseparierung nach Satzbauplan, Ausbauplan usw. keineswegs immer mit einem intuitiv erfaßten Bedeutungsunterschied konform geht. So können z. B. die Sätze *Die Nachtigall schlägt* und *Das Herz schlägt* nicht separiert werden, während der Satz *Hans schlägt Karl* einem anderen Satzbauplan

¹¹ Für diese Lösung entscheidet sich B. Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen Sprache der Gegenwart, Mannheim 1970 (vervielfältigtes Manuskript), S. 13. (Die Arbeit erscheint demnächst als Bd. I/4 der Reihe »Heutiges Deutsch«.)

¹² Vgl. G. Helbig – W. Schenkel, Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben, Leipzig 1969, S. 41–44. Helbig geht in seiner Einleitung zum Wörterbuch auf einige Aspekte des Problems ein und entscheidet sich vorläufig für das finite Verb als regierendes Element.

¹³ Eine ähnliche Darstellung findet sich schon bei L. Tesnière, *Éléments de syntaxe structurale*, Paris 1959, S. 45 f. Dieser Ansatz wird besonders bei H. J. Heringer, *Theorie der deutschen Syntax*, München 1970, S. 237 ff., weitergeführt.

¹⁴ E_1 = Ergänzung in Akkusativ; V_{Inf} = infinite Verbform; V_{Fin} = finite Verbform; R = Relation.

zugeordnet wird. Man kann vielleicht durch die Einführung weiterer formaler Kriterien, z. B. durch Nominalisierungs- und Graduierungsproben zu differenzierteren Ergebnissen gelangen.¹⁵

Eine Reihe von Mitarbeitern beim Valenzlexikon bemüht sich darum, die erwähnten Schwierigkeiten in Detailuntersuchungen zu beschreiben und Lösungsvorschläge zu unterbreiten. Die Ergebnisse dieser Bemühungen sollen in einem geplanten Heft der »Forschungsberichte« vorgelegt werden.¹⁶

Ein Problem anderer Art, das schon im Valenzwörterbuch von Helbig-Schenkel diskutiert wird, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Entscheidung über gegebene oder nicht-gegebene Valenzen immer von dem Kriterium der »Grammatizität« oder »Grammatikalität« abhängig gemacht werden muß, das nur intuitiv gesichert ist und bei dem es wahrscheinlich Gradabstufungen gibt. Um nicht die individuelle Kompetenz eines einzelnen Bearbeiters zur Entscheidungsgrundlage zu machen, wird in Zweifelsfällen der Mitarbeiterkreis befragt, wodurch eine intersubjektive Überprüfung der Einzelkompetenz gewährleistet ist. Trotzdem ist eine gewisse Idealisierung unvermeidlich, da entschieden werden muß, welche Sätze zugelassen werden und welche nicht. Es ist jedoch nicht möglich, ohne eine solche grundsätzliche Scheidung von grammatischen und ungrammatischen Sätzen ein Regelsystem aufzustellen.¹⁷

4. Auf der dritten Stufe des Valenzlexikons soll die Umgebung der Verben nicht nur in formalsyntaktischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf ihre semantischen Regularitäten beschrieben werden.

Die Schwierigkeit liegt nun darin, daß im Gegensatz zum formalsyntaktischen Bereich auf dem Gebiet der Semantik noch weitgehend eine theoretische Grundlegung fehlt. Von einer solchen Semantiktheorie müßte zudem verlangt werden, daß ihr Beschreibungsapparat dem gegebenen formalen System auf möglichst einfache Weise zugeordnet werden könnte.

Die bisherigen Versuche, mit einer Restriktionsmatrix zu arbeiten, die auf den Selektionsregeln Chomskys beruhen¹⁸, haben sich als unzulänglich erwiesen.¹⁹

¹⁵ Vgl. B. Engelen, Untersuchungen [Anm. 11], S. 3 u. ö.

¹⁶ H. Schumacher u. a., Probleme der Verbvalenz. Bericht über die Arbeit an einem deutschen Valenzlexikon = Forschungsberichte des IdS, Band 20 (erscheint 1973).

¹⁷ Vgl. G. Helbig – W. Schenkel, Valenzwörterbuch [Anm. 12], S. 49 f.

¹⁸ Vgl. N. Chomsky, Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt-Berlin 1969, S. 112 u. ö.

¹⁹ Die Beschreibung der semantischen Umgebung der Verben bei Helbig-Schenkel be-

Dieser Ansatz hat zwar den Vorteil, mit einer kleinen Menge von hierarchisch geordneten Restriktionsmerkmalen auszukommen. In der Praxis führt das Verfahren jedoch immer in die Schwierigkeit, die Endelemente Restriktionsklassen wie ›konkret‹ und ›abstrakt‹ zuordnen zu müssen, was in vielen Fällen nicht eindeutig möglich ist. Man gelangt zwangsläufig zu einer Klassifikation von Substantivlexemen auf der Grundlage einer quasiontischen Ordnung der außersprachlichen Referenten.

Trotz der daraus resultierenden Problematik, die sich in allen Wörterbüchern nach Sachgruppen niederschlägt, ist es wahrscheinlich noch relativ leicht, mit einem a priori aufgestellten Klassifikationsmodell gegebene Sätze in irgendeiner Weise semantisch zu beschreiben. Es ist jedoch wesentlich schwieriger, unter Anwendung einer derartigen Klassifikation semantisch korrekte Sätze zu produzieren. Das scheint nicht zuletzt dadurch begründet zu sein, daß keineswegs alle Komponenten, die bei einer semantischen Beschreibung dem Denotat eines Lexems zugeordnet werden können, für die Aktualisierung dieses Lexems in einem bestimmten Kontext relevant sind. Wenn man z. B. die Sätze betrachtet *Er warf den Stein aus dem Fenster* und *Er warf den Pudel aus dem Fenster*, dann scheinen die Merkmale ›unbelebt‹ bei *Stein* und ›belebt‹ bei *Pudel* für die Möglichkeit ihres Auftretens im gegebenen Kontext irrelevant zu sein.

Es wurde davon ausgegangen, daß jedes Verb um sich Leerstellen eröffnet. In diese Leerstelle kann aufgrund von Selektionsregeln eine Menge von Lexemen eingesetzt werden, welche durch »verbspezifische Merkmale« definiert ist. Die Menge der in eine Leerstelle einsetzbaren Lexeme repräsentiert diese Merkmale.

Bei dieser Interpretation zeigen sich sofort erhebliche Schwierigkeiten. Ein Problem stellen die vielfältigen Formen der sogenannten Komponentenübertragung dar.²⁰ In nicht wenigen Fällen nämlich können in der Umgebung von Verben mit klaren Restriktionen Lexeme erscheinen, die nicht die entsprechenden verbspezifischen Merkmale haben und dennoch korrekte Sätze formen. Als Hinweis mögen Ströbls Beispielsätze *Wir stellen den Wein auf den Tisch* und *Wir tranken zwei Fla-*

ruht auf Chomskys Selektionsregeln (vgl. Valenzwörterbuch, S. 36). Zur beschränkten Leistungsfähigkeit dieser Regeln vgl. Helbig's Ausführungen S. 51 f.

²⁰ Vgl. dazu Meyer-Ingwersen, – Animate, + Human (nicht veröffentlichter Vortrag, Mai 1968); A. Ströbl, Polysemie – Homonymie, in: A. v. Stechow (Hrsgb.), Beiträge zur generativen Grammatik. Referate des 5. Linguistischen Kolloquiums, Regensburg 1970, Braunschweig 1971; B. Engelen, Untersuchungen [Anm. 11], S. 38 f.

schen genügen.²¹ In der Regel kann man ja davon ausgehen, daß bei *stellen* beim Akkusativobjekt das Merkmal ›fest‹ gefordert ist, während es bei *trinken* ›flüssig‹ sein müßte.

Eine andere Frage ergibt sich daraus, daß in einigen Fällen die Selektionsregel für bestimmte Leerstellen nicht nur vom Verb allein definiert werden. Es scheint, daß auf der semantischen Ebene funktionale Beziehungen zwischen Elementen bzw. Elementkomplexen angesetzt werden können, die sich mit Hilfe des oben erläuterten Relationsschachtelmodells beschreiben lassen. Solche Beziehungen sollen ›Interrelationen‹ genannt werden.²² Interrelationen zwischen Nominativobjekt und Akkusativobjekt liegen in den folgenden Sätzen vor:

<i>Der Abgeordnete</i>	<i>gibt</i>	<i>sein Mandat</i>	<i>ab</i>
<i>Der Ofen</i>	<i>gibt</i>	<i>Wärme</i>	<i>ab</i>
<i>Eifersucht</i>	<i>gibt</i>	<i>ein Mordmotiv</i>	<i>ab</i>

Wenn man die Erzeugung semantisch abweichender Sätze verhindern will, darf man die Einheiten dieser Sätze nur in der angegebenen Form miteinander kombinieren. Die Kommutationsprobe scheint zu zeigen, daß die Aktualisierung bestimmter Lexeme im Nominativobjekt einen Einfluß auf die Besetzung der Akkusativleerstelle ausüben kann. Die Relationen zwischen den syntaktischen Elementen können durch die Schreibung

$$() E_1 \text{ R } [\text{ »V« } \text{ R } () E_0]^{23}$$

verdeutlicht werden. Die Besetzung der Akkusativleerstelle ist abhängig vom gegebenen Verb und der vom Verb gesteuerten Besetzung der Nominativleerstelle.

Hier ergeben sich möglicherweise auch Fragen der Aufstellung von Kriterien für die Verbseparierung.²⁴ Es wird hier vorausgesetzt, daß es sich bei den oben angeschnittenen Themen um sprachrelevante Probleme handelt. Allerdings muß man sich der Schwierigkeit bewußt sein, sprachliche und außersprachliche Bereiche voneinander abzugrenzen.

Eine wichtige Voraussetzung für die semantische Beschreibung der Umgebung der Verben ist die Klärung des Begriffs ›semantisches Merkmal‹.

²¹ A. Ströbl, Polysemie – Homonymie [Anm. 20], S. 260, Abschn. 2.2.2.

²² Eine Weiterführung dieser Ansätze findet sich bei J. Ballweg – H. J. Hacker – H. Schumacher, Satzbaupläne und Semantik, in: Muttersprache 81, 1971, H. 4, S. 224–234.

²³ () E₁ = Leerstelle für Akkusativergänzung; () E₀ = Leerstelle für Nominativergänzung; »V« = gegebenes Verb; R = Relation.

²⁴ Mit dieser Frage beschäftigt sich mein Mitarbeiter H. J. Hacker, dem ich auch die o. a. Beispiele verdanke.

Es fehlt bisher eine Theorie, mit deren Hilfe bestimmt werden kann, was ein Merkmal ist. Desgleichen weiß man noch wenig von der Art der Merkmale sowie von der Struktur der Merkmalskomplexe.²⁵

Wenn man voraussetzt, daß die zur hinreichenden semantischen Beschreibung erforderlichen Merkmale nicht a priori gefunden werden können, bleibt noch der Versuch einer empirischen Gewinnung. Dabei kann man von der subjektiven Annahme einer hypothetischen Menge von Merkmalen ausgehen. Mit Hilfe dieser Merkmalsmenge soll eine durch ein Corpus gegebene Menge von Sätzen semantisch beschrieben werden. Als Ergebnis dieser Operation sind induktive Regeln zu gewinnen, mit deren Hilfe neue Sätze erzeugt werden können. Es ist zu erwarten, daß die Regeln der ersten Stufe durch abweichende Sätze falsifiziert werden können. Daraufhin erfolgt eine Neuformulierung der Hypothesen und erneute Durchspielung des Verfahrens. Zur Vermeidung des infiniten Regresses kann das Verfahren bei hinreichender Leistung – die noch zu definieren wäre – abgebrochen werden. Die Bewältigung des enormen Arbeitsaufwands ist nur durch den Einsatz der maschinellen Datenverarbeitung denkbar. Die Durchführung eines solchen Verfahrens erfordert auch die Erstellung eines Lexikons, welches die Lexeme des Corpus enthalten müßte, denen die semantischen Merkmale als Lexikoneinträge zugeordnet werden müssen.²⁶

5. Man könnte an dieser Stelle die Frage diskutieren, ob man neben dem Valenzlexikon, welches ja ein Verblexikon ist, für die semantische Beschreibung ein korrespondierendes Lexikon der Substantive und vielleicht auch Adjektive braucht, oder ob man wie Helbig-Schenkel ohne dergleichen auskommen kann. Falls man sich für ein Lexikon ausspricht, ist wohl ziemlich sicher, daß man nur mit einem relativ begrenzten Wortschatz arbeiten kann. Damit ist aber sofort die Frage nach den Kriterien der Auswahl gestellt, die nicht im Rahmen der Semantiktheorie gelöst werden kann, sondern die in das Gebiet der Sprachsoziologie hinüberführt.

Die Wortliste des VHS, die dem kleinen Valenzlexikon zugrunde liegt, erhebt den Anspruch, auf die praktischen Bedürfnisse des Fremdsprachenunterrichts zugeschnitten zu sein. Da diese Liste unter erheblichem Zeitdruck erstellt werden mußte, konnten jedoch die Zielgrup-

²⁵ U. Weinreich, *Erkundungen zur Theorie der Semantik*, Tübingen 1970, S. 35, unterscheidet zwischen ›Häufung‹ als ungeordneter und ›Konfiguration‹ als geordneter Menge von Merkmalen.

²⁶ Der Vorschlag zu diesem Verfahren stammt von meinem Mitarbeiter J. Ballweg.

pen, für deren Kommunikationsbedürfnisse der Wortschatz bestimmt ist, nur vorläufig definiert werden; ebenso konnten in der verfügbaren Zeit die Probleme der Textsorten und des Kommunikationsrahmens nicht endgültig gelöst werden. Dieser Tatbestand hatte zur Folge, daß man sich bei der Auswahl des Wortmaterials stark an den vorliegenden Häufigkeitsstatistiken orientieren mußte, also in erster Linie die Sprachfrequenz berücksichtigte, während der soziale Aspekt nur partiell einbezogen werden konnte.²⁷

Bei der Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache laufen schon seit geraumer Zeit umfangreiche Untersuchungen zur Problematik des Kommunikationsrahmens und der Textsorten, welche zu einer Verbesserung der Auswahlkriterien für eine solche Liste führen sollen. Auch im Rahmen der »Valenzgruppe« beschäftigt sich eine Arbeitsgruppe mit diesen Fragen unter Berücksichtigung bestimmter Zielgruppen. Dabei wird zunächst einmal auf die Gruppe der Gastarbeiter Bezug genommen, die ja einen nicht unerheblichen Teil der deutschlernenden Ausländer stellt. Gerade bei dieser Gruppe kommt es vielleicht nicht so sehr darauf an, ob sie nur syntaktisch korrekte Sätze erzeugt, sondern von welcher Art das Sprachmaterial und die damit verbundene Ideologie ist, die ihr vermittelt werden soll. Denn in der Forderung, daß ihre Arbeit auf den Menschen bezogen sein muß, liegt eine wichtige Aufgabe und Verantwortung der Linguistik gegenüber der Gesellschaft.

²⁷ Vgl. H. Steger – M. Keil, Wortliste [Anm. 3], S. I–V.

Linguistik und Gesellschaft

Von Hans Glinz

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kollegen,
Vielleicht sind Sie etwas erstaunt über das Thema dieses Abends: *Linguistik* und Gesellschaft.

Daß *Sprache* und Gesellschaft miteinander zu tun haben, daß diese beiden eng verbunden sind, das ist Ihnen vertraut. Die Diskussion der sog. »Sprachbarrieren« gehört heute geradezu zum guten Ton: in jeder Zeitung lesen Sie, daß die Kinder der Unterschicht nicht die gleichen Sozialchancen haben wie die Kinder der Mittel- und Oberschicht, und zwar weil sie in einer Sprache aufwachsen, die ihre geistigen Fähigkeiten nicht genügend entwickelt und damit ihr Fortkommen in der Schule und später im Leben beeinträchtigt. Wie weit das in dieser Form stimmt, wollen wir hier nicht untersuchen – auch nicht den unbehaglichen Verdacht, daß etwas wie »Sprachbarrieren« in hohem Maße auch, ganz unbeabsichtigt, durch *linguistisch unzureichenden Sprachunterricht* in der Schule und durch *vorgefaßte Meinungen von Intellektuellen* (Soziologen, Linguisten, Publizisten, Literaten) aufgerichtet werden können. Hier kommt es nur darauf an, daß der Zusammenhang von *Sprache* und *Gesellschaft* jedermann klar ist.

Diese Einsicht ist ja auch nicht ganz neu: Sie erinnern sich vielleicht an die glückliche Formulierung von Leo Weisgerber, der die Sprache als *gesellschaftliche Erkenntnisform* bezeichnete – in seinem Buch von 1929 »Muttersprache und Geistesbildung«. Und im »Cours de Linguistique Générale« von Ferdinand de Saussure (vorgetragen 1910–12, publiziert 1916) lesen wir über die Wichtigkeit der Sprache für die Gesellschaft (S. 21–22):

...; dans la vie des individus et des sociétés, le langage est un facteur plus important qu'aucun autre. Il serait inadmissible que son étude restât l'affaire

de quelques spécialistes; en fait, tout le monde s'en occupe peu ou prou; mais – conséquence paradoxale de l'intérêt qui s'y attache – il n'y a pas de domaine où aient germé plus d'idées absurdes, de préjugés, de mirages, de fictions.

»*Sprache und Gesellschaft*« – das wäre also ein Thema, und auch »*Germanistik und Gesellschaft*« wäre ein Thema. Daß die Germanistik mit der Gesellschaft, vor allem auch mit ihrer politischen Einstellung zu tun hat, das ist heute in aller Munde, spätestens seit dem Germanistentag München 1966. Ich brauche das nicht weiter auszuführen – auch nicht daran zu erinnern, daß hier neben sehr nötiger Klärung und Bewußtmachung von Einflüssen und Haltungen (an der ich mich nach Kräften beteiligt habe) hie und da etwas Sündenbock-Suche getrieben worden ist und daß die gleiche kritische Wachsamkeit gerade heute nach *allen* Seiten nötig ist; es gibt heute immer noch und wieder neu die Gefahr, daß Germanistik und Deutschunterricht nicht zwecks *Emanzipation* der jungen Menschen getrieben wird, sondern zwecks *Indoktrination*, zwecks *politischer Formierung* in einer ganz bestimmten Richtung. Ich möchte nicht boshaft sein, aber ich kann es mir nicht verkneifen: in manchen Broschüren etwa zur Studienreform oder zu den Sprachbarrieren stößt man spätestens nach 6 bis 8 Seiten auf die Vokabeln »Klassenkampf, Imperialismus, Ausbeutung«, wie in den 50er Jahren nach den entsprechenden Seiten auf die Vokabeln »Kultur, christliches Abendland, gültige Werte« und in den 20er und 30er Jahren auf »Volksgemeinschaft, Deutschtum, germanisch-adliges Wesen«. Auch diese Einsicht, daß nämlich Germanistik mit Gesellschaft zu tun hat, und zwar ganz unmittelbar auch mit der *politischen* Strukturierung der Gesellschaft, ist nicht ganz neu. Ich zitiere dazu einen Landsmann von mir, einen »Links-Intellektuellen« aus dem 19. Jahrhundert. In der ersten Fassung des Romans »Der grüne Heinrich« (geschrieben um 1848, jedenfalls diese Stelle) lesen wir im Anschluß an eine Beschreibung des Treibens vor dem Rathaus an der Limmat, wo sich eben der große Rat (= die Legislative) des Kantons Zürich versammelt:

»Zwischendurch steuert der deutsche Gelehrte mit gedankenschwerer Stirne nach seinem Hörsaal. Sein Herz ist nicht hier, es weilt im Norden, wo seine tiefsinnigen Brüder, in zerrissenen Pergamenten lesend, finstere Dämonen beschwörend, sich ein Vaterland und ein Gesetz zu gründen trachten.«

Der »deutsche Gelehrte, der in zerrissenen Pergamenten liest«, ist nicht etwa eine Erfindung Kellers, sondern der damalige Germanist der Universität Zürich, Ernst Ludwig Moritz Ettmüller (1802–1877); seine »tief-

sinnigen Brüder, die sich . . . ein Vaterland und ein Gesetz zu gründen trachten«, sind die Germanisten, die sich an der 1848er Bewegung beteiligten und in der Paulskirche in Frankfurt am Bau eines einigen und freien deutschen Reiches mitzuwirken suchten. Das war also ganz klar »Germanistik und Gesellschaft«, ja »Germanistik und Politik«.

Erst jetzt, nachdem ich diese beiden Themenstellungen skizziert habe, als Ihnen vertraute Themen, nämlich »*Sprache und Gesellschaft*«, »*Germanistik und Gesellschaft*«, komme ich zu dem Thema, das ich für heute gewählt habe: »*Linguistik und Gesellschaft*« – und ich stelle gleich die provozierende Frage: ist das überhaupt ein vernünftiges Thema? Gibt es einen Zusammenhang von Linguistik und Gesellschaft? »Linguistik« legt ja *nicht* das Gewicht auf die »*Muttersprache*«, auf die *Landessprache*, (in den neuesten Empfehlungen des Wissenschaftsrates heißt sie jetzt »*Grundsprache*«), sondern die Linguistik legt das Gewicht auf die Sprache *als solche*. Dazu distanziert sie sich, mindestens zunächst, von der gesamten *Geschichte* einer Sprache. Sie untersucht Sprachzustände, sie arbeitet grundsätzlich zuerst immer *synchron*, und sie scheint damit, wie viele gerade deutsche Kollegen immer wieder mit Kummer angemerkt haben, ahistorisch. Daß sie keineswegs ahistorisch ist, das kann ich hier nicht ausführen – es kommt mir hier nur auf ein gewisses allgemeines Bild von »Linguistik« an, wie es sich dem *Laien* (auch dem Lehrer oder dem Psychologen als linguistischem Laien) darbietet. Und das Stichwort »Laie« führt mich zu einer der auffälligsten Eigenschaften der heutigen Linguistik: zu ihrer *Abstraktheit*, zu ihrem Bestreben, mit *Formeln* zu arbeiten, so daß linguistische Bücher oft wie Algebrabücher aussehen. Ist nicht Linguistik eine ausgesprochen *esoterische* Angelegenheit, fast eine Geheimwissenschaft, jedenfalls nur den Eingeweihten verständlich, wie höhere Mathematik oder moderne Logik? Ich wiederhole daher meine Frage: Was hat eine solche Spezialwissenschaft mit der *Gesellschaft* zu tun? Welcher Mensch würde sich das Thema »Prädikatenlogik und Gesellschaft« als interessant vorstellen? Was haben die *abstrakten Strukturen der Sprache*, auf deren Erforschung sich die Linguistik gerade heute offensichtlich konzentriert, mit dem *Zusammenleben der Menschen in der Gesellschaft* zu tun?

An dieser Stelle gebe ich einem zeitgenössischen Schriftsteller das Wort. In dem Stück »Kaspar« von Peter Handke (1967) lesen wir (S. 47) – oder wir hören es von der Bühne herunter:

Je liebevoller der Tisch gedeckt ist, desto lieber kommst du nach Hause. Je größer die Raumnot, desto gefährlicher die Gedanken. Je freudiger du arbeitest, desto eher findest du zu dir selber. Je sicherer dein Auftreten, desto leichter dein Vorwärtkommen. Je besser das gegenseitige Vertrauen, desto erträglicher das Zusammenleben. Je feuchter die Hand, desto unsicherer der ganze Mensch. Je sauberer die Wohnung, desto sauberer der Bewohner. Je weiter nach Süden, desto fauler die Leute:

»Seltsam«, werden Sie sagen. »Muß der arme Kaspar hier Sätze mit »je-desto« üben? Was soll das?«

Tatsächlich, es handelt sich um Elementarschule auf der Bühne, um Deutschunterricht. Wir lesen nämlich vorher, S. 43, als Regieanweisung:

Jetzt werden Kaspar die Satzmodelle beigebracht, mit denen sich ein ordentlicher Mensch durchs Leben schlägt. Er hat sich schon während der letzten Sätze in den Schaukelstuhl begeben. Während des folgenden Sprechvorgangs sitzt er darin, fängt aber erst allmählich zu schaukeln an. Zuerst leiert er, gleichwohl intensiv sprechend, ohne Satzzeichen, dann spricht er schon Punkte, schließlich die Beistriche, schließlich übertrieben einen Sinn, schließlich spricht er die Modelle der Sätze.

Und die »Einsager« formulieren es denn auch ganz klar (S. 43–44, Spalte rechts):

Jeder Satz hilft dir weiter: du kommst, mit einem Satz, über jeden Gegenstand hinweg: ein Satz hilft dir, über den Gegenstand hinwegzukommen, wenn du nicht wirklich über ihn hinwegkommen kannst, so daß du wirklich über ihn hinwegkommst: ein Satz hilft dir, über jeden anderen Satz hinwegzukommen, indem er sich an die Stelle des anderen Satzes setzen läßt:...

»Aha«, sagen Sie mir nun, »jetzt haben wir es: hier wird auf Kaspar ein geistiger Zwang ausgeübt; er wird *dressiert*, und zwar mit *Hilfe der Sprache*; er wird *indoktriniert*, er soll in einem ganz bestimmten Sinn *programmiert* werden, damit er von denen, die ihn so programmieren, zu irgendwelchen Zwecken *gebraucht* werden kann.«

»Sehr schön«, sage ich als alter Schulmeister, der erfreut ist, wenn die Klasse das bringt, was er gerne hören möchte. »Ja, da haben Sie es«, sage ich, »da haben Sie *Linguistik* und Gesellschaft.«

Nun werden Sie protestieren: »Nein — das beweist doch nur den Zusammenhang von *Sprache* und Gesellschaft. Durch *Sprache* soll doch hier Kaspar dressiert werden. Satzmodelle, das ist doch *Sprache*. Wo ist denn hier *Linguistik*? Oder hat Handke am Ende Linguistik studiert?«

Und nun kann ich Ihnen wieder antworten: natürlich haben Sie recht, durch *Sprache* wird Kaspar hier dressiert – aber ich habe auch recht, und vielleicht noch ein bißchen mehr: es ist nämlich *gar nicht die Sprache als solche*, gar nicht der *spontane alltägliche* Umgang mit Sprache, den hier Handke meint und parodiert, sondern es ist eine bewußte *Auswahl*, die Sprache ist hier in einem bestimmten Sinne *präpariert*, zu einem *bestimmten Zweck*. Ich lese Ihnen eine andere Stelle vor, zunächst ohne Quellenangabe:

Alle brauchen den Arzt

Die Mutter sieht: Uli hat Fieber. Sie merkt: Gabi hat Halsentzündung. Sie stellt fest: Gertrud geht es besser. Der Arzt versichert: Lore bekommt die Masern nicht. Er weiß: Suse ist sehr kräftig und gesund. Wir erfahren: die Tante muß ins Krankenhaus. Der Arzt sieht: der Knochen ist gebrochen.

Die Mutter sieht, daß Uli Fieber hat. Sie merkt, daß . . . Schreibe so weiter!

Sie erkennen sofort: das stammt aus einem Schulbuch. Sie haben recht: Es ist das Buch »Spreche und schreibe ich richtig«, Ausgabe C, 4. Schuljahr, Klett Stuttgart 1967 – also keineswegs »alte Schule«, sondern erst 4 Jahre alt; die vorgelesene Stelle steht auf S. 39.

Ich lese noch etwas weiter, damit Sie sehen, daß ich nicht eine besonders auffällige Stelle herausgepflückt habe, sondern daß *ein derartiger Umgang mit Sprache, ein solches »Bilden« immer gleicher Sätze und Satzgefüge für den hier intendierten Sprachunterricht konstitutiv ist.*

Der Arzt stellt fest:

Dein Freund muß ins Krankenhaus – er hat Lungenentzündung. Dein Onkel muß operiert werden – er hat Blinddarmentzündung. Du kannst die Schule nicht besuchen – du hast die Masern. Deine Schwester muß das Bett hüten – sie ist erkältet. Die Schule muß geschlossen werden – eine ansteckende Krankheit ist ausgebrochen.

Bei jedem Beispiel ist angegeben, warum es so ist. Sage es mit einem Gliedsatz, der mit »weil« beginnt! Vergiß das Komma nicht!

.
Aus Eigenschaftswörtern werden Hauptwörter

Die gesunden Kinder helfen den kranken Mitschülern. Die schwachen Kinder werden oft in Erholung geschickt. Die Schwestern trösten die ängstlichen und traurigen Kinder. – Der verunglückte Autofahrer wurde sofort ins Krankenhaus gebracht. Die verletzte Frau wurde am Unfallort verbunden. Der geheilte Patient darf sich nicht überanstrengen.

*Wir gebrauchen die Eigenschaftswörter als Hauptwörter:
Die Gesunden helfen den . . .*

Nun können Sie mir aber nochmals entgegenhalten: »Ja, sofort zugegeben, der *Sprachunterricht* hat großen Einfluß auf die Gesellschaft. Er *prägt* vieles in der Auffassung und im gesamten Denken der Kinder, und zwar *unbewußt* und damit ganz besonders wirksam. Aber inwiefern soll das *Linguistik* sein? Was hat Schulpraxis, und gerade *diese* Schulpraxis, mit moderner Linguistik zu tun?«

Dazu bringe ich Ihnen nun das folgende Beispiel, aus dem Klett-Sprachbuch 5 (5. Schuljahr), für Schulen aller Art, vor allem auch Gymnasien, bearbeitet von Karl Beilhardt, Adelheid Kampe, Hermann Kölln, Friedrich Küster, Hans Heinrich Plickat, Erich Schwarz, Horst Specht, Hildegard Wittenberg, Beratende Mithilfe in linguistischen Fragen Klaus Baumgärtner, Universität Stuttgart, 1970.

Hier wird S. 77 das folgende Gedicht von Josef Guggenmoos benutzt:

Wenn das Kind nicht still sein will

Die Bären brummen,
die Bienen summen,
die Katzen miauen,
es krächzen die Pfauen.

Die Mäuse pfeifen,
die Affen keifen,
die Löwen brüllen,
es wiehern die Füllen.

Die Tauben gurren,
die Hunde knurren,
die Störche klappern,
die Kinder plappern.

Und ginge das nicht in einem fort,
kämen die Fische auch noch zu Wort.

Der Trick dieses Textes ist, wie man sofort sieht, daß er mit Ausnahme der letzten Strophe lauter Sätze enthält, die nur aus Verb + Subjekt gebaut sind, in Vers 4 und 8 mit Hilfe des Platzhalters »es« vor dem Verb, damit man das Subjekt (aus rhythmischen Gründen) nachstellen kann. Das Durchhalten dieses Satztyps ohne Sinnverlust und Langeweile ist hier möglich, weil es sich immer um die semantische Relation »Lebewesen (als Subjekt) – Lautäußerung dieses Lebewesens (als Verb)« handelt, und weil diese Verben muntere Reime geben.

Zu diesem Gedicht gibt das Buch den Schülern nun folgenden Arbeitsauftrag:

a Du wirst sagen, das sei ein sehr einfaches Kindergedicht. Kannst du erläutern, was daran so einfach ist?

Dem Schüler wird also ein Verständnis schon suggeriert (das Gedicht dürfte ihm, wegen des reichen Wortschatzes, zunächst gar nicht so ein-

fach vorkommen), und nun wird eine grammatische Stilanalyse angestreut, zu der noch die folgende Aufgabe als Hilfe gegeben wird:

b Der folgende Text ist nach demselben Muster gebaut:

Die Kinder finden
Die Gärtner binden
Das Fahrrad gehört
Der Junge verzehrt
Die Kühe geben
Die Arbeiter heben
Der Mond gleicht
Der Maler streicht
Der Arzt verbietet
Der Hauswirt vermietet
Der Fußgänger beachtet
Der Besucher betrachtet

Diese Folge von Sätzen mit sich reimenden Verben (so ausgesucht, daß sie ohne Objekt oder Dativobjekt meistens sinnlos sind) wird nun zunächst wertend kommentiert, und dann folgt die Frage, die zur grammatischen Analyse überleitet:

Diesem Nachahmer ist selbstverständlich kein Gedicht gelungen, nicht einmal ein Text mit richtigen Sätzen. Was hat er nicht beachtet?

In Klammern gesprochen: soll der Schüler wirklich glauben, daß hier jemand ein Gedicht machen wollte, in Nachahmung von Guggenmoos, und daß es ihm mißlungen ist – weil er rein die grammatische Struktur nachgeahmt hat und sich vom semantischen Zusammenhang, seltsamerweise, gar nicht beeinflussen ließ?

Doch geht es hier nicht um solche didaktische Fragen, sondern um den Nachweis, *wieviel linguistische Theorie* in diesem Schulbuch steckt. Ich gebe daher ohne weitere Zwischenbemerkungen die Fortsetzung und den Schluß dieser Analyse-Übung (S. 78 und 79):

c Damit wir genau sagen können, was an dem Text falsch ist, wollen wir den Stab zu Hilfe nehmen. Er müßte z. B. für den ersten Satz im Gedicht so aussehen:



Also (1)



Wenn du den Text b verbesserst, gehst du von anderen Stäben aus:
z. B. (2)



oder (3)



Bestimme für jede Zeile, welcher dieser Stäbe paßt!

d Unsere Stäbe können auch so aussehen:



Erkläre, warum!

e An den Übungen auf den Seiten 61 und 62 (4.2.5.–4.2.7.) ist dir klargeworden, daß die Personalformen der Verben ein Subjekt verlangen. Sie haben alle mindestens diese eine Leerstelle für das Subjekt, die Subjektstelle, die im Satz ausgefüllt sein muß.

Die meisten Verben begnügen sich aber nicht damit. Sie verlangen Ergänzungen. Man kann sich das so vorstellen, daß sie mehrere Arme nach ergänzenden Wörtern oder Wortblöcken ausstrecken.

Die Pfeile an unseren Stäben deuten diese Arme an. Mit ihrer Hilfe kannst du die Verben der beiden Texte in die Liste eintragen:

einarmige Verben: ...

zweiarmige Verben: ...

dreiarmlige Verben: ...

f Weißt du noch, welche Antwort du auf die Frage b gegeben hast? Welche Antwort gibst du jetzt?

4.5.3

Ute singt.

Manfred pfeift.

Suse spielt.

Hasso winselt.

Ute singt ein Lied.

Manfred pfeift einen Schlager.

Suse spielt Mundharmonika.

Hasso winselt.

a Im linken Text findest du vier einarmige Verben. Drei davon können aber auch zweiarmig sein, wie der rechte Text zeigt. Sie haben zwei Leerstellen.

Kannst du einen Unterschied zu anderen Verben mit zwei Leerstellen herausfinden? Vergleiche sie mit den Verben

finden gehören verzehren!

Mit dem letzten Teil der Aufgabe (4.5.3.) kommt man offensichtlich von der *Analyse* und *Beurteilung* von Sätzen auch zum *Bilden* von Sätzen – also zu dem, was wir im Buch für das 4. Schuljahr und im Text von Handke fanden. Völlig explizit wird das auf S. 92–93, die ich vollständig gebe:

a Bilde aus folgenden Wörtern nach dem Stabmodell Sätze!

Sj	Pk	E ₁
das Kind	← sieht →	den Fremden
der Mann	← hört →	den Polizisten
die Mutter		den Kater
der Taube		die Lerche
der Blinde		die Tulpe
der Hund		den Schrank
der Stuhl		den Wolf
die Rose		die Spieluhr
der Fuchs		die Straßenbahn
der Stumme		die Eidechse
der Frosch		den Lärm
der Tisch		den Duft

b 1. Welche Sätze ergeben mit dem Stab »sieht« keinen Sinn? 2. Vertausche die E₁- mit den Sj-Wörtern! Was mußt du an den Wörtern selbst ändern? Unterscheide wieder richtige und unrichtige Sätze!

c Nimm jetzt den Stab »hört«! Welche Sätze ergeben nun keinen Sinn mehr?

d Gibt es Sj-Wörter, die weder bei »sieht« noch bei »hört« einen sinnvollen Satz ergeben?

e Woran liegt das wohl? Um die Frage genau beantworten zu können, legen wir eine Tabelle an. Wir tragen die Sj- und E₁-Wörter in eine Leiste über der Tabelle ein. Links stehen einige Merkmale. Wir kreuzen in der Tabelle die Merkmale an, die die Gegenstände über der Tabelle haben können.

1. Vervollständige die folgende Tabelle! (Hier auf Seite 203 oben)

2. Stelle aus den richtigen »hört«-Sätzen die Sj-Wörter zusammen, und schreibe jeweils die Merkmale dazu; z. B.

das Kind: Mensch, mit Gehör- und Sehvermögen, ...

der Blinde: Mensch, mit Gehör, mit Stimme, ...

3. Stelle ebenso die Sj-Wörter zusammen, die nur sinnlose »hört«-Sätze ergeben haben!

4. Welche gemeinsamen Merkmale haben die richtigen Sj-Wörter? 5. Haben die unrichtigen Sj-Wörter diese gemeinsamen Merkmale auch?

f Stelle aus den »hört«-Sätzen die richtigen und unrichtigen E₁-Wörter zusammen, und schreibe jeweils die Merkmale dazu! Findest du auch gemeinsame Merkmale?

g Verfahre ebenso mit den »sieht«-Sätzen!

h Welche gemeinsamen Merkmale haben die Sj-Wörter in den »hört«- und »sieht«-Sätzen? Gibt es auch gemeinsame Merkmale für alle E₁-Wörter?

	Sj-Wörter							E ₁ -Wörter							
	das Kind	der Hund	der Stuhl	die Rose	der Blinde	den Fremden	den Kater	die Lerche	den Duft
Mensch	+				+				+						
Tier		+								+	+				
Pflanze				+											
Ding			+												
mit Gehör	+	+			+				+	+	+				
mit Sehvermögen	+	+							+	+	+				
mit Stimme	+	+			+				+	+	+				
hörbar	+	+			+				+	+	+				
sichtbar	+	+	+	+	+				+	+	+				
riechbar				+								+			

i Stelle ein anderes Schiebemodell auf mit:

Pk: ißt, trinkt, frißt, säuft

Sj: Mann, Hund, Hut, Fliege

E₁: Brot, Saft, Eis, Suppe, Wurst

k Welche richtigen Sätze kannst du hier bilden? Welche Wörter vertragen sich in den falschen Sätzen nicht?

l Lege wieder eine Tabelle an! Trage Merkmale, auf die es hier ankommt, in die linke Spalte ein!

Es geht also hier um das *Bilden von Sätzen* und um die *Beurteilung*, ob Sätze (selbst gebildete oder im Buch angetroffene) »richtige Sätze« sind, ob sie *grammatisch* (d. h. sprachüblich oder mindestens akzeptabel) oder »*ungrammatisch*« sind. Und zwar ist das *Ziel* dieses Sätze-Bildens nicht etwa, etwas *auszudrücken*, was der Schüler selber irgendwie erfahren oder gedacht hat und was er nun andern mitteilen möchte;

das Ziel kann auch nicht sein, das Bilden solcher Sätze zu *üben*, denn es glaubt wohl niemand im Ernst, daß 10-11jährige Schüler nicht Sätze vom Typ »jemand findet etwas« seit Jahren beherrschen. Das Ziel ist vielmehr, den *Mechanismus des Bildens* von Sätzen *bewußt zu machen*, also grammatische *Einsicht* zu erzeugen, grammatisches *Bewußtsein*, und das zunächst an der primitiven Form des Satzes aus Subjekt + Verb + Objekt.

Sie sehen: hier haben wir zweifellos *nicht nur* Schulpraxis vor uns (wie man es beim Beispiel aus dem Sprachbuch für das 4. Schuljahr noch hätte behaupten können), sondern hier haben wir Grammatikunterricht vor uns, der sich als elementare Linguistik versteht und der sich auf die moderne Linguistik stützt und beruft. Das Schema auf S. 93 (hier S. 203) entspricht dem Arbeiten mit Matrizen, das von vielen Linguisten heute gepflegt wird. Ja, wir finden Regelformulierungen, die völlig denen in einem Lehrbuch der generativen Transformationsgrammatik entsprechen, so S. 91 oben:

Wir beginnen mit der Regel:

Satz \rightarrow Sj + Pk + E₁

Hier könnte ich nun als Linguist strukturell-operationaler Richtung einsetzen und könnte fragen, ob ein Anfang mit Subjekt und reinem Verb und dann mit Subjekt und Verb und einer »Ergänzung« sachgerecht ist und ob es nicht viel besser ist, sogleich die Verbindung des Subjekts mit einer ganzen verbalen Wortkette bewußt zu machen und erst nachher diese verbale Wortkette weiter aufzulösen (also genau wie es die generative Transformationsgrammatik macht, wo die verbale Wortkette »Verbalphrase« heißt). Ich könnte als Soziolinguist und Didaktiker einsetzen und fragen, welche *Relevanz* es hat, diese Probleme der »Grammatikalität« in der Schule so in den Vordergrund zu rücken, an isolierten Sätzen und Satz-Aufbau-Spielen, oder, wenn schon Texte den Ausgangspunkt bilden, an ganz singulären und oft ad usum Delphini konstruierten Texten. Ich könnte bissig werden und sagen, daß hier eine abstrakt-einschränkende Richtung der Linguistik und ein bald 200 Jahre alter Schultrott des »Sätze-Bildens«, wie ihn Handke im Kaspar parodiert hat, eine fröhliche Ehe eingehen, ebenso wie der moderne linguistische Begriff der »Regel« und die uralte Vorliebe der Schulmeister für das Beibringen von Regeln, sei es nun per Einpauken oder sei es per selber-Finden an sorgfältig dafür präpariertem Material.

Ich will nicht auf dieser Linie weiterfahren, denn das Thema heißt nicht »Sprachunterricht und Schule überhaupt im Lichte moderner Linguistik und Soziologie«, sondern »Linguistik und Gesellschaft«, und ich habe den Weg über den Sprachunterricht und die Sprachbücher nur genommen, um Ihnen an einem konkreten Phänomen – dem wahrscheinlich wichtigsten Phänomen hier – den *Zusammenhang* von Linguistik und Gesellschaft deutlich zu zeigen. Denn daß der Sprachunterricht und der *Stil* des Lehrens und Lernens überhaupt für die Gesellschaft fundamental ist, daß er die Weichen stellen kann für autoritäre oder freiheitliche Haltungen und damit für autoritäre oder freiheitliche Gesellschaft, das ist wohl unbestritten. Und daß Sprachunterricht und Schule überhaupt von der Linguistik – von der jeweils herrschenden oder einer früher geherrscht habenden Linguistik – aufs stärkste beeinflusst ist, das dürfte ebenfalls unbestritten sein.

Ich kann daher das Faktum als bewiesen betrachten und nun auf die Frage eingehen, *warum* das so ist und was sich aus dieser Lage als *praktische Forderung* ergibt – Forderung auch und gerade an die Linguistik, besser: an uns Linguisten.

Ich versuche nun also das »Warum« zu skizzieren. Daß ich hier nicht mehr als eine Skizze geben kann, werden Sie mir wohl alle zugestehen. Also in Stichworten:

1. *Sprache*. Sprache ist erstes Vehikel, erstes Medium aller *Sozialisation*; sie ist erstes Hilfsmittel alles *Denkens* und aller *Bewußtmachung* von Ergebnissen unbewußten Auffassens und Verarbeitens. Es liegen daher in ihr besonders große Möglichkeiten der *Prägung* der Menschen, vor allem der Heranwachsenden, die für Prägung offen sind, ja nach ihr verlangen.

2. *Linguistik*. Die *Art* dieser Wirkungen von Sprache, dieser Gewöhnung an geistig-seelisches Verhalten (ich erinnere nochmals an den Handke-Text) hängt nun offenbar wesentlich davon ab, *wie* man die Sprache lernt, und zwar vor allem auch, *wie die bewußten Veranstaltungen* angelegt sind, die das unbewußte Erlernen der Sprache (zu Hause, im täglichen Umgang, auf dem Spielplatz, auf der Straße) übergreifen und daher das *Selbstverständnis* der Lernenden und damit der Teilhaber der Gesellschaft besonders stark bestimmen. Es scheint mir gar nicht so wichtig, *welche* Sprache man lernt, in *welche* Sprache man hineinwächst – ob man nun mit Deutsch oder mit Französisch oder mit Englisch als Grundsprache (»Muttersprache«) aufwächst, ob man

Englisch oder Latein oder Französisch als erste Fremdsprache lernt. Mir scheint die geistige Struktur, die Eignung für das Denken, die »kognitive Relevanz« mindestens der modernen europäischen Sprachen wie der klassischen Sprachen Latein und Griechisch im Großen weithin äquivalent zu sein; ich kann weder überall im Latein eine besondere Nähe zur Logik entdecken noch überall im Französischen besondere Klarheit noch überall im Deutschen besondere metaphysische Tiefe usw. Ich bezweifle nicht, daß jede dieser Sprachen und überhaupt jede Sprache an der einen Stelle größere Vorteile und an der anderen größere Nachteile hat, für das Denken und für die Kommunikation; es liegt mir ferne, die Unterschiede im Stil und z. T. auch in der Schwierigkeit oder Bequemlichkeit verschiedener Sprachen leugnen zu wollen. Aber all das scheint mir für die *Wirkung auf die Gesellschaft* viel weniger — ich betone: *viel weniger relevant* zu sein als die *Art und Weise, wie man die Sprache lernt, wie man sie einschätzt, in welchem Geiste man mit ihr umgeht, wie man ihre Verbindlichkeit betrachtet*.

Hier liegt nun eben, wie ich meine, die *gesellschaftliche Relevanz der Linguistik*, denn die Art, wie die *Wissenschaft* die Sprache betrachtet, wirkt sich immer aus, wenn auch verlangsamt, auf die *öffentliche Meinung* über Sprache und auf die Wichtigkeit, die man einzelnen Bereichen und Phänomenen in ihr zuschreibt, und zwar *sowohl* in allem Sprachunterricht *wie weit über den Sprachunterricht hinaus*.

Ich nenne einige Gebiete besonders.

Die *Rechtschreibung*. Sie wissen alle: ein Nicht-Beherrschen der Rechtschreibung ist für weite Kreise ein schlimmeres Vergehen als Trunkenheit am Steuer. An der Beherrschung der Rechtschreibung mißt man noch weithin die Intelligenz, die geistige Kraft eines Menschen überhaupt. Es gibt für viele Leute, ganz außerhalb der Schule, keine stärkere Disqualifizierung eines Menschen als den Satz »Er kann nicht einmal einen Brief orthographisch richtig schreiben«. Wer *das* nicht kann, so urteilt man weitherum, der ist überhaupt geistig nicht ernstzunehmen. Als Auswirkung solcher Überschätzung können Sie es dann betrachten, wenn die Rechtschreibung in unseren Schulen so überschätzt wird. Aber diese Haltung der öffentlichen Meinung und der Schule kommt nicht aus sich selbst — sie kommt zu einem schönen Teil letztlich aus der *Wissenschaft*, also der *Linguistik*, auch wenn die Wissenschaft damals noch gar nicht diesen Namen trug.

Wenn man nämlich eine Sprache als *streng gesetzmäßig geregelt* be-

trachtet, wenn in ihr *eines mit Notwendigkeit aus dem anderen hervorgeht*, z. B. in der Lautgeschichte nach »ausnahmslosen Lautgesetzen« – dann ist es auch richtig, die Rechtschreibung so streng zu regeln. Und wenn es die Linguistik (wie sie es vor allem im späten 19. Jahrhundert tat) als ihre Hauptaufgabe betrachtet, diese Lautgesetze herauszuarbeiten – wenn jeder Student, der später Sprachlehrer wird, zu allererst diese Lautgesetze lernen, sich mit den »Lautverschiebungen«, der ersten und der zweiten, befassen muß, und diese Dinge dann auch entsprechend wichtig nimmt (und diese Zeit liegt noch gar nicht weit hinter uns, ja sie ist manchenorts noch gar nicht vorbei) – dann liegt es auch nahe, daß dieser Student später in der Schule die Rechtschreibung entsprechend wichtig nimmt oder mindestens das tradierte Gewicht dieser Konventionen nicht anzutasten wagt. So zeigt sich ein Zusammenhang, sachlich (und auch personell) nachweisbar, zwischen der gesetzesfreudigen junggrammatischen Linguistik (und speziell Germanistik) des späten 19. Jahrhunderts und der perfektionistischen deutschen Rechtschreibung, insbesondere den Feinheiten der Groß- und Kleinschreibung, unter denen wir noch heute seufzen – und die wir umso mehr beklagen, wenn wir als Literaturhistoriker die orthographische Unbekümmertheit der Zeit eines Wieland, eines Goethe, eines Pestalozzi sehen, wie sie sich bei der Lektüre der Originaldrucke auf Schritt und Tritt zeigt, ganz zu schweigen von dem noch viel freieren Gebrauch in den Handschriften, den Entwürfen.

Ich gebe ein anderes Beispiel, das mehr mit der geistigen Seite der Sprache zusammenhängt als die Rechtschreibung.

Wenn die Linguistik (ebenfalls im 19. Jhdt.) ein besonderes Gewicht auf die *Wortgeschichte*, die Etymologie, gelegt hat, und wenn sie dabei versäumt hat, die *Relativität* des Einzelwortes genügend zu betonen, wenn sie bis heute versäumt hat, eine systematische *Textanalyse* zu entwickeln und für die Schulpraxis anzubieten – dann ist auch leicht einsehbar, warum das *Vokabellernen* in den Schulen oft so stur betrieben worden ist und betrieben wird, warum z. B. die Fähigkeit, sich lateinische Vokabeln verhältnismäßig mechanisch einzuprägen, ausschlaggebend werden kann für das Fortkommen im Gymnasium und damit für sozialen Aufstieg. Ich bin immer wieder verblüfft und innerlich erbost, wenn mir gerade meine Kollegen von der Naturwissenschaft und den Ingenieur fakultäten (auch die Mediziner) immer wieder sagen, das Büffeln lateinischer Vokabeln in der Sexta sei doch das beste

Geistestraining, und wenn sie es daher für ihre Kinder auch verlangen und einen Lehrer tadeln, wenn er es nicht tut, weil er moderner und linguistisch besser ausgebildet ist als sie.

Also immer wieder: *Einwirkung der Linguistik*, durch das was sie tut wie durch das was sie tun müßte und nicht tut, *auf das Selbstverständnis und damit auf das Handeln der Gesellschaft*, und zwar vor allem auf dem Weg über die Schulen aller Art – heute auch mehr und mehr, auf dem Weg über die Massenmedien, zu den Erwachsenen.

Ich schließe damit die Skizze des »Warum«, und ich gehe über zu meinem letzten Teil: den *Forderungen*, die sich daraus für die Linguistik, für uns als Linguisten ergeben, gegenüber der heutigen und der aus ihr werdenden zukünftigen Gesellschaft.

Ich beginne mit einigem Negativen:

Wir müssen uns *hüten* vor einem unzureichenden, weil zu sehr simplifizierenden *Gesetzesbegriff* und einem damit verbundenen überhöhten (und dadurch fiktiven) *Genauigkeitsbegriff*. Bitte verstehen Sie mich recht: ich rede nicht der Ungenauigkeit das Wort – das sei ferne von mir, dazu bin ich zu lange sowohl Wissenschaftler als Schulmeister gewesen; aber ich warne vor einem *unreflektierten Genauigkeitsbegriff*, daß man aus lauter Freude an Formalisierung nicht mehr beachtet, inwiefern die *Daten* in der Sprache überhaupt eindeutig und grenzscharf erhoben werden können und inwiefern eine »Grenze der Ableungs-Schärfe«, ja in einigen Gebieten eine *konstitutive Unschärfe* besteht, die es *nicht* zuzudecken, sondern, im Gegenteil, ehrlich sichtbar zu halten und *in die Theorie aufzunehmen* gilt.

Ich bitte nochmals vor allem die jüngeren Kollegen, mich hier nicht falsch zu verstehen: das *Vorgehen* des Linguisten kann niemals zu »genau« sein, in dem Sinne, daß der Linguist von allen Bedingungen seiner Arbeit, von allen Voraussetzungen usw., vom Spiel von Hypothesenbildung und Verifikation/Falsifikation ganz klare Rechenschaft gibt. Gelehrt gesprochen: er muß den Forderungen eines kritischen Rationalismus voll Genüge leisten. Allgemeinverständlich gesprochen: er muß mit offenen Karten spielen; er muß alle seine Hypothesen, seine Ausgangs-Annahmen ganz klar formulieren, mit Bezug auf eine umgreifende Theorie, und er muß seine Verfahren und deren mögliche Schärfe und Unschärfe klar angeben. Dann muß er aber auch darauf gefaßt sein – und er muß es, wenn es eintritt, ehrlich zugeben – daß er sehr oft auf nicht-eindeutige Fakten stößt. Ist das der Fall, so muß er

seine Begriffe so konstruieren und seine Methoden so handhaben und weiterentwickeln, daß sie eben dem *nicht-idealen*, dem tatsächlich vorgefundenen Zustand der betreffenden Sprache gerecht zu werden vermögen.

Es war für das deutsche Geistesleben (und auch für die Sozialgeschichte bis hin zur politischen Geschichte) vielfach verhängnisvoll, daß man die Sprache als eine geheimnisvoll-urtümliche Macht betrachtete (bei manchen romantischen Linguisten) und daß man glaubte, diese Macht könne nicht hinterfragt werden, durch »bloße Analyse« werde das Wesentliche zerstört, der »Geist« ausgetrieben usw.

Es wäre aber vielleicht nicht weniger verhängnisvoll, wenn sich in der öffentlichen Meinung der Eindruck befestigen sollte, die Sprache sei eine ideal-logische Wesenheit, zwar schwer durchschaubar für den Laien, aber völlig berechenbar für den Linguisten, der sich des Computers bedient. Das wäre, scheint mir, nur ein neuer Aberglaube an Stelle des alten, und der Linguist und Computerfachmann rückt dabei an die Stelle des priesterlichen Interpreten; er läuft Gefahr, der »Medizinmann« der modernen Kultur zu werden – der Medizinmann, der das dem Laien unzugängliche Geheimwissen verwaltet und daraus seine Macht über die Laien bezieht.

Ich möchte diesen Vergleich mit dem Medizinmann nicht zu weit treiben, ich möchte nicht schwarz malen, aber die Gefahr scheint mir zu bestehen. Als Beweis dafür, daß es auch andere so sehen, zitiere ich hier ein Papier, dessen Verfasser weit genug von meiner eigenen Meinung und Haltung entfernt sind, um als unverdächtig gelten zu können: den »Kolibri« (*Kommunikation, Linguistik, Berichte, Rezensionen, Informationen*), herausgegeben von einer stark marxistisch orientierten Hamburger Gruppe von Assistenten und Studenten. Hier wird kritisiert (Januar 1971, S. 5), daß die sozialen Beziehungen »aus dem Forschungsbereich der Linguistik als Marginalbereiche ausgegliedert und an Spezialdisziplinen delegiert werden«. Dann geht es weiter:

Damit wird überhaupt erst möglich, daß Sprache in Systeme bzw. Subsysteme hypostasiert wird, deren normativer Charakter den Sprachbenutzer im extremen Fall zum Objekt von Generations- und Transformationsregeln macht (und damit antiemanzipatorisch der Perpetuierung bestehender Verhältnisse in die Hände arbeitet).

Ich identifiziere mich nicht mit dem sachlichen Teil dieser Kritik, denn die Erkenntnis von Regularitäten – wenn sie tatsächlich bestehen – ist für mich nicht anti-emanzipatorisch, sondern *Bedingung* für fakti-

sche Emanzipation. Ich teile aber die Befürchtung, daß bei einer Selbstbeschränkung der Linguistik auf den rein systematisch-algebraischen Aspekt und bei der zu weit getriebenen Idealisierung (die ihrerseits nötig ist, wenn man formalisieren will) die wichtigsten Gegenstände des Linguisten auf der Strecke zu bleiben drohen, nämlich das Transparentmachen der *tatsächlichen Kommunikation*.

Damit komme ich vom Negativen zum Positiven:

Wir Linguisten müssen ganz klar sehen, daß Sprache ein *Instrument* ist, geschaffen und gehandhabt von *vielen*, nämlich von Millionen von Sprachteilhabern, und gehandhabt für den Ausdruck und die Mitteilung *alles* dessen, was Menschen interessiert und bewegt. Damit hängt zusammen, daß die *Idealisierung* und damit die *Formalisierung* und *Berechnung* nur sehr beschränkt möglich ist, wenn man nicht wesentliche Verzeichnungen und Fehler riskieren will. Sprache ist nicht ein System, wie man in Überinterpretation eines berühmten Satzes von Saussure oft sagt, sondern ein *Komplex ineinander verzahnter Teilsysteme*; sie zeigt daher immer wieder etwas, was wir am besten »Behelfsnatur« nennen, sie ist eine Sammlung fortwährender *Aushilfen* für neue, nie ganz genau vorhergesehene und oft nicht genau vorhersehbare Lagen; sie ist daher *nicht* oder nur in sehr grober Weise berechenbar, auch nicht für den Fachmann mit seinen Datenverarbeitungsanlagen.

Daraus ergibt sich, daß das Hauptgewicht *nicht* auf der Feststellung von »grammatisch« und »ungrammatisch« bei ad hoc konstruierten Sätzen liegen sollte, weder in der Linguistik noch in der Schule (ich verweise nochmals auf die beiden Sprachbücher). Ja, das *Konstruieren* von Sätzen aus Elementen müßte überhaupt sehr stark zurücktreten, ganz ebenso wie das »Bilden« von Sätzen in der Schule (bei Kindern, die seit ihrem 2. Lebensjahr deutsch sprechen und die längst viel mehr Satztypen beherrschen, als ihre Lehrer oft glauben).

Darf ich das noch etwas ausführen. Die hohe Schätzung des *Konstruierens* und des Erlernens und bewußten Gebrauchs von Konstruktionsregeln liegt *dann* nahe, wenn man Sprache sehr nahe an *Logik* herandrückt, wenn man sie als ein ideales und grundsätzlich durch verhältnismäßig einfache Regeln erfaßbares System auffaßt. Nun ist aber die Sprache eben per definitionem *un-ideal*. Sie hat *keine* direkte Beziehung zu *Wahrheit* und *Nicht-Wahrheit*. Ein völlig unkorrekter, die Sprach-

konventionen verletzender Satz kann *wahr* sein, wahr im logischen Sinne, und ggf. sehr wirksam, und ein ganz korrekter Satz kann *falsch* sein, unwahr, logisch und sachlich irreführend, und ggf. völlig unwirksam.

Diese *Relativierung* des sonst oft unbewußt angenommenen *Wahrheitswertes* der Sprache, der Nachweis, wie man mit der Sprache *manipulieren*, wie man Wahrheit etwas *frisieren*, wie man raffiniert *lügen* kann – das ist die Linguistik der Gesellschaft schuldig, sie ist es ihr heute in einem ganz besonderen Maß schuldig. Nur so kann nämlich auch der Laie sich genügend *wehren* gegen sprachvermittelte Beeinflussung, gegen *Propaganda* und *Werbung* aller Art. Nur so kann er den nötigen Grad von *Emanzipation* erreichen.

Dazu gehört auch die klare Einsicht, daß sich Sprachbeherrschung *nicht* einfach mit dem Besitz kognitiver Fähigkeiten deckt (obwohl die beiden sicher zusammenhängen – aber längst nicht so direkt wie manche Sprach-Barrieren-Theoretiker [und -Politiker] annehmen).

Dazu gehört ferner die Überwindung des heute noch so weit verbreiteten Glaubens, in der Schule wie in der Linguistik, daß sich der genaue Inhalt eines Begriffs entnehmen lasse oder entnehmen lassen müßte aus dem *Terminus*. »Fingo« heißt doch »ich stelle irgend etwas dar« – darum ist alle sprachliche Darstellung *fiktional*« – diese Beweisführung hörte ich kürzlich in einem germanistischen Fachgespräch. Demgegenüber muß immer wieder der Saussuresche Satz betont werden »le signe linguistique est arbitraire«. Der Wortinhalt, der *Begriff*, kann *nicht* aus dem Aufbau des Wortes, des Terminus entnommen werden, er muß *je besonders* durch geeignete Mittel im Lernenden aufgebaut, vom Lernenden nachvollzogen werden. Ich verzichte hier auf Beispiele und verweise auf das Kapitel »Motiviertheit sprachlicher Zeichen« in dem Band »Linguistische Grundbegriffe« (= Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft, Bd. 1, Frankfurt 1971, S. 58–63).

Um nun den genannten Forderungen zu genügen – und es sind legitime Forderungen der Gesellschaft an die Linguistik – müssen wir eine Linguistik pflegen, die das soziale Verhalten, die *Kommunikation* einbezieht, ja in den Mittelpunkt stellt, und die allen Aufweis des *Sprachsystems* nur im Zusammenhang mit der Kommunikation, getestet durch Erfahrungen in der Kommunikation betreibt. Wir dürfen uns also

nicht auf den »ideal speaker« beschränken, mit dessen Einführung es sich Chomsky etwas zu bequem gemacht hat, sondern wir müssen eine *Linguistik als Sozialwissenschaft* haben, eine Linguistik, die die »Soziolinguistik« nicht als Spezialfach (und als Alibi) *neben* sich hat, sondern als ihren Kern *in sich*, und das muß sich in der gesamten Methodenlehre auswirken.

Unter diesem Blickwinkel erweist es sich nun gar nicht mehr als Hauptaufgabe, einen Regelapparat für die *Generierung von Sätzen* aufzubauen, sondern eine sichere, intersubjektive *Methodik des Textverstehens* und durch sie hindurch eine Methodik des Verstehens sprachlicher Gebilde überhaupt, eine Methodik des Verstehens von Kommunikation.

Um nochmals einen Blick auf die Schule zu werfen: auch dort ist dann längst nicht so wichtig, daß man »Sätze bildet« und sich die Regeln für die Bildung einiger Gruppen solcher Sätze bewußt macht, sondern daß man *Texte liest* und daran das *Verstehen bewußt macht*, es durchschaubar macht, und zwar gerade durch das *verschiedene* Verstehen des *gleichen* Textes, ja des *gleichen Satzes* (der auf den genau gleichen abstrakten Generierungs-Regeln ruhen kann!) durch *verschiedene Leser*. Damit wird jede Deutschstunde *auch* zu einer Erprobung des Sozialverhaltens, zu einer Einsicht in die Eigenart und Andersartigkeit des Partners, zu einer *Übung, den andern mit seinem Verstehen ernst zu nehmen*, ihn gelten zu lassen, *neben* dem eigenen Verstehen, wenn ein Gespräch nicht von selbst zu einer Einigung führt.

Für solchen Deutsch- und überhaupt Sprachunterricht aber ist wiederum Bedingung, daß der *Lehrer* entsprechend befähigt ist, daß er solch *verschiedenes Verstehen* eines Textes (im Rahmen eines Rahmen-Verstehens, auf das man sich durch Diskussion objektiv einigen kann) überhaupt als möglich, ja als sinnvoll, als *unausweichlich* erkennt. Dazu gehört, daß er im Studium beim Linguisten gelernt hat, den Globalbegriff »Sprache« zu *relativieren*. Er muß wissen, daß jeder Sprachteilhaber in gewissem Maße *seine eigene* Sprache hat, seinen *Idiolekt*, und daß manches an diesem Idiolekt durch ganz persönliche Erfahrungen, durch die individuelle Lernbiographie des betr. Menschen, auch und vor allem schon des Schülers, bedingt ist. Der Lehrer muß wissen, daß er selber auch einen Idiolekt spricht, daß also ein »Anders-Sprechen,

Anders-Schreiben, Anders-Verstehen« beim Schüler nicht einfach »Fehler« und »noch nicht richtig« sein muß, sondern unter Umständen *ebenso berechtigt* wie das, was der Lehrer spricht und schreibt, wie *er* versteht. Ebenso muß der Lehrer wissen, daß eine Sprache nie ganz einheitlich ist, sondern daß sie ein *Deckungsbereich* mehr oder minder unterschiedener Gebietssprachen und Schichtsprachen ist, ein *Deckungsbereich* von Dialekten und Soziolekten, und daß diese je an ihrem Ort vollberechtigt sind.

Das heißt keineswegs, daß der Lehrer nun dem Schüler alles durchgehen läßt. Der Schüler *muß* erfahren, und er hat ein *Recht* zu erfahren, *wie man wo in welcher sozialen Rolle* spricht und schreibt; aber er hat ein Recht, das *einzusehen*, mit seinem Verstand, in vernünftigem Gespräch, und *nicht einfach korrigiert zu werden*. Und dazu hat er ein Recht, in *seinem* Soziolekt und ggf. Dialekt und in *seinem* Idiolekt *ernstgenommen* zu werden. Dialekte und Soziolekte sind nicht »schlechtes Deutsch« sondern »anderes Deutsch«; das ist ein Unterschied. Und was den Idiolekt betrifft, so muß auch der Schüler schon ganz klar erkennen können: »Verschiedene Leute sprechen verschieden, auch wenn sie das Gleiche meinen; nicht selten sagen zwei das gleiche Wort, und sie meinen damit Verschiedenes. Das muß man berücksichtigen beim Zusammenleben, man muß sich über solche Verschiedenheiten hinaus verstehen lernen.« Dann leistet der Sprachunterricht seinen wichtigen Beitrag zur *Sozialisation überhaupt*, sowohl zum *Akzeptieren des andern* wie zur *Behauptung der eigenen Persönlichkeit*.

Für das alles *braucht es Linguistik*, es braucht moderne, kritische Linguistik, so wie es für die Krankenhäuser Medizin und für die Industriebetriebe Ingenieurwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft braucht. Hier liegt die Aufgabe der Linguistik für die Gesellschaft. Darum brauchen wir Linguistik an der Universität, und zwar nicht nur für die Philologen, sondern ein Linguisticum-Sociologicum für *jeden* Wissenschaftler. Ein solches Linguisticum-Sociologicum muß auch mehr und mehr, sowie die Lehrer es zu leisten vermögen, in die Oberstufe der Gymnasien, die »Kollegstufe« eingebracht werden, und entsprechende reflektierte, wissenschaftlich vertretbare Haltungen müssen im ganzen Schulwesen durchdringen, bis hinunter in die Kindergärten, und sie müssen mit der Zeit ins öffentliche Bewußtsein überhaupt hineinkommen – so wie durch einseitige Linguistik oder durch Fehlen von Linguistik oft

irreführende, zu Diskriminierung anderer Menschen verleitende Haltungen aus Wissenschaft und Schule die öffentliche Meinung und das Handeln weiter Kreise bestimmt haben.

So sehe ich das Verhältnis von Linguistik und Gesellschaft, vor allem als *Aufgabe* der Linguistik, Aufgabe eines jeden von uns Linguisten, für die Gesellschaft.

Symposion über Grammatiktheorien in ihrer Anwendung auf die Beschreibung des heutigen Deutsch

Zweck und Aufgabenstellung

Zum Abschluß der Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates wurde ein eintägiges Symposion über Grammatiktheorien in ihrer Anwendung auf Sprachbeschreibungsaufgaben des heutigen Deutsch veranstaltet.

Dabei sollte nach dem Vorschlag eines vom Kuratorium beauftragten Vorbereitungsausschusses eine Diskussion zwischen Experten über Eigenschaften von Grammatiken provoziert werden durch einen exemplarischen Vergleich der Anwendungsmöglichkeiten von Grammatiktheorien auf das heutige Deutsch. Um einen solchen Vergleich von den Zufälligkeiten verschiedener Interessen und unvergleichbarer Teilbereiche der Sprache unabhängig zu machen, schien es geraten, den Teilnehmern dieses Grammatiker-Symposions eine ganz bestimmte, begrenzte Aufgabe zu stellen, deren unabhängig und parallel aufgrund verschiedener Grammatiktheorien und Darstellungsmethoden vorbereitete Lösungen sie bei dem Symposion vortragen und zusammen mit den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Rates diskutieren sollten.

Die von Peter von Polenz vorgeschlagene Aufgabe bestand in einer kontrastiven grammatischen Analyse der im Folgenden wiedergegebenen Stelle aus Luthers ›Sendbrief vom Dolmetschen‹ und einer Übersetzung ins heutige Deutsch, die mit möglichst weitgehender Beibehaltung der syntaktischen Struktur dieses Satzgefüges von den Teilnehmern eines germanistischen Hauptseminars erarbeitet worden war. Dabei konnten diejenigen Teile, in denen die Übersetzung keine syntaktische Änderung vornehmen mußte, vernachlässigt werden. Unberücksichtigt bleiben sollten Graphematik, Interpunktion, Phonematik und alle lexikalisch-semantischen Unterschiede, die keinen Einfluß auf syntaktische Veränderungen haben. Erwünscht waren auch sprachge-

schichtliche Erklärungen von in dieser Übersetzung auftretenden Erscheinungen des grammatischen Systemwandels.

Wenn ich D. Luther mich hette mügen des versehen /
das die Papisten alle auff einen hauffen so geschickt were/
dz sie ein Capitel yn der schrift
kündten recht vnd wol verteutschen/
So wolt ich furwar mich der demut haben finden lassen /
vn sie vmb hilff vnd beystand gebeten
das Newe Testament zuuerteutschen.

Wenn ich, D. Luther, damit hätte rechnen können,
daß die Papisten alle miteinander so geschickt wären,
daß sie ein Kapitel der Hl. Schrift
richtig und gut verdeutschen könnten,
hätte ich mich sicher so demütig finden lassen wollen,
a) sie um Hilfe und Rat beim Verdeutschen
des Neuen Testaments zu bitten.
b) daß ich sie um Hilfe und Rat beim Verdeutschen
des Neuen Testaments gebeten hätte.

Analyse-Beiträge lieferten Hennig Brinkmann (in Abwesenheit), Johannes Erben, Jean Fourquet, Hans Glinz, Paul Grebe und Hans Jürgen Heringer. Georg Stötzel legte ein Exposé über die Lösungsmöglichkeiten nach traditionellen Grammatiken (O. Behaghel, H. Paul) vor. Vergleichende Referate über die einzelnen Lösungen hielten Klaus Baumgärtner und Helmut Gipper; die Diskussionsleitung hatte Gerold Ungeheuer.

Analyse-Beiträge

Hennig Brinkmann:

1) *Literarische Gattung:* Sätze aus literarischen Texten können nicht richtig beurteilt werden, wenn man von der literarischen Tradition absieht, in der sie stehen. Luthers Schrift gehört zu einer Gattung (»Sendbrief«), die heute kein wirkliches Äquivalent besitzt. Insofern gibt es auch für Luthers Satz heute keinen literarischen Ort. Der von Luther gewählten Gattung entspricht eine persönliche Fassung, die sich in der Form einer Antwort auf Fragen des Empfängers mit den Anhängern des Papstes (den »Papisten«) auseinandersetzt. Der ausgewählte Satz leitet die Antwort ein.

2) *Die rhetorische Tradition:* Dieser Satz beruht auf einer konditionalen Beziehung, der eine rhetorische Fiktion zugrunde liegt. Luther spricht hypothetisch seinen Gegnern eine Fähigkeit zu, die er ihnen im folgenden Satz aberkennt, und er spricht für sich eine Bereitschaft aus (wieder hypothetisch), die er im folgenden Satz zurücknimmt. Beide Sätze gehören zusammen. Ihr Zustandekommen kann nur aus der rhetorischen Tradition verstanden werden (vgl. Quintilian, *Institutio oratoria* IV, 1,8 ff.). Mit dieser rhetorischen Tradition kann heute nicht ohne weiteres gerechnet werden.

3) *Literarische Legitimation:* Aus diesen Feststellungen ergibt sich, daß der Satz heute keinen literarischen Ort und keine literarische Legitimation hat. Eine Übersetzung kann darum eigentlich nur die Aufgabe haben, mit den Mitteln der gegenwärtigen Sprache die (damalige) Meinung zu explizieren. Auf diese Weise kann aber nicht ein Analogon entstehen, das einen Strukturvergleich erlaubt.

4) *Satzfolge:* Einzelsätze reichen als Repräsentanten eines sprachlichen Systems nicht aus, weil sie nicht aus der Satzfolge gelöst werden können, in der sie stehen, weil sie »Vorgängersätze« oder »Nachfolgesätze« sind. Luthers Satz ist ein Vorgängersatz, der auf Weiterführung angelegt ist. Das zeigt schon das hier weggelassene *zum ersten*, das als Einleitung eines Abschnittes eine Satzfolge inszeniert. Echte Konditionalsätze, die nicht eine später zurückgenommene Fiktion aussprechen, können unter Umständen für sich stehen, besonders aber Abschnitte eröffnen, weil sie ihre Geltung selbst formulieren; dasselbe können Fragesätze leisten, die Anstöße zu thematischer Erörterung formulieren (diese beiden Möglichkeiten bestehen auch heute).

5) *Die Rollen:* Der Eingangssatz eröffnet mit *ich D. Luther* eine »lineare« Folge. Der Sprecher (*ich*) nennt seinen Namen (*D. Luther*) und erlaubt so dem Empfänger eine Identifizierung. Er gibt sich so als verantwortlichen Urheber der linearen Folge zu erkennen. Die Rolle des Sprechers, durch das Rollenwort *ich* kenntlich gemacht, bleibt in der gesamten Satzfolge des Textes identisch. Die lineare Folge, für die ein Sprecher verantwortlich ist, ist aber zugleich Bestandteil einer »alternierenden« Folge, die zwischen Partnern vor sich geht, weil sie sich als Antwort auf Fragen gibt. Dabei kommt es zu einer »Rollenverschiebung«: der wirkliche Partner der Auseinandersetzung, die An-

hänger des Papstes (die *Papisten*), wird aus der Rolle eines Partners, der angesprochen werden kann, in die Rolle eines Besprochenen versetzt, der nicht angesprochen wird (*sie*); Luther selbst aber wählt einen anderen Partner (den Adressaten des »Sendbriefes«: *Ihr*), um in der Hinwendung zu ihm seine Auseinandersetzung mit den *Papisten* auszusprechen. Die Rolle des Sprechers wird durch den Einsatz des Modalverbums *wollen* modifiziert zur Manifestierung einer Intention (*so wolt ich ... haben ...*).

Für die in Punkt 4 und 5 getroffenen Unterscheidungen sei auf den neuen 6. Hauptteil in der Neubearbeitung meines Buches »Die deutsche Sprache« verwiesen (Düsseldorf 1971).

6) *Der komplexe Satz*: Komplexe Sätze werden daran erkannt, daß sie mehrere verbale Gruppen mit Personalform (»finite«) enthalten. Sie sind nicht »unfinit«, sondern »multifinit« angelegt. Dabei können verbale Gruppen mit Personalform durch nominale Gruppen vertreten werden; wir sprechen dann von »multinominalem« Bau.

Komplexe Sätze entstehen durch 3 Verfahrensweisen:

a) Verbale Gruppen mit Personalform folgen aufeinander als eine Reihe, bei der jede Gruppe der anderen syntaktisch gleichwertig ist (man pflegt dann von »Koordination« zu sprechen).

b) Ein Satz nimmt verbale Gruppen mit Personalform auf, die Glieder (oder Teile von Gliedern) des Satzes repräsentieren. Diese verbalen Gruppen haben zum Rahmensatz dasselbe syntaktische Verhältnis wie Satzglieder, die durch Substantive (bzw. deren Stellvertreter) oder substantivische (unter Umständen auch adjektivische) Gruppen repräsentiert sind. Wir nennen dieses Verfahren, bei dem es zur Subordination verbaler Gruppen mit Personalform kommt: »Entfalten«. Satzglieder werden durch »Gliedsätze« dargestellt.

c) Verbale Gruppen mit Personalform treten zueinander in Beziehung durch eine übergreifende, außerzeitliche Relation (Kausalität, Bedingung, Gegensatz, Entsprechung), bei der Beziehungssatz (»Nebensatz«) und Bezugssatz (»Hauptsatz«) nur in der ausgesprochenen Korrelation gelten; der Beziehungssatz formuliert die Relation, die gelten soll.

Für diese Verfahrensweise sei auf mein Buch »Die deutsche Sprache« verwiesen (5. Hauptteil, 5. Kapitel).

Aus der gegebenen Definition ergibt sich, daß kein komplexer Satz vorliegt, wenn die verbale Gruppe, die hinzutritt, ohne Personalform

ist, also ein »infinites Feld« darstellt. Die Bezeichnung »satzwertiger Infinitiv« sollte für diesen Fall besser vermieden werden, weil mit infiniten Feldern keine Satzintention verbunden ist (wie sie stets zu einer finiten Verbalform gehört). Solche infiniten Felder können sich mit der zugehörigen finiten Verbalgruppe zu einer syntaktischen Einheit oder einer syntaktischen Zweiheit verbinden (im zweiten Falle steht das Infinitzeichen zu).

Vgl. dazu: »Die deutsche Sprache« (4. Hauptteil, 2. Kapitel).

Der Eingangssatz aus Luthers »Sendbrief vom Dolmetschen« wird durch eine konditionale Beziehung konstituiert, die hypothetisch gefaßt ist. Die konditionale Beziehung ist durch die Korrelationen *wenn . . . so . . .* kenntlich gemacht, ihr hypothetischer Charakter durch Konjunktiv II (*hette mügen* bzw. *wolt haben*), wobei *wolte* nicht Indikativ des Präteritums, sondern Konjunktiv II ist (heute: *hätte können*, bzw. *hätte wollen*). Durch das Bedingungsverhältnis werden zwei Modalitäten zueinander in Beziehung gesetzt: eine Motivation (*mügen*) und eine Intention (*wollen*); eine Intention zu einem Verhalten wird an eine Motivation dafür geknüpft. Das Verhalten, auf das sich die Modalverben beziehen, wird durch infinite Felder formuliert (*hette mügen des versehen*, bzw. *wolt ich mich der demut haben finden lassen*), wie das auch heute üblich ist (dabei gilt, wie immer beim Modalfeld: syntaktische Einheit).

7) *Die Struktur des komplexen Satzes*: Der Beziehungssatz (hier: Bedingungssatz), in dem sich Modalverb (*hette mügen*) und infinites Feld (*mich des versehen*) vereinen, entfaltet nacheinander in zwei verbalen Gruppen mit Personalform Inhalte (Informationen), die vorausgegangene pronominale Hinweise (*des*, bzw. *so*) explizieren: zunächst den Inhalt der Erwartung, die an *versehen* geknüpft ist (*des versehen*, *das die Papisten . . . so geschickt weren . . .*), dann den Inhalt der Befähigung, die mit *geschickt* verbunden ist (*so geschickt, daz sie ein Capitel yn der schrift kündten recht und wol verteutschen*). Diese verbalen Gruppen mit Personalform werden durch Spätstellung der Personalform als Glieder kenntlich gemacht und durch *daz* (in Verbindung mit dem pronominalen Vorhinweis) als eine semantische Einheit dem Beziehungssatz (nachträglich) eingefügt. Die pronominalen Hinweise bezeichnen ihren syntaktischen Ort im Rahmensatz und wecken eine Erwartung, die durch die »Inhaltssätze« erfüllt wird.

Der Bezugssatz ist anders angelegt: Das Modalverb (*so wolt ich haben*)

schließt zwei koordinierte infinite Felder ein, die sich mit ihm zu einer syntaktischen Einheit verbinden (*mich der demut finden lassen und sie umb hilff und beystand gebeten*); ihnen folgt im Verhältnis einer syntaktischen Zweiheit ein weiteres infinites Feld (*das Newe Testament zuverteutschen*), das bekannt gibt, wofür »umb hilff und beystand gebeten« wird.

Beziehungssatz und Bezugssatz unterscheiden sich also dadurch in ihrer Struktur, daß der Beziehungssatz verbale Gruppen mit Personalform (»Nebensätze«) enthält, die Informationen geben, während der Bezugssatz durch verbale Gruppen ohne Personalform (infinite Felder) Verhaltensweisen namhaft macht.

Grundsätzlich unterscheidet sich diese Struktur nicht von einer Entsprechung im heutigen Deutsch. Die Abweichungen der Heidelberger Fassung beim Bezugssatz sind nicht durch Unterschiede der Systeme verursacht. Es handelt sich vielmehr um Alternativen, aus denen eine Wahl getroffen wird.

Der Bedingungssatz könnte heute wie damals als Fragesatz mit Erststellung der Personalform und ohne *wenn* formuliert werden (*hette ich mich mügen des versehen*, bzw. *Hätte ich das erwarten können*).

Die beiden im Bezugssatz durch *und* koordinierten infiniten Felder könnten auch in ein Verhältnis der Subordination gebracht werden (*so wolt ich mich der demut haben finden lassen, sie . . . zu bitten . . .*, bzw. *so hätte ich mich so demütig zeigen wollen, sie um Unterstützung zu bitten*).

Das letzte infinite Feld, das als syntaktische Zweiheit die Art der erwarteten Unterstützung nennt, könnte unter Umständen auch heute in der bei Luther gegebenen Gestalt nachgetragen werden (bei lockerer Fügung). Die Fassung bei Luther ist durch das Bedürfnis bestimmt, Beziehungssatz und Bezugssatz gleicher Weise in *verteutschen* einmünden zu lassen (also eine »stilistische« Variante).

8) *Die sprachlichen Repräsentanten*: Der Luthersatz und seine heutige Entsprechung unterscheiden sich nicht durch die Struktur, sondern durch die Wahl der sprachlichen Repräsentanten.

Das gilt zunächst für den Ausdruck der Modalität (zur Modalität jetzt die Neubearbeitung des Kapitels über das Modalsystem in meinem Buch »Die deutsche Sprache«).

Die »Setzung« (bei Weinrich: »Assertion«) wird bei Luther durch *furwar* betont, das heute nur in feierlicher Rede möglich wäre, sonst

aber durch *wahrhaftig* (Heidelberger Fassung: *sicher*) zu ersetzen ist.

Die bei Luther eingesetzten Modalverben (*mügen, kunnen, wollen*) gehören zur Modalität der Realisierung, d. h. sie modifizieren die Voraussetzungen für einen Vollzug. Bei *wollen* hängt der Vollzug von der Intention des Subjekts ab. Eine solche Intention kann heute mit *wollen* nicht mehr für die Vergangenheit ausgesprochen werden. Wir können noch sagen: *Er will (wollte) den Zeugen gesehen haben*, aber nicht: *Ich will (wollte) den Zeugen gesehen haben*. Es handelt sich dabei um eine Behauptung (Äußerung), für die dem grammatischen Subjekt die Verantwortung zugewiesen wird; als grammatisches Subjekt kommt in diesem Falle nicht der Sprecher in Betracht. Statt des Modalverbs *wollen* müßte heute ein anderer Repräsentant gewählt werden (etwa: *wäre ich bereit gewesen*).

kunnen und *mügen* unterscheiden sich bei Luther als innere und äußere Motivation. Heute müßte auch die äußere Motivation durch *können* angegeben werden; wenn die innere Motivation genauer bestimmt werden soll, müßte ein anderer Repräsentant stehen (etwa: *verstehen*).

Mit den Modalverben verbinden sich zusätzlich andere grammatische Unterschiede. Ein Unterschied betrifft die Stellung des finiten Modalverbs, das sich mit Infinitiven verbindet. Wenn es sich mit einem Infinitiv im »Nebensatz« verbindet, muß heute das finite Modalverb die letzte Stelle erhalten (*daß sie verdeutschen können*); wenn es sich mit mehr als einem Infinitiv verbindet, geht die finite Form des Modalverbs der Infinitiven voran (*wenn ich hätte erwarten können*). Dabei steht Infinit I (*können*) für Infinit II (*gekonnt*). Diese Regelung gilt noch nicht bei Luther. Die Vollzugsstufe zum Modalverb *wollen* (Konjunktiv II) wird bei Luther nicht wie bei *mügen* gebildet (*hette mügen*), sondern (wie im Mittelalter) mit Infinitiv des Perfekts (beim Infinitum): *ich wolte haben lassen* (statt: *ich hätte lassen wollen*). Dasselbe gilt für die Verbindung mit *bitten*: *ich wolte haben gebeten*; nur daß in diesem Fall eindeutiges Infinitum II (*gebeten* gegen: *bitten*) steht. Die Verbindung *sich finden lassen* müßte heute etwa durch *sich zeigen* wiedergegeben werden (wir haben noch: *sich sehen lassen*). Weil *sich finden lassen* als kausative Modifizierung von *sein* aufgefaßt ist, kann es sich mit dem modalen Genitiv verbinden, der heute in literarischer Prosa noch ganz üblich ist (*guter Laune sein*).

Der adverbale Genitiv bei *sich versehen* (*mich d e s versehen*) wäre lite-

rarisch noch möglich (*sich dessen versehen*), ist aber sonst bis auf wenige Reste ausgeschieden.

Die Opposition bei Luther: *ein Capitel yn der schrift – das Neue Testament* müßte heute etwa so verdeutlicht werden, wenn sie im Sinne Luthers verstanden werden soll: *auch nur ein Kapitel aus der Heiligen Schrift – das ganze Neue Testament*. In diese Opposition gehört noch *alle auff einen hauffen hinein (alle zusammen)*. Eine Übersetzung, die Luthers Intentionen zum Ausdruck bringen will, könnte etwa lauten:

»Wenn ich, D. Luther, Grund gehabt hätte zu erwarten, daß die Anhänger des Papstes, alle zusammen, dazu fähig wären, daß sie auch nur ein Kapitel aus der Heiligen Schrift richtig und angemessen zu verdeutschen wüßten,

dann wäre ich wahrhaftig bereit gewesen, mich bescheiden und entgegenkommend zu zeigen und sie um Mitarbeit und Unterstützung zu bitten bei dem Versuch, das ganze Neue Testament zu verdeutschen«.

Johannes Erben:

1) Der isolierte, aus einem größeren Textzusammenhang gerissene Satz ist in keinerlei Hinsicht ausreichend, um die »Angemessenheit einer Grammatiktheorie« darzulegen: Er könnte höchstens zufälliger Anlaß sein, um über eigene Grundsätze zu sprechen.

2) Die beigegebene Heidelberger Übersetzung ist nicht durchweg zutreffend und kaum als gelungen zu bezeichnen, selbst wenn man zugesteht, daß es schwer möglich ist, den kunstvollen Parallelismus und rhythmischen Satzschluß Luthers bei einer Umsetzung in heutiges Deutsch zu bewahren (meinen eigenen Übersetzungsvorschlag s. u. 9).

3) Es erscheint mir daher auch aus diesem Grunde ratsam, nicht von dieser unursprünglichen Textfassung auszugehen, sondern von Luthers Originaltext.

4) Der Luthersatz soll auf Grund der Kenntnis des Gesamttexts (»Sendbrief«) und des bisherigen Wissens über die Luthersprache untersucht werden – und zwar zunächst hinsichtlich seiner syntaktischen »Makrostruktur«, dann hinsichtlich der eingesetzten »Lexeme« (Wörter und Wortformen). Angestrebt wird, durchsichtig zu machen, wie sich dieser umfangreiche Satz aufbaut und wie die »Mitteilung« (Information) grammatisch organisiert ist.

5) Der komplexe Satz ist der erste Teil einer umfassenden Antwort

auf Fragen und Vorwürfe der »Papisten«, die Luthers Bibelübersetzung betreffen. Er erweist sich als eine hypotaktische Verkettung mehrerer Prädikationen.

6) Virgelsetzung, Fügewörter und Großschreibung sind Hinweise des Textes auf seine wichtigste Gliederung. Wir verdeutlichen dies durch folgende Anordnung und setzen in Klammern die zusätzliche Interpunktion des Wittenberger Drucks vom gleichen Jahr 1530 (= B):

- 1 *Wenn ich D. Luther (I) mich hette mügen des versehen /*
- 2 *das die Papisten (I) alle auff einen hauffen (I) so geschickt werē (I)*
- 3 *dz sie ein Capitel yn der schrift kündten recht vnd wol verteutschen /*
- 4 *So wolt ich furwar mich der demut haben finden lassen /*
- 5 *vn sie vmb hilff vnd beystand gebeten (I)*
- 6 *das Neue Testament z u erteutschen.*

Die ausgewogene Zweiteiligkeit des Satzgefüges ist offensichtlich: Konditionaler Vordersatz (*Wenn ... verteutschen* 1–3) + Nachsatz mit dem übergeordneten Verbalkomplex (*So wolt ich ...* 4–6). Doch ist jeder Teil wieder dreigliedrig, wobei die jeweils dritte Zeichenkette (Zeile 3 bzw. 6) der vorausgehenden zweiten (Zeile 2 bzw. 5) untergeordnet ist (Signal: *so ... dz* 2/3 bzw. ... *zuertereutschen* 6) und mit ihr – terminologisch neutral benannt – einen syntaktischen »Block« bildet: (2 + 3) sowie andererseits (5 + 6). Dieser ist im Nachsatz syntaktisch gleichgeordnet (*vnd* 5), wenn auch das Weitergehen der nicht wiederholten Hilfsverbkombination *wolt ... haben* (4) die folgende Partizipialgruppe (... *gebeten* + Infinitivgruppe 5/6) an Zeile 4 bindet, ebenso die inhaltliche Ergänzungsbedürftigkeit von *der demut* (4); im Vordersatz ist dieser syntaktische »Block« hingegen als »Objektsatz« (*des versehen/das ...* 1/2) untergeordnet, d. h. diese komplexe syntaktische Einheit (Kombination zweier Zeichenketten: Z. 2 + 3) besetzt – der Verbalenz entsprechend – eine syntaktische Position des übergeordneten Verbalkomplexes (Z. 1). Der dreigliedrige konditionale Vordersatz enthält also einen zusammengesetzten »Objektsatz«, der seinerseits einen »Gradsatz« (*so geschickt ... dz ...* 2/3) als letztes Satzglied aufweist, wobei kein Ineinanderschieben (etwa **Wenn ich, das die Papisten ... so geschickt weren, mich hette mügen versehen ...*) das Verständnis erschwert, sondern ein einfaches Nacheinander dieser hypotaktisch verketteten Prädikationen mit *wenn, daß* und (*so*)*daß* vorliegt: (*wenn ... [das ... <daß ...>]*), d. h. eine klare, leicht verständliche Struktur und dennoch weitausholend und spannungweckend.

7) Von der »Mitteilungsperspektive« her gesehen, die eine zureichende, auch den funktionalen Wert der Zeichen- und Informationsfolge erkennende Sprachbeschreibung einbeziehen muß, spricht der Vordersatz (bes. Zeile 1) von einer persönlichen Erwartung (»Zuversicht«) Luthers hinsichtlich der Beschaffenheit (Fähigkeit) seiner Gegner und der Nachsatz (bes. Zeile 4) von einer persönlichen Absicht. Die gesamte Aussage ist eine Willensbekundung für einen hypothetischen, als nicht gegeben angesehenen Fall.

8) Der Informationskern läßt sich bei der Analyse der »Lexeme« leicht ermitteln. Vorder- und Nachsatz des Gefüges enden betont mit dem gleichen, beide Teile verbindenden Infinitiv *verteutschen* nebst dem jeweils voranstehenden Objekt *Capitel yn der schrift* (3) bzw. *das Newe Testament* (6). Die Aussage gilt also der zentralen Aufgabe der Bibelübersetzung (des »Dolmetschens«). Im einzelnen geht es nun – und das wird für den syntaktischen Aufbau entscheidend – *umb hilff und beystand* (5) der »Papisten« dabei und um die demütige Bereitwilligkeit (*humilitas*!) eine solche Hilfe zu erbitten (4/5) – falls die Voraussetzung eines ausreichenden »Könnens« der »Papisten« (2/3) als gegebene Möglichkeit anzusehen ist (1). Von den drei auffälligen Modalverben bezieht sich das zentral genannte *können* (3) auf die (Un-)Fähigkeit der »Papisten«, *mugen* (1) auf die von Luther als unreal angesehenen hypothetische »Möglichkeit«, bei ihnen eine solche »Kunst« vorauszusetzen, und *wollen* (4) als Verb der betuernden Willensbekundung Luthers für diesen unwahrscheinlichen Fall. Es ist betont vorangestellt (*wolt ich*) und der folgende Infinitivkomplex durch den Ausdruck der »Vollzugsstufe« (*haben*) verstärkt, was das »Gewollte« bereits als »gegeben« hinstellt: *wolt ich* (Dominanz des Ausdrucks der »Modalität«) . . . *haben* (Tempussignal der »Vollzugsstufe«) *finden lassen* (Bezeichnung der »Diathese«). Die Zweigliederung des Satzes (*Wenn ich . . ./So wolt ich . . .*) wird zusätzlich unterstrichen durch die besondere Struktur der zwei verbalen Hauptkomplexe (Z. 1 und 4): beide sind auf den Sprecher bezogene Reflexivkonstruktionen mit der charakteristischen Pronominalkombination *ich mich*, wobei dem ersten *ich* (Z. 1) als erläuternder Zusatz die appositive Selbstvorstellung folgt: *D. Luther* (= ich bin Luther und bin Doctor theologiae, d. h. beruflich und berufenermaßen als Inhaber der »Bibelprofessur« für solche Aufgaben zuständig).

9) Die sinngemäße Übersetzung dieses wirkungsvoll gestuften Luthersatzes wäre etwa:

- (1) Wenn ich, D. Luther, hätte erwarten können,
 - (2) daß die Anhänger des Papstes – und zwar alle miteinander – so ausreichend gerüstet¹ wären,
 - (3) daß sie einen Abschnitt der Hl. Schrift richtig und gut zu verdeutschen wüßten²,
 - (4) so hätte ich mich wahrhaftig in demütiger Bereitwilligkeit finden lassen,
 - (5) und würde sie gebeten haben,
 - (6) das N. T. verdeutschen zu helfen.
- 10) Der »kontrastive« Vergleich zeigt, daß im Gesamtaufbau des Satzgefüges wenig geändert werden muß. »Vorsatzstaffeln« dieser Art sind im heutigen Deutsch durchaus sprachüblich. Auch sonst wird nicht eigentlich ein sprachlicher »Systemwandel« faßbar; vielmehr zeigen sich lediglich gewisse Verschiebungen der Sprachnorm:
- a) im Rückgang des adverbialen Genitivs (*des 1, der demut 4*), obwohl man in gehobener Redeweise durchaus noch sagen könnte: *sich dessen versehen*; adnominal hingegen ist der Genitiv heute geläufig, so daß man die – lat. Formeln der Zeit (*capitula in libris*) entsprechende – Präpositionalfügung der Zeile 3 einfach mit *einen Abschnitt der Hl. Schrift* übersetzen kann.
 - b) Rückgang im Gebrauch besonderer Adverbialformen (*wol 3*) und stattdessen zunehmende Anwendung des adj. Beiworts (*gut*) auch in adv. Funktion, wenngleich einige Wendungen (*wohl daran tun, wohl bekomm's*) noch üblich sind.
 - c) Änderungen in »Bedeutung« und Gebrauch von *können* und *mögen*.
 - d) Strenger geregelte Endstellung des finiten Verbs bzw. des »Ersatz-infinitivs« im Nebensatz (vgl. Zeile 1 und 3).
 - e) Die seltsame Reflexivkonstruktion *sich finden lassen* + Genitiv (*der demut 4*) sollte man allerdings nicht zum Anlaß nehmen, über den »Systemwandel« zwischen Früh-nhd. und Nhd. tiefgründige Spekulationen anzustellen, weil Luther zwar den Typus *wenn yhr yhn sucht, wird er sich von euch finden lassen* (1524 WA Bibel 9,2, 220) kennt – auch Fügungen wie *lesset sich gnedig finden* (1533 WA Bibel 12,192 f.) und *lies sich ... da heim finden* (war zur Stelle:

¹ Vgl. *vnd hat yhn fullet mit dem geyst Gottis, das er weyse, verstendig, kundig sey zu allerley werck* (1523)/... *das er weise, verstendig, geschickt sey* ... (1545 WA Bibel 8,314 f.).

² Vgl. den Folgesatz: *Aber die weil ich gewüst ... / das yhr keiner recht weiß, wie man dolmetschen/odder teutsch reden sol / hab ich sie vnd mich solcher mühe vberhaben.*

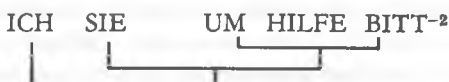
1543 WA 53,485) –, aber für einen so gebrauchten Genitiv bisher noch keine Parallelen ermittelt sind, welche die damalige Sprachüblichkeit dieser Konstruktion erweisen.

*Jean Fourquet*¹:

Im heutigen Deutsch kann ich den Satz bilden:

Wenn ich damit rechnen könnte, w ü r d e ich sie um Hilfe bitten.

Der verbale Komplex:



vermittelt die Vorstellung eines bestimmten Vorgangs, wobei die Mitspieler (actants), Objekt und Subjekt, eingeschlossen sind.

Die Verbindung des Stammes *werd-* mit dem Infinitiv deutet auf einen Vorgang, der im Augenblick des Sprechaktes noch aussteht, eventuell ist. Sie bringt ein Moment der *Vorschau* zum Ausdruck.

Der Anzeiger für den II. Konjunktiv, der in der Form *würde* enthalten ist, deutet darauf, daß der ausstehende Vorgang als hypothetisch (als *nur-gedacht*, GLINZ) zu verstehen ist.

Wir sind hier auf der Ebene der Besprechhaltung im Sinne H. Weinrichs. Was geschieht aber, wenn dasselbe Verhältnis auf einen Zeitpunkt der Vergangenheit bezogen wird, wenn wir auf die Ebene der Erzählhaltung übergehen, oder richtiger auf die präteritale Ebene?

Der Anzeiger für den II. Konjunktiv ist historisch aus der Addierung des Anzeigers für Konjunktiv mit dem Anzeiger für Präteritum entstanden; diese modale Verwendung schließt die temporale Verwendung, als Zeichen für die präteritale Ebene, aus. Als Ersatzform wird etwa vom XIII. Jahrhundert ab die Perfektumschreibung, *haben/sein* + II. Partizip, verwendet, die dann eine temporale (nicht mehr »aspektuelle«) Funktion bekommt.

¹ Die Prinzipien, die mich bei der Behandlung dieser Stelle geleitet haben, sind ausführlicher dargelegt in: Prolegomena zu einer deutschen Grammatik (Synchronie); Zur Entstehung des neuhochdeutschen Verbsystems (Diachronie), in: Festschrift für Hugo Moser.

² Die Versalien deuten darauf, daß es sich um den Aufbau des Inhalts handelt.

Auf präteritaler Ebene finden wir demzufolge im *Wenn*-Satz eine Verbindung des Anzeigers für den II. Konjunktiv mit der Perfektform: *Wenn ich damit hätte rechnen können, . . .*

Morphologisch kann nur das v. f., das Hilfsverb, Träger des Anzeigers für II. Konjunktiv sein.

Im Obersatz haben wir die Perfektform (als Zeichen der präteritalen Ebene) mit einer schon periphrastischen Form zu verbinden; das ergibt, nach den morphologischen Regeln der heutigen Sprache:

. . . würde ich sie um Hilfe gebeten haben.

Es ist aber gebräuchlicher, daß man das Moment der Vorschau unausgedrückt läßt. Einerseits ist dieses Moment schon durch den *Wenn*-Satz nahegelegt; andererseits wird es unwichtig, wenn es sich um die Sicht vom Präsens aus auf vergangene Zeiten handelt, um historische Sicht auf nicht-eingetretene Ereignisse. Daher:

. . . hätte ich sie um Hilfe gebeten.

Die ausdrücklichere Form mit *würde* kann jedoch, wenn sie auch selten ist, nicht als sprachwidrig betrachtet werden. In einer Schrift gegen den Versailler Vertrag hatte ich mir einen Satz notiert, der etwa so lautete:

»Es ist klar, daß die Franzosen, wäre es in ihrer Macht gewesen, den stolzen Bau unserer Väter, das Reich, zerstört haben würden.«

Es hat keinen Sinn, sich zu fragen, wie die Form zu deuten sei, als Verbindung von *zerstört* mit *haben würden* = *hätten*, oder von *zerstört haben* mit *würden*. Funktionell betreffen die Oppositionen Präsens – Präteritum, Indikativ – II. Konjunktiv nicht den Inhalt des Verbstamms, sondern sind auf den Inhalt des ganzen Komplexes zu beziehen; die Verbform ist nur Träger des »signans«.

In der Sprache Luthers gibt es noch keine so genaue Spezialisierung der periphrastischen Ausdrücke für »Ausstehendes« wie im heutigen Deutsch: die Verbindung mit *werden* und die mit den Modalverben *wollen*, *sollen* stehen noch auf gleicher Ebene.

Wir können uns demnach in der Sprache Luthers sehr gut einen Satz vorstellen wie:

Wenn ich mich des versehen möchte, wollt ich sie um hilfe bitten.

Dem Inhalt nach entspräche ein solcher Satz dem heutigen Satz:

Wenn ich damit rechnen könnte, würde ich sie um Hilfe bitten.

Es gibt im heutigen Deutsch auch eine Verwendung von *wollen* und *sollen* als Hilfsverben der Vorschau, des Prospektivs, und der Satz:

Könnte ich damit rechnen, so wollte ich sie um Hilfe bitten.
wäre durchaus verständlich, wenn er auch vielleicht jetzt als etwas veraltet oder mundartlich gefärbt anmutet.

Nun stellt sich aber die Frage der Übertragung dieses Inhalts auf präteritale Ebene, also der morphologischen Kombination mit der Perfektumschreibung in präteritaler Bedeutung. Es gibt da keine andere Möglichkeit als die eben bezeugte:

*... so wolt ich sie um hilfe gebeten haben.*³

oder:

... so wolt ich fürwahr mich der demut haben finden lassen, ...

und die Entsprechung im heutigen Deutsch wäre:

... so würde ich sie um Hilfe gebeten haben.

... so würde ich sicher mich demütig genug haben finden lassen, ...

Im heutigen Deutsch ließe sich der Satz:

Wenn ich damit rechnen könnte, wollte ich sie um Hilfe bitten.

auf keine Weise auf die präteritale Ebene übertragen. Nach dem Vorbild des Satzes mit *würde* käme man zu:

*... *so wollte ich sie um Hilfe gebeten haben.*

Diese Lösung ist mit Recht vom Übersetzer verworfen worden.

Die andere Folge, nämlich:

... so hätte ich sie um Hilfe bitten wollen.

ist keine Übersetzung mehr. Sie ist mit:

... so hätte ich sie um Hilfe gebeten.

zu vergleichen, nur daß sie ein neues semantisches Element hineinbringt, den ausdrücklichen Willen, wie dies in Sätzen wie

... er hätte das tun wollen.

der Fall ist.

In der vorgeschlagenen Übersetzung ist *wollen* einfach zu streichen; *ich hätte mich so demütig finden lassen* genügt, um Luthers Meinung zu vermitteln. *Ich würde mich so demütig haben finden lassen* mutet mich an wie eine etwas überdeutige Philologenübersetzung, die jedoch nicht sprachwidrig ist.

³ Vergleiche engl. *I would have asked them for help.*

1 Stellung des zu analysierenden Teils im Gesamttext

Die Aufgabe greift einige Zeilen heraus aus einem Text, der in der Ausgabe von Bischoff (Tübingen 1951) 15 Seiten, im Nürnberger Druck von 1530 (Bischoff: A) 19 Seiten umfaßt. Wer Textlinguistik treibt, muß daher zuerst knapp Rechenschaft geben von der Stellung des zu analysierenden Teils im Gesamttext.

1.1 Abschnitte (*Alineas*)

Der Text von 1530 gliedert sich in Titelblatt (1 S.), Vorwort von W. Linck (1 S.) und Text von Luther (mit Anrede, Brieftext, Unterschrift und Empfänger-Hinweis, insgesamt 17 S.). Der Brieftext gliedert sich in zwei ungleich lange Teile, wobei der zweite (Bischoff S. 28–29) in A durch größeren Zwischenraum, in B durch neuen Titel (»Auff die ander frag . . .«) als eine besondere Einheit markiert ist. Als deutlichste Untereinheit erweisen sich die Abschnitte, markiert durch neue Zeile mit kleinem Einzug. Der ganze Text ist in A in 34 Abschnitte gegliedert (Abschnitt 1–26 bilden den Teil I, Abschnitt 27–34 den Teil II). Die Abschnitte haben im Durchschnitt die Länge einer halben Seite, mit ziemlich geringen Abweichungen nach oben und nach unten. Im Druck B sind Abschnitt 1 und 2 sowie Abschnitt 3 und 4 des Druckes A zu je *einem* Abschnitt zusammengenommen. Sonst entsprechen sich die Grenzen der Abschnitte genau. Wir fassen also in den Abschnitten mit hoher Wahrscheinlichkeit eine vom Autor intendierte Unterteilung des Gesamttextes, und damit eine Stütze für die Gliederung beim Lesen/Verstehen (kybernetisch gesprochen: Anhaltspunkte für die Superierung der je in *einem* Abschnitt enthaltenen Einzelaussagen und Gesamtsätze zu *einem* »Superzeichen«).

1.2 Sätze

Innerhalb der Abschnitte finden wir eine Gliederung durch Virgeln, Majuskeln und Punkte. Die Untersuchung zeigt, daß die Virgel oft eine Untereinheit markiert, die sich mit dem modernen Begriff »unmittelbares Textelement« deckt. Die Setzung der Virgeln ist aber in den beiden Drucken z. T. verschieden (möglicher Vergleich: verschiedene Phrasierung ein und desselben Musikstücks in verschiedenen Ausgaben), und wir gehen daher für die weitere Untersuchung *nicht* von der Gliederung durch die Virgeln aus – das dürfte sich ebenso wenig empfehlen

wie das Ausgehen von den durch Komma abgegrenzten Stücken in modernen Texten.

Die Majuskeln bei Nicht-Nomen und Nicht-Adjektiven markieren, wie Leseproben und das Achten auf Haupt- und Gliedsatz zeigen, nicht nur den Beginn einer neuen Einheit (also vorhergehendes Satzende), sondern oft auch einen Höhepunkt im Satz. Ein eindeutiger Neuanfang läßt sich aber überall dort konstatieren, wo Punkt (*nicht* Abkürzungspunkt!) *und* darauf folgende Majuskel auftreten. Wir haben damit eine Einteilung in *Gesamtsätze* (zu diesem, zunächst rein orthographischen Satzbegriff vgl. Glinz, Deutsche Grammatik I, 1970, S. 26–32).

Auch die Einteilung in *Gesamtsätze* ist aber nicht in beiden Texten genau gleich, obwohl sie sich auf weiten Strecken deckt. Der Abschnitt 2, dem der zu analysierende Text entnommen ist, gliedert sich im Druck A in 3, im Druck B in nur 2 *Gesamtsätze*, bei genau gleichem Wortbestand und genau gleicher Konstruktion. Der *Gesamtsatz* ist also *nicht* durch die grammatische Struktur von vorn herein festgelegt, er ist kein grammatischer Begriff im engeren Sinn, sondern eine von der grammatischen Feingliederung relativ unabhängige Einteilung unterhalb der Abschnittsebene. Auch der Satz, so bestimmt, gibt beim Lesen eine wichtige Hilfe zur Superierung des in den Einzelaussagen Gebotenen.

Der zu analysierende Text bildet den Anfang von Abschnitt 2 und beginnt: »Zum ersten/ Wenn ich D. Luther . . .«. Er ist im Druck A durch Punkt und darauffolgende Majuskel abgeschlossen, bildet also zusammen mit »Zum ersten« einen *Gesamtsatz*. Im Druck B gehören noch weitere 3 Zeilen zum gleichen *Gesamtsatz*.

2 *Aufbau aus Aussagen* («komplexer Satz»)

2.1 *Abgrenzung*

Der Probetext umfaßt 52 Wörter (Wort = durch Zwischenraum abgetrennte Einheit, Worttrennung wegen Übergang auf neue Zeile nicht berücksichtigt). Diese Wörter (fortlaufend numeriert) sind beim Lesen/ Verstehen (auf Grund der Kompetenz des Lesers, auch wenn dieser kein frühnhd. gelernt hat) eindeutig zusammenzunehmen zu folgenden 6 *Aussagen* (Aussage = je auf einer verbalen Kette beruhende, in Satzgliedern organisierte Wortfolge; was hier »Aussagen« genannt wird, heißt im Beitrag Erben »Prädikationen«):

- a (1–9) *Wenn ich D. Luther mich hette mügen des versehen/*
- b (10–19) *das die Papisten alle auff einen hauffen so geschickt weren/*
- c (20–31) *dz sie ein Capitel yn der schrifft kündten recht und wol
vertentschen/*
- d (32–41) *So wolt ich furwar mich der demut haben finden lassen/*
- e (42–48) *und sie umb hilff und beystand gebeten*
- f (49–52) *das Newe Testament zuuertentschen.*

2.2 Verknüpfung der Aussagen (der »Prädikationen«) untereinander

Diese 6 Aussagen sind folgendermaßen gedanklich miteinander verknüpft (d. h. der Leser muß sie, mit Hilfe seiner eigenen Kompetenz, gemäß folgenden »satzlogischen« Kategorien zusammenfügen):

- a (und durch ihre Anknüpfung an a auch b und c)
= *Bedingung* für die Geltung von d (und damit von e und f)
[»Konditionalsatz«]; zugleich *Rahmen* für b (das Pronomen »des« eröffnet eine Leerstelle, die durch b spezifizierend ausgefüllt wird)
- b (und durch seine Anknüpfung an b auch c)
= *Inhalt* der geistigen Tätigkeit »sich versehen«, in a schon angemeldet durch das Pronomen »des« (ersetzbar durch »der Tatsache« oder ein bei Luther vorkommendes Wort entsprechenden Inhalts)
[»Inhaltssatz«]; zugleich eine Leerstelle für »Angabe eines hohen Grades« eröffnend, die dann durch c ausgefüllt wird (»so . . . , daß . . .«)
- c *Inhalt und Folge* der Eigenschaft »so geschickt sein«
[»Konsekutivsatz« als »Inhaltssatz zu einem so-sein«]
- d (und durch ihre Anknüpfung an d auch e und f)
= in seiner Geltung *bedingt* durch die Geltung von a (mit b und c), zugleich auf genauere Füllung der Eigenschaft »demut« angelegt
[d ist also zugleich »*Hauptsatz*« für den Konditionalsatz a und für die Fortführung (oder: den Inhaltssatz) e]
- e (und durch seine Anknüpfung an e auch f)
= *zweite* (speziellere) *durch a* (mit b und c) *bedingte* Aussage; die Aussage ist morphosyntaktisch parallel zu d (als Fortführung, mit Entnahme des Verbs aus d; man ergänzt »und hett sie gebeten«, »und wolt sie gebeten haben«); nomosyntaktisch ist die Aussage aber als Inhalt zu »demut« einzuordnen (daher in der nhd. Wiedergabe durch Inhaltsinfinitiv oder durch daß-Sätze übersetzt); in den zwei Nomen »hilff und beystand« ist zugleich ein Anknüpfungspunkt für weitere Spezifizierung gegeben

[e ist also »Fortführung/Inhaltssatz« zu d und zugleich übergeordneter Satz (»Hauptsatz«) für f]

f Nennung der *Tätigkeit* (der *Aufgabe*), für die »hilff und beystand« (e) in Frage kommen

[Inhalts-Infinitiv, zugleich final, zu »um hilff und beystand bitten«]

Insgesamt zeigt sich also ein sehr klarer Aufbau aus zwei Hälften (Beginn der zweiten durch die Majuskel bei »So« markiert), wobei jede Hälfte aus drei Aussagen besteht:

Konditionalgefüge: Konditionalsatz – Inhaltssatz – Konsekutivsatz

Hauptgefüge: Hauptsatz – speziellerer Hauptsatz/Inhaltssatz – Inhaltssatz/Finalsatz.

2.3 Vergleich mit dem heutigen Nhd.

Die Umformungen in der vom Heidelberger Seminar erarbeiteten nhd. Fassung sind vielleicht darauf zurückzuführen, daß man sich an der Diskrepanz von Morpho- und Nomostuktur bei Aussage e stieß und ebenso am Ineinander von Inhaltssatz-Charakter und Final-Charakter bei Aussage f. Beides ist aber noch heute durchaus üblich, mindestens in der Umgangssprache (vgl. dazu die Kennzeichnung als »unecht« bei Heringer):

<i>Ich bin doch nicht so dumm</i>		<i>jetzt zu verkaufen.</i> <i>daß ich jetzt verkaufe.</i> <i>und verkaufe jetzt.</i>
-----------------------------------	--	--------------------------------------------------------------------------------------------

A bat den B ihm zu helfen den Wagen beiseite zu schieben.

Umgekehrt kann die Tätigkeit (Situation), für die um Hilfe gebeten wird, wohl schon in Luthers Sprache auch durch Präpokasus gegeben werden: *Hilfe im Kampf* usw. Die Wiedergabe des Lutherschen Inhaltsinfinitivs (das Neue Testament zuerteutschen«) durch einen Präpokasus (»beim Verdeutschen des Neuen Testaments«) ist also keineswegs ein Systemwandel, sondern nur verschiedene Auswahl aus damals wie heute bestehenden Möglichkeiten (also genau gleicher Befund wie bei Erben).

2.4 Verknüpfung durch Anaphora

Unter diesem (vor allem von Harweg betonten) Aspekt ist zu notieren:

Verknüpfung von d mit a: ich D. Luther → ich

Verknüpfung von c und e mit b: die Papisten → sie → sie

Semantische Anaphora kann notiert werden von »schrift« in c zu »das Neue Testament« in f.

2.5 Äquivalenz verschiedener Morphostrukturen für gleiche Nomostruktur

Als Konditional-Kennzeichnung (a im Verhältnis zu d) ist neben »wenn« + Verb-Endstellung (*nicht* strenge Finitum-Endstellung!) auch auch F-Spitzenstellung möglich: »Hett ich D. Luther mich mügen des versehen, . . .«

Für den Inhaltssatz b sind äquivalent:

daß sie so geschickt *weren* (also »daß« + F-Endstellung)

sie *weren* so geschickt (also F-Zweitstellung, mit obligatem Konjunktiv)

Für den Inhaltssatz/Konsekutivsatz c sind äquivalent:

daz sie ein Capitel . . . *kündten verteutschen*

(daz sie so geschickt *weren*) *und ein Capitel . . . kündten verteutschen*
und kündten ein Capitel . . . verteutschen

Der Nachweis solcher Äquivalenzen, für die lebende Sprache unmittelbar durch Ersatzproben möglich, muß für ältere Sprachzustände durch Vergleich von Parallelstellen (ggf. auch Varianten) geführt werden, er ist daher nie mit gleicher Sicherheit möglich wie für die lebende Sprache.

3 Aufbau der Aussagen aus verbalen Teilen und Satzgliedern

3.1 Komplexe Ketten

Die Aussagen a, c und d enthalten komplexe verbale Ketten (d. h. Gefüge aus »Modalverb« + Hauptverb):

- sich eines dinges *versehen mügen*
- ein Capitel recht und wol *verteutschen kunnen*
- sich der demut *finden lassen wollen*

Die semantischen Werte als solche sind heute wie damals vorhanden, doch sind z. T. andere Träger dafür eingetreten (*können* für *mügen*). Auch die Voranstellung des Finitums vor das Infinitum (bei Endstellung des ganzen Verbalkomplexes) findet sich noch heute, wie die Übersetzung dokumentiert (»wenn ich damit gerechnet *hätte* – *wenn* ich damit *hätte* rechnen können«; vgl. Glinz, Deutsche Grammatik I, S. 84).

3.2 Satzglieder, ihre Beziehung zum Verb

Wir finden Subjekte, Objekte, Genitivobjekte, Präpokasus, Graduale und Situative, wie heute, aber nicht immer in gleicher Zuordnung zu den betr. Verben wie heute. Im Einzelnen:

a) <i>ich D. Luther</i>	<i>mich</i>	<i>des</i>
Subjekt	Objekt	Gen.-
	(refl.)	Objekt

Das verbale Semantem »sich eines Dinges versehen« (= »es erwarten, damit rechnen«) gehört nicht zur Kompetenz P (produktiven Kompetenz) eines durchschnittlichen Deutschsprechenden von heute; sein semantischer Wert wird aber aus dem Zusammenhang leicht erschlossen, und von diesem Moment an existiert das Semantem als Teil der Kompetenz R (rezeptiven Kompetenz) des Lesers: Beispiel aus Schiller: »Sprecht, wessen soll man sich zu euch versehen?«

b) <i>die Papisten</i>	<i>alle auf einen Haufen</i>	<i>so geschickt</i>
Subjekt	ablösbarer Teil des Subj. (Beleg: »die P. sind alle auf einen Hauffen nicht so geschickt«); mit attributivem Präpokasus (dazu unten 3.3)	Gradual mit vorausgehendem Graduat (zur Definition dieses Begriffs siehe Glinz, Deutsche Grammatik II, 1971, Kapitel 16)

c) <i>sie</i>	<i>ein Capitel in der schrift</i>	<i>recht und wol</i>
Subj.	Objekt mit attributivem Präpo-Dativ	Gradual, mit zwei Kernen (Kriterium: »so recht und wol, daß sie . . .«)

d) <i>So</i>	<i>ich</i>	<i>furwar</i>	<i>mich</i>	<i>der demut</i>
kein Satzglied, sondern Teil der subord. Kjn; Probe: Weglaßbarkeit; kein Ersatz durch »in dieser Weise«	Subj.	Situativ	Obj. (refl.)	Genitiv-Objekt

Das verbale Semantem »sich der Eigenschaft x finden lassen« (= »sich als mit dieser Eigenschaft versehen erweisen«) besteht nicht mehr; man hat dafür Semanteme mit Objekt »die Eigenschaft x haben/zeigen/aufweisen«.

- e) *sie* Präpo-Akkusativ
 Objekt *umb hilff und beystand*

Das verbale Semantem »jemanden um etwas bitten« ist noch völlig gebräuchlich.

- f) *das Neue Testament*
 Objekt

Es sei betont, daß diese Satzglied-Bestimmungen rein morphosyntaktisch sind; eine »Nomosyntax des einfachen Satzes«, in der z. B. die Morpho-Kategorie »Präpo-Kasus« sehr Verschiedenes darstellen kann, ist erst noch zu schaffen. Klar dürfte immerhin sein, daß die schlichte Unterscheidung »Adverbiale – Präpositionales Objekt« keinesfalls ausreicht.

3.3 Komplexe Satzglieder

Als komplexe Satzglieder (Satzglieder, die mehr als einen Kasus enthalten) wurden in 3.2 schon genannt:

- alle auff einen hauffen*
ein Capitel in der schrift

Beide Strukturen sind heute noch vorhanden, mindestens in der Umgangssprache (»da standen sie *alle in einem dichten Klumpen*«; »Das erste Kapitel *in diesem Buch* enthält . . .«).

Besonderer semantischer Wert von »alle auff einen hauffen«: Reduktionsform einer ganzen Aussage, konditional oder konzessiv (»wenn [auch wenn] man sie alle auf einen Haufen hat, sie alle zusammennimmt«).

3.4 Innenstruktur fallbestimmter Satzglieder

Bekanntheitspronomen (»bestimmter Artikel«) wie heute:

die Papisten die Schrift die Demut das Neue Testament

Wahlfreiheits-Pronomen (»unbestimmter Artikel«) wie heute:

auf einen Haufen ein Kapitel

Pronominalteil Null bei Nomen, die eine Tätigkeit, ein Verhalten darstellen, wie heute: um *Hilfe* und *Beistand* bitten

Adjektivteil wie heute: *das Neue Testament*

Heute (mindestens in gepflegter Sprache) nicht mehr gebräuchlich: komplexer Kern aus glatter Verbindung von Personalpronomen und Namen »ich D. Luther« (das in diesem Text vermutlich so glatt zusammenzunehmen, ohne Pause zu lesen ist wie heute »ich alter Ken-

ner«); heute scheint die Betonung des Nachtragsverhältnisses (durch Neuansetzen »ich, D. Luther,«) obligat.

Auch hier, das sei betont, handelt es sich überall erst um Morphostrukturen; für einen ersten Angang an die dadurch signalisierten semantischen Werte und die Rolle in der Textkonstitution vgl. Deutsche Grammatik II, Kapitel 14.

3.5 Wortarten

Wie heute noch; dabei ist auch die Doppelwertigkeit von »das, dz« als Pronomen und als Partikel (subordinierende Konjunktion) strukturell klar faßbar, aber orthographisch noch nicht signalisiert.

3.6 Anmerkungen zu Tempus-Modus und zur Stellung der verbalen Teile

Diese Fragen wurden in dem Papier, wie es dem Symposion vorgelegt wurde, nicht behandelt.

Zu den Ausführungen von Fourquet zum Modus und Tempus bemerke ich, daß nach meiner Auffassung im ganzen zu behandelnden Satz eindeutig Konjunktiv II Perfekt vorliegt (was die traditionelle Grammatik in irreführender Weise als »Konjunktiv Plusquamperfekt« bezeichnet):

- a) wenn ich mich *hette mügen des versehen*
 fin. Partiz. Infinitiv
 Verb Perf.
 (nicht
 Inf.!)

Konj. II Perfekt

(»hätte können« als andere Phonomorphie zu »hätte gekonnt«)

- b) so *wolt* ich mich . . . *haben finden lassen* (= hätte mich gerne
 Finitum Inf. Inf. Partiz. finden lassen)
 Kjv. II Perfekt

Infinitiv Perfekt

Es sind folgende »Rücktransformationen« anzusetzen:

ich *wolt* mich *haben finden lassen*

ich *hett* mich *finden (ge)lassen*

Wegfall des »wollen«

ich *ließe* mich *finden*

Wegfall des Perfekts

man *fände* mich

Wegfall des Faktitiven

Man hört heute noch in lokalen deutschen Umgangssprachen:

Ich *wollte* Sie *gefragt haben* = Ich hatte (hätte?) Sie fragen wollen.

Ein Beleg für den stark modalen Gebrauch von »wollen« findet sich 4 Seiten später im Sendbrief (in Alinea 9): »Ich *wil* sie hierfür schlecht (= »schlicht, schlechthin«) *verachten* und *veracht haben*«.

Zur Stellung der verbalen Teile (Finitum *vor* dem Infinitum oder der infiniten Gruppe, auch bei Endstellung des gesamten Verbalgefüges, d. h. in der »Nebensatz-Stellung), deren Behandlung bei Behaghel und auch bei Heringer als zentrale Aufgabe erscheint: man darf nicht aus dem einen Beispiel »wenn ich ... *hette* mügen des versehen« auf eine generelle Voranstellung des Finitums in solchen Verbalkomplexen schließen. Dazu nur die die zwei folgenden Belege aus dem gleichen »Sendbrief vom Dolmetschen«, Alinea 13 und Alinea 15, also kaum eine Seite voneinander entfernt:

(1) ... des ich mich *geflissen/ vn* leider nicht allwege *erreicht* noch *troffen habe*

(2) Wie wol ich dennoch da mit nicht das beste deutsch *habe getroffen*

Hier haben wir in sonst gleicher syntaktischer Struktur (beidemale »Nebensatzstellung« des Verbs, einmal nach dem Relativ »des«, einmal nach der subordinierenden Konjunktion »wiewohl«) beim *gleichen* Verb »treffen« das eine Mal das Finitum *hinter* dem infiniten Teil (also dem heutigen Gebrauch entsprechend), das andere Mal das Finitum *vor* dem infiniten Teil.

Ähnliche Freiheit läßt sich für die Stellung der Teile *innerhalb* des infiniten Komplexes beobachten. In »*hette mügen* des versehen« geht das Partizip des Modalverbs »mügen« dem Infinitiv des Hauptverbs »versehen« voran. Aber in Alinea 27 lesen wir:

»... /das Gott selbs hat gar müssig sein *müssen/* (vnd die Heiligen *lassen* an seiner stat wircken vnd schaffen«). Hier geht das Partizip des Modalverbs »müssen« dem Infinitiv des Hauptverbs »müssig sein« nicht voraus, sondern es folgt ihm, so wie normalerweise heute. Dazu läßt sich ferner sagen, daß auch heute in Kindersprache und in sorgloser Umgangssprache durchaus Sätze gehört werden können wie »wenn ich hätte *können* länger dort bleiben«; »(ich weiß nicht), was ich hätte *müssen* sagen«.

Grundsätzlich ist wohl zu sagen, daß die ganzen Probleme der *Wortfolge*, mindestens im Deutschen, einen *besonderen* Bereich ausmachen, der von der Morphosyntax in mancher Beziehung unabhängig ist und dessen Phänomene zwar auf die der Morphosyntax bezogen werden sollen, aber keineswegs starr mit ihnen verknüpft werden dürfen.

4. Zur explanativen Kraft und zum Anspruch

Die vorgeführte Grammatik ist *nicht* in dem Sinne generativ, daß sie eine Formalisierung und Simulierung und damit verbunden eine strikte Vorhersage aller (unendlich vielen) in ihr möglichen Sätze gestattet (wie das die generative Transformationsgrammatik von sich fordert). Welchen Sinn es haben kann, für einen Text der Vergangenheit eine formalisierte generative Grammatik aufzubauen, soll hier nicht diskutiert werden.

Die Grammatik ist aber auch *nicht nur* deskriptiv im Sinne von Korpus-Analyse (das ist nur ihr Ausgangspunkt), sondern sie ist »*verstehens-erhellend*«: sie gestattet die *Bewußtmachung und Beschreibung des Verstehensprozesses*, den Aufweis der benutzten Strukturen und Einheiten auf den verschiedenen Ebenen; sie zielt auf das »*Nachkonstruieren* des Textes mit Hilfe der Kompetenz des Lesers«.

Dabei arbeitet sie grundsätzlich in ständiger Parallelisierung mit der Grammatik der Gegenwartssprache, d. h. mit der Kompetenz des durchschnittlichen heutigen Deutschsprechenden (auch des analysierenden Linguisten!). Sie zeigt, wie diese Kompetenz, in Konfrontation mit dem historischen Text (und mit Benutzung von Hilfsmitteln, z. B. Wörterbüchern), so erweitert und ggf. modifiziert werden kann (und es beim Einlesen in einen Text oder eine Epoche faßt automatisch wird), daß der Text in der jeweils gewünschten Genauigkeit *verstanden* wird. Alle Begriffe und Identifikationen (= Zuordnungen von Portionen des vorliegenden Textes zu in der Kompetenz vorhandenen Klassen) sind operational überprüfbar, bei der lebenden Sprache mit Hilfe von Informanten und Proben, bei historischen Sprachzuständen (die nur noch aus Texten rekonstruiert werden können) durch Rekonstruktion möglicher Proben auf Grund vergleichbarer Textstellen oder Überlieferungsvarianten. Insofern beansprucht die Grammatik sowohl Exaktheit (bezogen auf die Exaktheit des Gegenstandes) wie Objektivität (als »Intersubjektivität, Zustimmungszwang für alle, die sich der Durchführung der vereinbarten Proben ohne Vorurteil unterziehen«).

Die Grammatik ist integrierender Bestandteil einer Sprachtheorie, die den *gesamten Bereich der Textlinguistik und Verstehenstheorie* umfaßt und damit den bruchlosen Übergang zur Literaturwissenschaft und zur Didaktik nicht nur gestattet, sondern notwendig mit sich bringt. Sie stellt Verfahren bereit, die den gesamten Verstehensprozeß (d. h. die Performanz beim Lesen von Texten), und zwar nicht nur den syntak-

tischen, sondern auch den lexikalischen Aspekt intersubjektiv überprüfbar und damit erst wissenschaftlich diskutierbar macht.

Die vorgeführte Grammatik versteht sich *keineswegs als Konkurrent* einer voll formalisierten generativen Grammatik (die eine wirkliche Simulation und damit eine Vorhersage nicht nur des *Verstehens* vorgelegter sprachlicher Gebilde, sondern der *Produktion neuer* solcher Gebilde, in entsprechenden Situationen, gestattet). Wohl aber glaubt die operationale, »verstehens-erhellende« Grammatik, für eine solche voll formalisierte generative Produktionsgrammatik (die primär für lebende Sprachen sinnvoll ist, kaum für historische Sprachzustände) die *unerläßliche Vorarbeit zu leisten* und dadurch auf lange Sicht das zu ermöglichen, was die generative Grammatik schon heute postuliert, was sie aber in ihrer heutigen Form noch kaum leistet, wohl vor allem wegen der ungenügend reflektierten Ausgangsbegriffe, die zu großen Teilen einfach aus der traditionellen Grammatik entnommen sind.

Es ist kaum nötig anzufügen, daß die operationale Grammatik noch keineswegs abgeschlossen ist, sondern erst die Grundbegriffe, der verfahrenstechnische Rahmen und die Morphosyntax ausgearbeitet sind. Ein Hauptstück der Nomosyntax, nämlich die Beziehung der Aussagen im komplexen Satz, ist in Arbeit; eine Nomosyntax des einfachen Satzes (Aufweis der »Satzbaupläne« oder »Tiefenstrukturen ganzer Sätze«) dürfte erst leistbar werden, wenn der Bereich des komplexen Satzes genügend geklärt ist. Es dürfte sich hier die alte wissenschaftliche Erfahrung bestätigen, daß man oft das »einfache« Gebilde erst zureichend fassen kann, wenn man die Struktur des »komplexen Gebildes« vorher genügend geklärt hat.

Paul Grebe:

1. Zweck des Symposions ist es, »Theorien der Grammatik« einander gegenüberzustellen. Die gestellte Aufgabe verlangt jedoch eine »konstruktive grammatische Analyse« an Hand eines Satzes aus Luthers' Sendbrief vom Dolmetschen. Beide Aufgabenstellungen stehen im Widerspruch zueinander, weil eine Theorie nur synchron an *einen* Sprachzustand exemplifiziert werden kann, eine konstruktive Betrachtung aber *zwei* Sprachstände voraussetzt.

Wir beschränken uns deshalb auf die gewünschte Exemplifizierung an Hand der mitgegebenen Übersetzung. (Eine vergleichende Betrachtung

kann u. U. mündlich gegeben werden.) Dabei verhehlen wir nicht, daß uns zu diesem Zwecke ein Satz aus einem gegenwärtigen Text sinnvoller gewesen wäre. Es stellt sich also

2. die Frage, ob die gegebene Übersetzung in allen Teilen von heutigen Sprechern akzeptiert wird. Bei folgendem Textabschnitt war dies nicht der Fall: . . . *hätte ich mich sicher so demütig finden lassen wollen*. Zum Ersatz wurde angeboten: . . . *hätte ich mich sicher so bescheiden gezeigt* oder . . . *hätte ich mich sicher bereit finden können*. Wir wählen den ersten Ersatztext und betrachten in dieser Form die angebotene Übersetzung als eine in der Gegenwartssprache akzeptable Endkette. Da diese Kette eine in sich geschlossene Äußerung ist, bezeichnen wir sie als Satz.

3. In sich geschlossene Äußerungen, die wir Satz nennen, müssen nicht immer so umfangreich sein wie die angebotene Übersetzung. Sie können auch aus einem Wort oder einer geringeren Zahl von Wörtern bestehen, z. B.:

Karl wohnt in Mannheim.

Diesen zweiten Typ betrachten wir als den für unsere Interpretation geeigneten Fall und wenden uns ihm zu.

4. Die Kette *Karl wohnt in Mannheim* teilen wir mit Hilfe der Ersatzprobe (Glinz) so, daß syntaktische Positionen 1. Grades erkennbar werden:

Position a)	Position b)	Position c)
<i>Karl</i>	<i>wohnt</i>	<i>in Mannheim</i>
<i>Der Direktor</i>	<i>lebt</i>	<i>in Frankfurt</i>
<i>Mein Vater</i>	<i>arbeitet</i>	<i>in München</i>
<i>Er</i>	<i>ist</i>	<i>dort</i>

Stelleninhaber dieser Positionen sind Satzglieder. In den wenigen Fällen, wo eine syntaktische Position 1. Grades kein Paradigma hat, wie es in dem Satz *Es regnet*, sprechen wir von einem »neutralisierten Satzglied«.

5. Die in Position a) erscheinenden Paradigmen sind Namen, Nomen mit ihren Begleitern und Pronomen. Sie stehen im Nominativ und heißen als Satzglied Subjekt.

Die in Position b) erscheinenden Paradigmen werden »konjugiert«. Es sind Verben. Als Satzglied heißen sie Prädikat. Das Prädikat kann aus dem »finiten« Verb allein bestehen, es kann aber auch ein Gefüge mit anderen Verben sein wie: *er hat gewohnt*, *er wird wohnen*, *er kann wohnen*, *er bekam Bücher geschenkt* oder mit einem Verbzusatz: *der*

Zug fährt ab, er wird abfahren. Zum Prädikat rechnen wir sonst nur noch das Reflexivpronomen der echten reflexiven Verben.

Die in Position c) auftretenden Paradigmen sind Präpositionalgefüge oder Adverbien. Sie ergänzen in dem obigen Satz die Aussage des Subjekts und des Prädikats zu einem Satz. Wir benennen diese Satzgliedrolle erst, wenn wir solche Ergänzungen im Zusammenhang antreffen.

6. Die *Verschiebeprobe* (Glinz) bestätigt in den weitaus meisten Fällen die Ergebnisse der Ersatzprobe. Sie zeigt darüber hinaus in Aussagesätzen, daß das finite Verb eine Sonderstellung innehat.

7. Der Satz *Karl wohnt in Mannheim* könnte auch lauten: *Meine alte Tante wohnt in Mannheim*. Die Ersatzprobe zeigt, daß man auch das Satzstück *meine alte Tante* als Ganzes ersetzen kann und mit Hilfe der Verschiebeprobe als Ganzes verschieben muß. Satzteile, die in solcher enger Abhängigkeit zu ihrem Nukleus, hier *Tante*, stehen, sind *Attribute*. Sie nehmen syntaktische Positionen 2. Grades ein.

8. Die Satzglieder unterscheiden sich durch die Abhängigkeit, die zwischen ihnen besteht oder nicht besteht. Die *Weglaßprobe* wird im folgenden zeigen, daß wir zunächst zwischen *notwendigen* und *freien* Satzgliedern unterscheiden können. Die folgende Syntax basiert also auf der *Wertigkeitstheorie*.

9. Das Subjekt hebt sich dadurch heraus, daß es allen anderen Gliedern gegenübersteht. In jedem mehrgliedrigen Satz steht nämlich in der Subjektsrolle ein Etwas, über das alle anderen Glieder etwas aussagen. Formal läßt sich diese Sonderstellung wie folgt stützen:

a) bei der infiniten Reduktion eines Satzes fällt das Subjekt heraus:

Ich trage meiner Mutter den Koffer zum Bahnhof
... jemandem den Koffer zum Bahnhof tragen.

b) Es können über ein Subjekt die unterschiedlichsten Aussagen gemacht werden.

c) Zwischen Subjekt und Prädikat besteht Kongruenz in bezug auf Numerus und Person.

d) Das Subjekt »kommt für verbale Ableitungen nicht in Betracht«, weil es bei allen Verben erhalten bleiben muß (Polenz).

10. Die syntaktische Struktur unserer Sätze wird dagegen durch die Aussage über das Subjekt bestimmt. Um eine Übersicht über alle in unserer Sprache vorhandenen Strukturen von Aussagen zu erhalten, benutzen wir zunächst die Weglaßprobe. Es kommt uns nämlich vorläufig nur darauf an, aus einem großen Korpus alle Sätze auf jenen

Rest zu reduzieren, der keinen Abstrich mehr duldet, weil er sonst *ungrammatisch* würde. Vgl. Anhang 1.

Alle vorhandenen Glieder sind notwendig:

es sind dies die bereits bekannten Positionen des Subjekts und des Prädikats und die Ergänzungen zum Prädikat. Alle weggestrichenen Glieder sind freie Angaben.

11. Um festzustellen, ob sich diese nach der Struktur geordneten Ergänzungen zu weiteren Klassen zusammenfassen lassen, wenden wir erneut die *Ersatzprobe* an. Es zeigt sich dabei, daß wir Klassen erhalten, deren Stelleninhaber durch reine Kasusmorpheme geprägt sind (Ergänzungs-Nominativ, -Dativ, -Akkusativ, -Genitiv), daß eine andere Klasse nur Präpositionalia umfaßt und weitere Klassen Adjektive, Präpositionalia, Adverbien u. a. enthalten können. Die letzteren Klassen sind also Inhaltsklassen mit unterschiedlicher Struktur. Die Klassen können nun benannt werden. Sicher wäre es das beste, hierfür Zahlen zu verwenden. Als wir 1958/59 diese Benennung wohl zum ersten Mal vorgenommen haben, haben wir uns mit Rücksicht auf die von uns zu schreibende Grammatik so weit wie möglich an vorhandene Termini gehalten. Die Notwendigkeit, eine Klasse E₆ (Heringer) zu begründen, ergab sich dabei nicht. Der Versuch in den 50er Jahren, auch den reinen Kasusklassen einheitliche inhaltliche Züge zuzuschreiben, muß in dieser Form aufgegeben werden.

Anmerkung: Für die Trennung der Klasse mit nur Präpositionalia hat die neuere Forschung (Heringer, Engel) mit Recht darauf hingewiesen, daß die Präpositionen der erstgenannten Klasse fest sind, während die der anderen Klassen ersetzbar sind. Wir stimmen jedoch mit beiden Autoren nicht darin überein, daß nur im zweiten Falle die Präpositionen bedeutungsrelevant seien, weil sonst Sätze wie *er schreibt für die Regierung, gegen die Regierung, über die Regierung* inhaltlich gleich sein müßten.

12. Alle Ergänzungsklassen sind hinsichtlich ihrer Position im Satz gleichwertig, d. h. die alte »Objektgrenze« besteht nicht mehr. Soweit ich sehe, wurde diese Grenze erstmals von Weisgerber, Erben und Grebe in den 50er Jahren beseitigt, und zwar zu einer Zeit, in der selbst noch Tesnière an ihr festhielt (actants-circonstances).

13. Aus der vorgenommenen Klassifizierung ergeben sich die Satzbaupläne. Vgl. Anhang 2.

14. Wir unterscheiden zwischen Haupt- und Nebenplänen. Dieser Unterschied ergibt sich aus dem Abhängigkeitsverhältnis der Ergän-

zungen zum Prädikat. Es gibt nämlich Ergänzungen, die verbunmittelbar und solche die vermittelbar abhängig sind (vgl. hierzu u. a. von Polenz, Der Pertinenzdativ). Daraus ergibt sich, daß wir auch die vermittelbarabhängigen Ergänzungen als Satzglieder werten. Dies steht im Gegensatz zu Ulrich Engel, der definiert: »Als Satzglieder fassen wir das regierende Verb und dessen unmittelbare Dependenzien«. Hier wird plötzlich die Abhängigkeit für die Satzglieddefinition entscheidend, während doch die syntaktische Position ausschlaggebend sein sollte. Wenn man die Abhängigkeit für die Satzglieddefinition heranziehen will, dann könnte man bestenfalls von Satzgliedern 1. und 2. Grades sprechen.

15. Die Abstrichmethode zeigt, daß es Ergänzungen gibt, wie z. B. Akkusativobjekte oder Raumergänzungen, die obligatorisch und andere, die fakultativ sind:

obligatorisch: *Der Gärtner bindet die Blumen.*

fakultativ: *Der Bauer pflügt den Acker im Rabengrund.*
Der Bauer pflügt.

obligatorisch: *Er wohnt in Mannheim.*

fakultativ: *Der Zug fährt nach Mannheim.*
Der Zug fährt.

In den beiden letzteren Fällen liegen entweder Ellipsen vor oder die Verben *pflügen* und *fahren* gehören der Valenzklasse Null an, in der sie ein Geschehen in Opposition zu anderen Geschehensarten ausdrücken:

Der Bauer pflügt, aber er mäht nicht.

Der Zug fährt, aber er steht nicht.

Diese Erscheinung läßt es ratsam erscheinen, die Merkmalsbeschreibung »notwendig« und »frei« durch konstitutiv und frei zu ersetzen (Ulrich Engel, Satzbaupläne, 1971, S. 379 ff.).

16. *Ausbaupläne*. In der Position von Subjekt und Ergänzungen können nicht nur »einfache« Satzglieder stehen, sondern auch Satzglieder in Form von Sätzen oder Infinitivgruppen und Partizipialgruppen. Über die Zuordnung dieser Ausbauteile zu bestimmten Verben vgl. Bernhard Engelen, Satzbauplan und Wortfeld, und das Valenzwörterbuch, das z. Zt. im Institut für deutsche Sprache erarbeitet wird. Bei den Sätzen, die in dem Ausbauplan eines Verbs auftreten, unterscheiden wir zwischen Gliedsätzen und Attributsätzen. Alle diese Ausbauteile basieren auf den Satzbauplänen, weil es sich entweder um die Anordnung dieser Pläne nach dem Baukastenprinzip im Satzgefüge

oder um die Reduktion dieser Pläne in den Infinitiv- und Partizipialgruppen handelt. Schließlich können diese Pläne über die Nominalisierung in die syntaktische Position 2. Grades (Attribute) überführt werden, und es können die verschiedenen Satzglieder dieser Pläne (außer dem Subjekt) Basis von Wortableitungen sein. Mit den Satzbauplänen ist also der Grundbestand des gesamten syntaktischen Potentials erfaßt.

17. An dieser Stelle ist es möglich, den zu interpretierenden *Übersetzungssatz* Luthers wieder aufzunehmen. Wir sind jetzt in der Lage festzustellen, daß hier fünf Teilsätze zu einem Gesamtsatz zusammengefügt sind: in vier Fällen mit einer Konjunktion, in einem Falle ohne. Bei der Feststellung der Abhängigkeit der Teilsätze voneinander stellt sich heraus, daß der Teilsatz ohne Konjunktion der Trägersatz oder Hauptsatz ist. Ihm geht ein *wenn*-Satz voraus, dem wiederum zwei *daß*-Sätze nachgeordnet sind, und ihm folgt ein weiterer *daß*-Satz. Der erste *daß*-Satz ist Attributsatz zu dem Präpositionalobjekt *damit*, der zweite ist Attributsatz zum ersten und der dritte ist Attributsatz zum Trägersatz. Das ganze Gefüge beruht also auf einer hierarchischen Ordnung.

Der Trägersatz hat den Bauplan (Numerierung nach Anhang 2) 9, der *wenn*-Satz 5, der 1. *daß*-Satz 9, der 2. *daß*-Satz 2, der 3. *daß*-Satz 15. Die Konjunktionen *wenn* und *daß* ergeben sich, wenn man alle Sätze dieses Satzgefüges in Hauptsätze umwandelt. Sie fallen dann heraus.

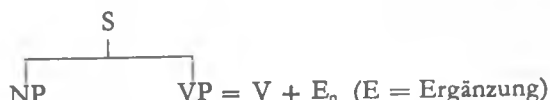
18. *Die Füllung der Strukturen*, auf die wir gestoßen sind, führt uns in den noch ungeklärten Bereich der strukturalen Semantik. Es steht wohl fest, daß die Anstöße der 30er Jahre, in denen Walter Porzig und Jost Trier getrennt voneinander die syntagmatischen und die paradigmatischen Relationen innerhalb unseres Wortschatzes angesprochen haben, auch weiterhin von Bedeutung sind. Es scheint nur darauf anzukommen, beide Ebenen aufeinander zu beziehen, wie wir dies in unserem Aufsatz über den »Worthof von schreiben« versucht haben. Dabei bleibt das Problem der Restriktion der jeweils wirksamen Wortklassen noch ungelöst. Auch die Merkmalsbeschreibung von Katz/Fodor hat uns hier nicht weitergebracht.

Sicher scheint uns zu sein, daß die auf solchen Relationen beruhenden infiniten Syntagmen die Basis der vorhandenen Kompetenz bilden. Die syntaktischen Baupläne haften ihnen bereits an, weil jeder Sprecher weiß, daß z. B. in dem Syntagma *Tür schließen Tür* ein Akkusativ ist. Im Augenblick des Aufrufens beginnt die finite Ausprägung

mit der ganzen Grammatikalität, die hierzu erforderlich ist, und die lineare Anordnung der einzelnen Elemente (vgl. hierzu jetzt Ulrich Engel, Regeln zur Wortstellung, 1970).

Der Linguist wird seine Aufgabe erst dann gelöst haben, wenn es ihm gelingt, ein seinem Syntax-Modell adäquates Lexikon zu schaffen.

Anhang 1:



Welche Struktur kann VP haben?

(Die Austauschbarkeit von Pronomen und Substantiven und von Präpositionalgefügen und Adverbien sowie die Verbverknüpfungen (*habe* und *bin* + 2. Partizip, *hatte* und *war* + 2. Partizip, Modalverb + Infinitiv, *lassen*, *hören*, *sehen* + Infinitiv u. a.) sind hier nicht beachtet worden. Wir zählen sie zum Prädikat.)

Methode: *Weglaßprobe*,

die hier zugelassen ist, weil zunächst nur Sätze gefunden werden sollen, die beim Weglassen eines weiteren Gliedes ungrammatisch werden.

1. $VP = V + E_0$

Die Rose blüht

Es regnet

a) $V + 1 E$

2. $VP = V + N_{Nom}$

Karl ist mein Freund

3. $VP = V + N_{Akk}$

Der Gärtner bindet die Blumen

Er wartet einen Augenblick

mich friert

4. $VP = V + N_{Dat}$

Der Sohn dankt dem Vater

mir schwindelt

5. $VP = V + N_{Gen}$
Ich harre seiner
Er kommt des Weges
Er ist frohen Mutes
6. $VP = V + N_{Prp}$
Inge achtet auf ihre Schwester
München liegt an der Isar
Der Mord geschah aus Eifersucht
Die Figur ist aus Holz
Er wartet bis Sonntag
7. $VP = V + Adj.$
Karl ist gut
8. $VP = V + N_{als, wie}$
Er gilt als Lügner
Er benimmt sich wie ein Lump
9. $VP = V + Adj._{als, wie}$
Er gilt als blöde
Er benimmt sich wie toll

b) $VP = V + 2 E$

10. $VP = V + N_{Akk} + N_{Dat}$
Karl schenkt seiner Mutter Blumen
11. $VP = V + N_{Akk} + N_{Gen}$
Der Richter beschuldigte den Angeklagten des Diebstahls
12. $VP = V + N_{Akk} + N_{Prp}$
Er verriet ihn an seine Feinde
Ich hänge das Bild an die Wand
Er zog das Gespräch in die Länge
Die Ereignisse halten die Welt in Atem
Ich halte ihn für einen Lügner
13. $VP = V + N_{Akk} + Adj.$
Die Mutter macht die Suppe warm
Man nennt ihn faul
Der Spalt ist einen Fuß breit
Er ist neun Jahre alt
14. $VP = V + N_{Akk} + Adj._{Prp}$
Ich halte ihn für dumm
15. $VP = V + N_{Akk} + N_{als}$
Ich betrachte ihn als Lügner

16. $VP = V + N_{Akk} + Adj_{als}$
Ich betrachte ihn als feige
17. $VP = V + N_{Dat} + Adj.$
Es geht ihm schlecht
Er begegnete ihm schroff
Ich bin diesem Manne fremd
mir ist kalt
18. $VP = V + N_{Gen} + Adj.$
Er ist des Diebstahls schuldig
19. $VP = V + N_{Prp} + Adj.$
Er geht (verfährt, springt) freundlich mit ihm um
Ich bin auf deinen Bericht gespannt
Er ist in Mannheim ansässig
20. $VP = V + N_{Prp} + N_{Dat}$
Ich rate ihm zum Nachgeben
Ich klopfe meinem Freund auf die Schulter
21. $VP = V + N_{Prp} + N_{Prp}$
Der Forschungsreisende sprach zu den Schulkindern
über seine Afrikareise
Das ist von Vorteil für ihn
22. $VP = V + N_{Akk} + N_{Akk}$
Karl nennt mich einen Lügner
Herr Meier lehrt uns die französische Sprache
23. $VP = V + Adj. + N_{als}$
Er ist bekannt als Lügner
24. $VP = V + Adj_{als} + Adj.$
Er ist als ordentlich bekannt
25. $VP = V + N_{Akk} + Adverb$
Sie ging die Treppe hinunter

c) $VP = V + 3 E$

26. $VP = V + N_{Dat} + N_{Akk} + N_{Prp}$
Karl legt seinem Freund die Hand auf die Schulter
27. $VP = V + N_{Dat} + N_{Akk} + Adj.$
Der Arzt richtete ihr die Nase gerade
Er machte das Haus dem Erdboden gleich
28. $VP = V + N_{Akk} + N_{Gen} + Adj.$
Der Richter sprach diesen Mann des Diebstahls schuldig

29. VP = V + N_{Akk} + N_{Gen} + Adj._{Prp}
Ich halte ihn des Verbrechens für fähig
30. VP = V + N_{Akk} + N_{Prp} + Adj.
Mein Freund machte mich auf dieses Mädchen aufmerksam
31. VP = V + N_{Prp} + N_{Prp} + Adj.
Er ist mit ihm über dieses Urteil einig
32. VP = V + N_{Dat} + N_{Prp} + Adj.
Er ist mir an Fleiß überlegen
33. VP = N_{Akk} + N_{Akk} + Adj.
Er wirft den Ball 70 m weit
34. VP = V + N_{Akk} + N_{Akk} + Adverb
Sie schmissen ihn die Treppe hinunter

Anhang 2: Liste der Satzbaupläne

1. Hauptpläne

Konstitutive Satzglieder	
1. Die Rose blüht	Subjekt + Prädikat
2. Der Gärtner bindet die Blumen	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt
3. Der Sohn dankt dem Vater	Subjekt + Prädikat + Dativobjekt
4. Karl bedarf deiner Hilfe	Subjekt + Prädikat + Genitivobjekt
5. Inge achtet auf ihre Schwester	Subjekt + Prädikat + Präpositionalobjekt
6. Karl ist mein Freund	Subjekt + Prädikat + Gleichsetzungsnominativ
7. Das Buch liegt auf dem Tisch	Subjekt + Prädikat + Raumergänzung
8. Die Beratung dauerte zwei Stunden	Subjekt + Prädikat + Zeitergänzung
9. Die Rose ist schön	Subjekt + Prädikat + Artergänzung
10. Das Verbrechen geschah aus Eifersucht	Subjekt + Prädikat + Begründungsergänzung
11. Karl schenkt seiner Mutter Blumen	Subjekt + Prädikat + Dativobjekt + Akkusativobjekt
12. Der Richter beschuldigte den Angeklagten des Diebstahls	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Genitivobjekt
13. Er verriet ihn an seine Feinde	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Präpositionalobjekt
14. Ich hänge das Bild an die Wand	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Raumergänzung
15. Er zog das Gespräch in die Länge	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Zeitergänzung
16. Die Mutter macht die Suppe warm	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Artergänzung
17. Er handelte niederträchtig an ihm	Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Präpositionalobjekt
18. Es geht lustig zu auf der Festwiese	Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Raumergänzung
19. Karl nennt mich einen Lügner	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Gleichsetzungssakusativ
20. Herr Meier lehrt uns die französische Sprache	Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Akkusativobjekt
21. Ich rate euch zum Nachgeben	Subjekt + Prädikat + Dativobjekt + Präpositionalobjekt
22. Es geht ihm schlecht	Subjekt + Prädikat + Dativobjekt + Artergänzung
23. Der Forschungsreisende sprach zu den Schülern über seine Afrikareise	Subjekt + Prädikat + Präpositionalobjekt + Präpositionalobjekt

II. Nebenpläne

a) Nebenpläne mit einer Aktiv- oder Adverbvalenz

1. *Ich bin diesem Manne fremd*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Dativobjekt 2. Grades
2. *Es ist des Diebstahls schuldig*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Genitivobjekt 2. Grades
3. *Ich bin auf einen Bertolt gespannt*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Präpositionalobjekt 2. Grades
4. *Er ist mir an Fleiß überlegen*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Dativobjekt 2. Grades
+ Präpositionalobjekt 2. Grades
5. *Er ist in München ansässig*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Raumergänzung 2. Grades
6. *Der Spalt ist einem Fuß breit*
Subjekt + Prädikat + Artergänzung + Akkusativobjekt 2. Grades
7. *Er wirft den Ball 70 m weit*
Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt 1. Grades + Akkusativ-
objekt 2. Grades + Artergänzung
8. *Er geht die Treppe hinunter*
Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt 2. Grades + Raumergänzung
9. *Sie schmissen ihn die Treppe hinunter*
Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt 1. Grades + Akkusativob-
jekt 2. Grades + Raumergänzung

b) Nebenpläne mit einem Pertinenzdativ¹

10. *Dem Kind blutet die Hand*
11. *Er streichelt ihr die Wangen*
12. *Der Arzt richtete ihr die Nase gerade*
13. *Ich klopfe meinem Freund auf die Schulter*
14. *Ich legte ihm die Hand auf die Schulter*

- Subjekt + Prädikat + Pertinenzdativ
 Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Pertinenzdativ
 Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Artergänzung + Parti-
 nenzdativ
 Subjekt + Prädikat + Raumergänzung + Pertinenzdativ
 Subjekt + Prädikat + Akkusativobjekt + Raumergänzung + Parti-
 nenzdativ

¹ Über den konkurrierenden Pertinenzakkusativ vgl. Fälle wie *Er tritt mir / mich auf den Fuß*.

1.1 Eine Grammatik G_i einer Sprache L_i ist eine Theorie über strukturelle Zusammenhänge der Sätze von L_i . Die Grammatik G_i soll die unendliche Menge der Sätze von L_i charakterisieren und jedem Satz S_j eine Strukturbeschreibung $S_i S_j$ zuweisen. Die Strukturbeschreibung und damit die Grammatik sollte möglichst so aufgebaut sein, daß sie als Grundlage der semantischen Beschreibung eines Satzes dienen kann.

1.2 Die gestellte Aufgabe ist so zu verstehen, daß Satzpaare aus verschiedenen Sprachen D_1 (= Frnhd.) und D_2 (= Nhd.) nach ihrer Struktur verglichen werden sollen. Zwischen den Elementen jedes Paares soll dabei die Relation »Ü« (= *ist eine Übersetzung von*) bestehen.

1.3 Ich nehme an, es handle sich bei D_1 und D_2 um verschiedene Sprachen, weil andernfalls eine kontrastive Fragestellung sinnlos würde. Allerdings stehen D_1 und D_2 in einem besonderen Verhältnis, nämlich dem, daß sich D_2 aus D_1 entwickelt haben soll. Die Entwicklung einer Struktur $S_1 S_i$ zu einer $S_2 S_j$ stellen wir mit dem Zeichen »>« dar, also $S_1 S_i > S_2 S_j$. Eine Grammatik, die Entwicklungen als ständigen sprachlichen Prozeß beschreiben könnte, wäre den z. Zt. existierenden Grammatiken überlegen, die die Entwicklung als sprunghafte Ablösung von Zuständen durch die sprunghafte Ablösung von Grammatiken darstellen. Eine solche Grammatik wird aber für unsere Aufgabe nicht gefordert, da der Vergleich zweier Sprachzustände, die 400 Jahre auseinanderliegen, nicht eine sinnvolle diachronische Aufgabe sein kann.

1.4 Ob der Vergleich von Sätzen S_i und S_j , die in der Relation

(1) Ü (S_i, S_j)

stehen, sinnvoll ist, scheint mir fraglich. Denn

(i) setzt die Beurteilung der Wahrheit von (1) einen kompetenten Sprecher von D_1 und D_2 voraus;

(ii) kann die Auswahl der Struktur eines Übersetzungssatzes zufällig bedingt sein. Dies scheint etwa bei der Übersetzung von Zeile 7 durch *beim Verdeutschten des Neuen Testaments* der Fall zu sein;

(iii) ist die Relation »Ü« nicht unbedingt symmetrisch. Daraus folgt, daß man Alternativen und Kontextzusammenhänge in D_1 kennen müßte und das hieße auch, eine semantische Beschreibung zu machen;

(iv) kann man aufgrund der Tatsache, daß $S_i S_j$ zugeordnet ist, noch

keine Zuordnung der Teile von S_1 zu den Teilen von S_2 vornehmen. Das tun wir nur intuitiv, insofern wir D_1 und D_2 können;

(v) braucht man zur Analyse eines Satzes einer Sprache eine Menge anderer Sätze dieser Sprache. Man muß wissen, welche Sätze einer bestimmten Untermenge von Sätzen akzeptabel sind und welche nicht.

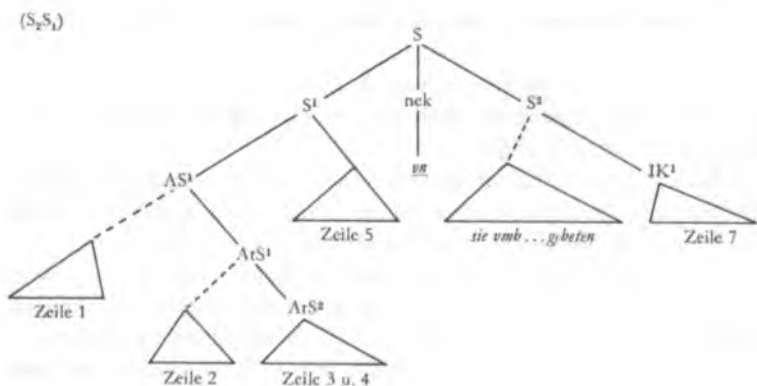
1.5 Da die Beschreibung von S_1S_1 und S_2S_2 zwei Grammatiken G_1 und G_2 voraussetzt, setzt auch der Vergleich von S_1S_1 und S_2S_2 zwei Grammatiken G_1 und G_2 voraus. Eine brauchbare Grammatik G_1 ist mir nicht bekannt.

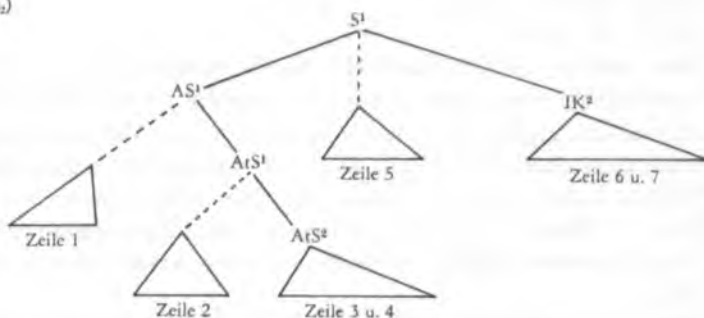
Darum müssen wir uns behelfen mit der ungenügenden Annahme, man könne die Sätze von D_1 mit G_2 beschreiben oder wenigstens mit einer unwesentlich modifizierten G_2 . Unsere Aufgabe wäre es dann, solche Modifikationen von G_2 zu ermitteln.

Als G_2 wird hier ein Konstitutionssystem zugrunde gelegt, etwa das von H. J. Heringer, Deutsche Syntax (Slg. Göschen) Berlin 1970, das als Anhang beigegeben ist.

Trotz dieser Bedenken versuche ich mich im folgenden an die Aufgabenstellung zu halten, kann aber nur eine kleine Auswahl der Probleme darstellen, die mit der gewählten Methode darstellbar wären.

2.1 Die Analyse und den Vergleich der beiden Sätze S_1 und S_2 möchte ich in zwei unzusammenhängenden Teilen darstellen. Zuerst soll eine Strukturdarstellung der beiden Sätze versucht werden, die sich auf Teilungen der Sätze und ihrer Teilsätze auf der ersten Stufe beschränkt. Es handelt sich bei diesen Strukturen nur um Teilstrukturen aus voll-





ständigen Beschreibungen gemäß einer Grammatik. Für die Weglassungen können hier keine Regeln angegeben werden.

Gleiche Hochzahlen bei gleichen Positionszeichen sollen Entsprechungen zwischen S₁ und S₂ andeuten. So zeigen die beiden Strukturen, daß S₂S₁ einen Hauptsatz (S) mehr enthält als S₂S₂ und eine andre Infinitivkonstruktion (IK¹) als S₂S₂ (IK²).

Der Hauptunterschied zwischen den beiden Strukturen besteht darin, daß S₂S₁ im Gegensatz zu S₂S₂ aus einer Nektion (Koordination) von zwei Sätzen besteht. Allerdings ist das keine echte Nektion, sondern eine Ersatzform für eine attributive IK. Der analoge Ersatz ist auch für IK als E möglich (vgl. Heringer, Theorie der dt. Syntax, 155):

(2) *Er untersteht sich und kommt.*

Solche unechten Nektionen sind aber in D₂ genauso möglich wie in D₁. Wir haben es also hier nicht mit einer Strukturveränderung, sondern mit einer nicht strukturerhaltenden Übersetzung zu tun.

Die IK¹ von S₂S₁ *das Neue Testament zuuert deutschen* entspricht in S₂S₂ einem präpositionalen Attribut (Nom₅). Falls dies eine Veränderung von D₁ zu D₂ sein sollte, ließe sie sich durch folgende Regeln wiedergeben:

(3) N + nek + N + At[IK] > N + nek + N + At[Nom₅]

(4) IK[E₂[*das Neue Testament*] + St3 + St2]

> Nom₅ [... + Nom₄ [*des n. Testaments*]]

2.2 Im zweiten Teil beschränke ich mich auf die Fälle, wo eine Strukturveränderung von S₁ zu S₂ anzunehmen ist. Am auffallendsten ist hier die Änderung der Monemstellung in den Verknüpfungsprädikaten, d. s. Prädikate, die mehrere verbale Teile enthalten. Als Regel für die im Text vorkommenden Verknüpfungsprädikate brauchen wir:

(5) $[X_1, X_1 + X_2^1 + X_3]$

(6) $[X_1, X_2 + X_3]$

Dabei steht X_1 für Prädikat(steil), X_2 für Verb, wobei zwei Arten unterschieden sind, je nach dem, ob sie wieder untergeordnete Prädikatsteile zulassen (X_2^1) oder nicht (X_2), X_3 für Verbmorpheme, wobei die verschiedenen Funktionen der normalen Verbmorpheme (VM) und des Infinitivmorphems (St2) hier nicht getrennt werden. Das »+«-Zeichen ist kommutativ, legt also nicht die Reihenfolge fest. Morphonemische Regeln (wie *habte* → *hette*) werden nicht berücksichtigt.

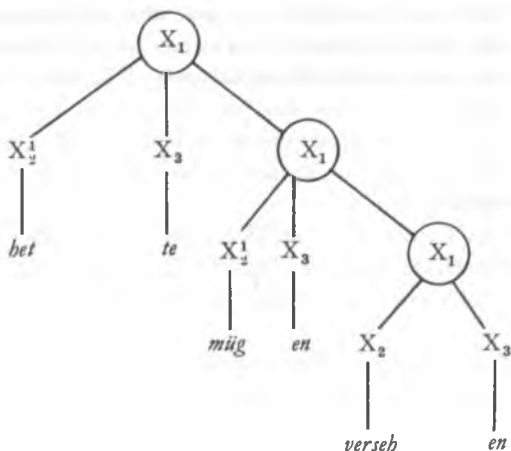
Regel (5) wäre zu lesen: ein Prädikat kann sich konstituieren aus Prädikatsteil und (Verknüpfungs)Verb und Verbmorphem.

Regel (6) wäre zu lesen: ein Prädikat kann sich konstituieren aus Verb und Verbmorphem.

In Regel (5) liegt eine Schleife vor, die mehrmals hintereinander ausgeführt werden kann und damit mehrfache Verknüpfungen zuläßt. Die Schleife kann enden durch Wahl von (6). Diese Schleifenregel beschreibt zusammen mit (6) in einfachen generativen Regeln alle möglichen Verknüpfungen dieser Sprache. Sie ist also nicht nur eine Darstellung eines vorliegenden Satzes wie traditionelle Beschreibungen.

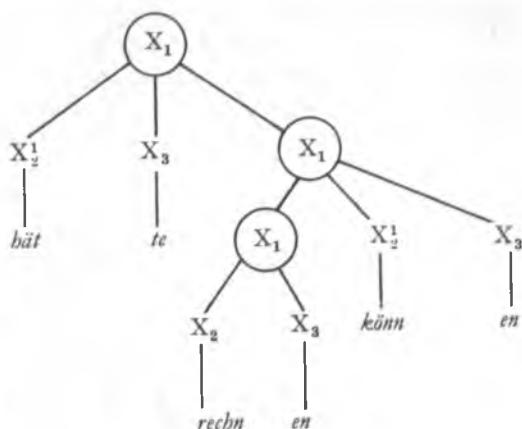
Mit den Regeln (5) und (6) können wir die Struktur der Prädikate in Zeile 1 folgendermaßen darstellen:

(S_2P_1)



In den Graphen sind die Schleifenpositionen eingekreist. Daran sehen

(S₂P₂)

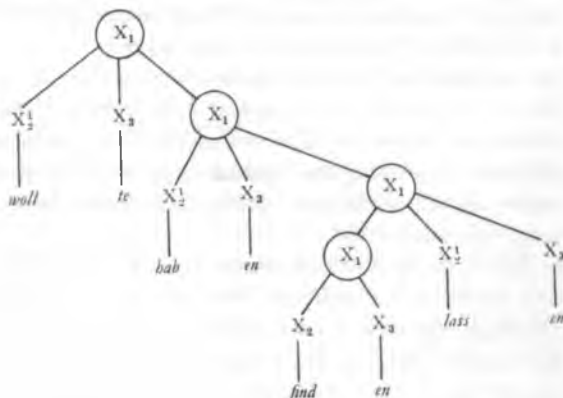


wir, daß D₁ bei den Verknüpfungsprädikaten rechtsverzweigend ist, während D₂ auch linksverzweigend ist. Dies ist ein durchgehender Zug der Entwicklung von D₁ zu D₂, den wir auch an andern Stellen der Grammatik finden.

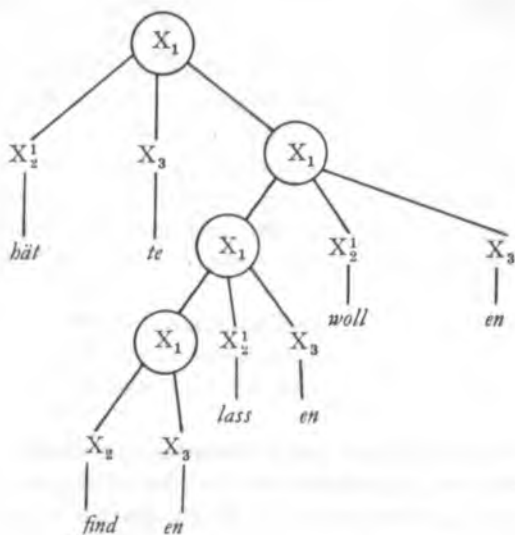
Die Transformationsregeln, die wir an (5) und (6) anschließen müßten, wären deshalb für D₁ und D₂ verschieden, während die zugrundeliegenden Konstitutionsregeln gleich sein könnten.

Im Text haben wir noch ein andres Beispiel für Verknüpfungsprädikate in Zeile 5. Sie wären folgendermaßen darzustellen:

(S₂P₃)



(S₂P₃) zeigt, daß auch D₁ nicht rein rechtsverzweigend ist. Es scheint,



als setzten hier die Linksverzweigungen erst eine Stufe tiefer ein als bei D₂.

Es ist noch darauf hinzuweisen, daß auch in D₁ die Monemstellung von D₂ möglich ist (nicht aber umgekehrt) und daß in D₂ die Monemstellung in Nebensätzen anders ist, während sie in D₁ gleich der im Hauptsatz ist (vgl. Z. 4). Darum wäre in D₂ noch eine Transformationsregel anzuwenden, die die Nebensatzmonemstellung erzeugt. Zeile 1 in D₂ ist eine Ausnahme von dieser Regel.

Die verschiedene Reihenfolge der lexematischen Belegung in (S₂P₅) und (S₂P₆), wo einmal *woll*, einmal *hab* oberstes Verknüpfungsverb ist, scheint mir auf einem Übersetzungsfehler zu beruhen: es wäre in D₂ die zwar ungewöhnliche Verknüpfung *würde finden lassen haben* zu wählen gewesen (Beispiel dafür, daß syntaktische Analyse Übersetzungshilfe sein kann).

In Zeile 1 ist der E₄ *des* übersetzt durch einen E₅ *damit*. Danach könnte man annehmen, es habe ein Wandel E₄ > E₅ stattgefunden. Das ist aber nach meiner Kompetenz nicht der Fall. Vielmehr wurde in S₂ ein Verb einer anderen Kategorie gewählt, nämlich statt V₂₄ (mit E₁E₄) ein V₂₅ (mit E₁E₅). Solche Änderungen sind nicht als Änderungen des syntaktischen Systems anzusehen, da sie die Regeln der Grammatik nicht betreffen, sondern das Lexikon.

3.0 Dieser oberflächliche syntaktische Vergleich zeigt, daß anhand des gegebenen Textes keine wesentlichen syntaktischen Unterschiede zwischen D₁ und D₂ festzustellen sind. Die Verschiedenheiten betreffen mehr das Lexikon und periphere syntaktische Regeln, deren Veränderung allerdings sprachhistorisch von Interesse sein dürfte (z. B. Normierung bei der Monemstellung).

Konstitutionsregeln

K1	K (SF, SF1/SW)	K15	K (Et _n , Et0/Et1 _n)
K2	K (SF1, P _i + F(E _n) + F(A _n))	K16	K (IK, F(E _n) + F(A _n) + PT _i + St2 + St3)
K3	K (E _n , Nom _n /ES _n /IK)	K17	K (A _n , Nom _n /AS/PK/IKa/AdG)
K4	K (Nom _n , Nomj + Ktjn + At1)	K18	K (AS, Ant + SF1)
K5	K (Ktjn, Ktj1/Ktj2/Ktj3/Ktj4/Ktj5/Ktj6)	K19	K (PK, F(E _n) + F(A _n) + V _i + Ptj)
K6	K (Ktj5, Präpn + Ktjn)	K20	K (IKa, IK + IKt)
K7	K (Ktj6, It + Ktjn)	K21	K (AdG, Adv1 + At4)
K8	K (Ktjn, Kt1n/Kt2n)	K22	K (P _i , PT _i + VMj)
K9	K (Kt1n, ArjMn + AMjn = NMn)	K23	K (PT _i , V _i /PA _i /VERK _i)
K10	K (Nomj, Nom1/Nom2/Nom3)	K24	K (PA _i , V _i 10 + It + Adj2 _i + At4)
K11	K (Nom1, Arj + ArjM + At3 + At4 + Adj1 + AMj + N + NM + At2)	K25	K (VERK _i , V _i 12 + PT _i + Stj)
K12	K (N, Subst/Adj/Pr/Adv ...)	K26	K (V _i , V _i 12/V _i 22/V _i 31/V _i 34/V _i 35/V _i 36/V _i 32/ V _i 33/V _i 34/V _i 35/V _i 36/V _i 37/V _i 38/V _i 48/V _i 49)
K13	K (Nom2, Pr + Kt2 + At2)	K27	K (At1, Adv2 + At4 + Nom ₅ + SF1 + Att1)
K14	K (ES _n , Et _n + SF1)	K28	K (At2, Nom ₄ + Nom ₆ + IK + SF1 + Att2)
K15	K (Et _n , Et0/Et1 _n)	K29	K (At3, F(Nom _n))
K16	K (IK, F(E _n) + F(A _n) + PT _i + St2 + St3)	K30	K (At4, Adv3 + At4 + TF1 + Att3)
K17	K (A _n , Nom _n /AS/PK/IKa/AdG)		
K18	K (AS, Ant + SF1)		
K19	K (PK, F(E _n) + F(A _n) + V _i + Ptj)		

„AtS“ wird als Coversymbol für die in K27 und K28 eingeführten Sätze mit ihren Translativen verwendet.
Nektionsregel: K (X,X + nek + X)

Lexikonregeln

Adj1	{ <i>bölzern, auswärtig, baldig, hiesig, sonstig, link-, ein-, viel-, schön, groß, wenig, zwei, drei, künftig, ...</i> }	Adj2 ₂₅	{ <i>stolz, bereit, fähig, abhängig, ansässig, links, ...</i> }
Adj2 ₁₂	{ <i>groß, dumm, schnell, schuld, fit, ...</i> }	Adj2 ₂₆	{ <i>bekannt, verrufen, ...</i> }
Adj2 ₂₂	{ <i>lang, los, ¹wert, alt breit, ...</i> }	Adj2 ₃₇	{ <i>überlegen, ebenbürtig, ...</i> }
Adj2 ₂₃	{ <i>²böse, recht, ²teuer, gleich, erinnerlich, untertan, ...</i> }	Adj2 ₃₈	{ <i>einig, einverstanden, ...</i> }
Adj2 ₂₄	{ <i>teilhaftig, überdrüssig, ¹ledig, habhaft, schuldig, ...</i> }	Adv1	{ <i>schön, gut, meist, teilweise, bestimmt, bekanntlich, genug, wieder, bloß, selten, ...</i> }
		Adv2	{ <i>nur, weit, tief, nicht, genau, besonders, auch, erst, ...</i> }

Adv3	{ <i>sehr, ganz, besonders, nicht, so, ...</i> }	NM1	{ Φ , Ul + -er, Ul, -(e)n, -s, Ul + -e, -e}
AM11	{-e, -en}	NM2	{ Φ , -e, -er, Ul + -er, -en, -s}
AM12	{-en, -e}	NM3	{ Φ , -en, -s, Ul + -ern, -n}
AM13	{-en}	NM4	{ Φ , -(e)s, -en, -s, Ul + -er, -n, -e}
AM14	{-en, -e}	Nom3	{ <i>hier, dort, jetzt, unten, oben, dahin, hierher, zurück, heute, wo, wann, wie, ...</i> }
AM21	{-er, -e, -es, -en}	Pr	{ <i>ich, du, er, sie, es, kein-, ein-, jemand, nichts, etwas, niemand, jed-, man, wer, sich, das, wenig, ...</i> }
AM22	{-en, -e, -es}	Präp2	{ <i>durch, bis, gegen, in, hinter, für, ohne, neben, über, ...</i> }
AM23	{-en}	Präp3	{ <i>aus, bei, von, zu, in, wegen, hinter, neben, über, seit, gegenüber, ...</i> }
AM24	{-en, -e, -es}	Präp4	{ <i>laut, wegen, trotz, während, um willen, statt, ...</i> }
AM31	{-er, -e, -es}	Pt1	{-end}
AM32	{-en, -e, -es}	Pt2	{(ge-) + Al + -en, (ge-) + -t}
AM33	{-em, -er, -en}	St1	{(ge-) + -t, (ge-) + Al + -en}
AM34	{-en, -er}	St2	{-(e)n}
Ant	{ <i>als, wenn, weil, obwohl, bis, bevor, als ob, da, damit, falls, so daß, während, indem, wie, ...</i> }	St3	{zu}
Ar1	{ <i>der, dies-, jen-, jed-, manch-, welch-, ...</i> }	Subst	{ <i>Mann, Vereinigung, Frieda, USA, Herr, Fischer, ...</i> }
Ar2	{ <i>ein-, mein-, kein-, irgend-ein-, ...</i> }	SW	{ <i>ja, nein, danke, bitte, ach, oh, ...</i> }
Ar3	{ Φ }	V ₁₂	{ <i>schlaf-, blüh-, tropf-, roll-, bell-, ...</i> }
Ar1M1	{-er, -e, -es}	V ₂₂	{ <i>erkenn-, halt-, riech-, sag-, ...</i> }
Ar1M2	{-en, -e, -es}	V ₂₃	{ <i>helf-, gefall-, steh-, vertrau-, gehör-, ...</i> }
Ar1M3	{-em, -en, -er}	V ₂₄	{ <i>barr-, spott-, gedenke-, bedürf-, ermangel-, ...</i> }
Ar1M4	{-es, -er}	V ₂₅	{ <i>wohn-, sitz-, stamm-, denke-, spott-, ...</i> }
Ar2M1	{ Φ , -e}	V ₂₆	{ <i>gelt-, sein, bleib-, verfahr-, ausseh-, ...</i> }
Ar2M2	{-en, -e, Φ }	V ₃₂	{ <i>kost-, lehr-, abhör-, ...</i> }
Ar2M3	{-em, -er, -en}	V ₃₃	{ <i>schenke-, abhandel-, empfehl-, zeig-, schick-, ...</i> }
Ar2M4	{-es, -er}	V ₃₄	{ <i>s. erinner-, beschuldig-, entbind-, überführ-, ...</i> }
Ar3Mn	{ Φ }		
Att1	{ <i>wo, da, ...</i> }		
Att2	{ <i>das, die, daß, wann, wie, ...</i> }		
Att3	{ <i>wie, daß, ...</i> }		
Et0	{ Φ , <i>daß, ob</i> }		
Et1	{ <i>wer, welch-, wo, was, ...</i> }		
It	{ <i>wie, als, Φ</i> }		
IKt	{ <i>um, ohne, (an)statt</i> }		
Kt21	{-er, -e, -es}		
Kt22	{-en, -e, -es}		
Kt23	{-em, -er, en}		
Kt24	{-es, -er}		
nek1	{ <i>und, oder, aber, Φ, bzw., ...</i> }		
nek2	{ <i>entweder - oder, sowohl - als auch, weder - noch, ...</i> }		

V ₃₅	{ <i>zwing-, befrei-, s. setz-, bitt-, reiz-, ...</i> }	V ₁₀ [*]	{ <i>gelt-, sein-, bleib-, schein-, verfahr-, ...</i> }
V ₃₆	{ <i>halt-, anseh-, nenn-, schimpf-, betracht-, s. be-nehm-, ...</i> }	V ₁₀ ¹	{ <i>erklär-, anseh-, mach-, halt-, befind-, s. herausstell-, ...</i> }
V ₃₇	{ <i>rat-, droh-, verheiß-, bürg-, dank-, ...</i> }	V ₁₂ ¹	{ <i>sein-, schein-, hab-, werd-, komm-, gehö-, bekom-, ...</i> }
V ₃₈	{ <i>wett-, übergeh-, feilsch-, verhandel-, wetteifer-, ...</i> }	V ₁₂ ^{k2}	{ <i>soll-, dürf-, bleib-, werd-, könn-, ...</i> }
V ₄₈	{ <i>s. streit-, s. einig-, s. veränder-, umstell-, s. mess-, ...</i> }	V ₂₂ ^{k1}	{ <i>lass-, hör-, fühl-, find-, hab-, mach-, ...</i> }
V ₄₉	{ <i>s. denk-, s. vorstell-, ...</i> }	VM1	{(e), -(e)te, Φ + Al}
		VM2	{-(e)st, Φ , -(e)test, -st + Al}
		VM3	{-(e)t, -e, Φ + Al, -(e)te}
		VM4	{-en, -en + Al, -(e)ten}
		VM5	{-(e)t, -(e)t + Al, -(e)tet}
		VM6	{-(e)n, -en + Al, -(e)ten}

Zeichenerklärung

A	= Angabe	k	= Klasse
AdG	= Adverbialgruppe	K	= konstituiert sich aus
Adj	= Adjektiv	KG	= Konstitutionsgraph
Adv	= Adverb	Knv	= ist Konverse von
Al	= Ablaut	KS	= Konstitutionssystem
AM	= Adjektivmorphem	Kt	= Kasustranslativ
Ant	= Angabetranslativ	N	= Nomen
Ar	= Artikel	nek	= Nektiv
ArM	= Artikelmorphem	NM	= Nominalmorphem
AS	= Angabesatz	Nom	= Nominale
At	= Attribut	P	= Prädikat
AtS	= Attributsatz	PA	= Adjektivprädikat
Att	= Attributtranslativ	PK	= Partizipialkonstruktion
E	= Ergänzung	pl	= Plerem
E ₁	= E im Nom.	Pr	= Pronomen
E ₂	= E im Akk.	Präp	= Präposition
E ₃	= E im Dat.	PT	= Prädikatsteil
E ₄	= E im Gen.	Pt	= Partizipialtranslativ
E ₅	= E mit Präp.	S	= wird substituiert durch
E ₆	= E mit It	SF	= Satzform
ES	= Ergänzungssatz	St	= Statustranslativ
Et	= Ergänzungstranslativ	Subst	= Substantiv
F	= Folge	SW	= Satzwort
IK	= Infinitivkonstruktion	Ul	= Umlaut
It	= Identifikations-translativ		

V	= Verb	VM	= Verbmorphem
V ^a	= Adjektivverb	Wt	= Wortbildungs-
V ^k	= Verknüpfungsverb		translativ
VERK	= Verknüpfung	k, j, m, n, i	= Indices

Georg Stötzel:

Im folgenden wird exemplarisch dargestellt, wie die Grammatiken von Behaghel (»Deutsche Syntax«)¹ und Paul (»Deutsche Grammatik«)² die kontrastierenden Stellen in beiden Texten (aus Luthers »Sendbrief vom Dolmetschen«, Original und moderne Übersetzung) beschreiben.

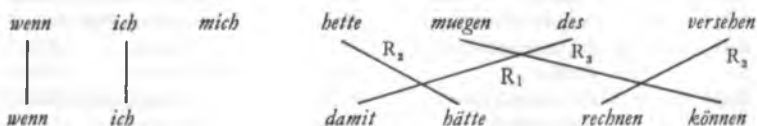
1. Zur Wortstellung

Zeile 1: *Wenn ich D. Luther
mich hette muegen
des versehen/*

*Wenn ich, D. Luther,
damit hätte rechnen
können,*

- 1.1 Dazu: Behaghel Bd. IV, Buch VII, Wortstellung.
Paul, Bd. III, Teil IV, Syntax, Kap. 2, Wortstellung.

1.2 Ergebnis (nach H. Paul):



Bei Paul finden sich folgende Regeln, die die Stellungen beschreiben (Numerierung der Regeln v. m.):

- R1 (§ 63) »Am häufigsten wird der Inf., eventuell noch mit einer weiteren Bestimmung [im Bsp. *des*] nachgesetzt.«
R2 (ebd.) Allgemein geht das Hilfsverb den beiden Infinitiven voraus in der Konstruktion mit Verben, die mit dem Inf. ohne *zu* verbunden sind und bei denen sich statt des Part. Perf. der Inf. eingestellt hat (*dürfen, mögen, können, lassen, müs-*

¹ O. Behaghel, Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Heidelberg 1923–1932.

² H. Paul, Deutsche Grammatik. Tübingen 1968 (unveränd. Nachdruck der 1. Auflage von 1916–1920).

sen, wollen, heißen, sehen, hören, helfen, s. Paul, Bd. IV, § 351).

R3 (§ 68) »Wo zwei Infinitive [...] in einem Satze enthalten sind, da erhält dasjenige Wort [*können*] die hintere Stelle, von dem das andere [*rechnen*] abhängig ist oder das bei Umsetzung zum Verb. finitum gemacht werden würde.«

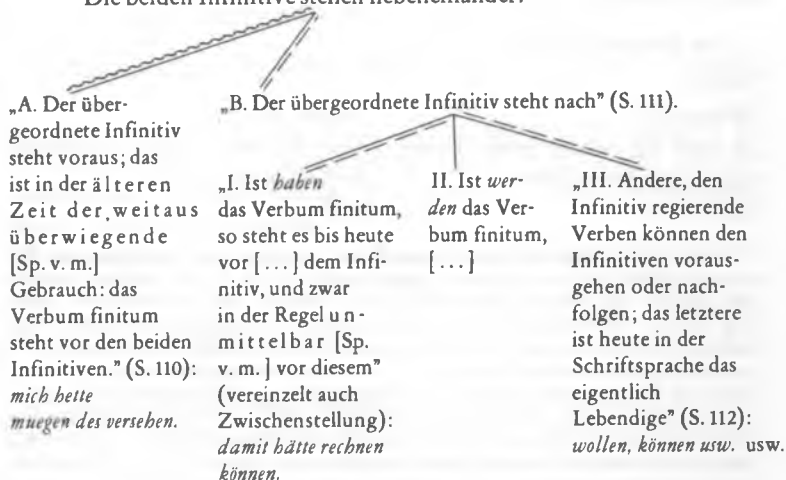
Zu R3 findet sich dann die Einschränkung, die für die Textbeispiele relevant ist: »Auch von dieser Regel werden, namentlich in der älteren Sprache, manche Ausnahmen [hier: *muegen ... versehen*] gemacht.« (ebd.)

Paul betont, daß die Regeln der Wortstellung nicht leicht zu fassen seien, »anfängliche Freiheiten« würden – vornehmlich in der Prosa – immer mehr eingeschränkt (§ 56).

1.3 Übersicht über die Behaghelsche Systematik zu den Wortstellungsproblemen der Zeile 1: s. §§ 1479–1553 »Die Stellung der Ergänzungen des Verbums im Verhältnis zu diesem«.

§ 1505: Verbum finitum mit zwei Infinitiven.

Die beiden Infinitive stehen nebeneinander:³



— = Beschreibung des Originals
 - - - - - = Beschreibung der Übersetzung

1.4 Kommentar

Die angegebene Übersicht über die Systematik Behaghels (ausführlich zitiert sind jeweils nur die für das vorliegende Beispiel relevanten Zweige des Graphen) zeigt, daß hier im wesentlichen formal verfahren wird. Die Kriterien der Aufgliederung sind: übergeordnet – untergeordnet (zumindest gibt Behaghel ein formales Verfahren zur Feststellung der Unterordnung bzw. Überordnung an: die »Umsetzung«), finit – infinit, zuletzt eine Gliederung auf der lexikalischen Ebene. Illustrativer als die Systematik der Regeln selbst ist Behaghels Versuch, das »Zustandekommen der einzelnen Regelungen« (IV, S. 4) zu erklären. »Erklärung« wird hier keineswegs als Erklärung innerhalb eines möglichen Modells verstanden (dann würde die Angabe der Systematik genügen), sondern als wirkliche Reduktion auf reale Kausalzusammenhänge. Das ist der wissenschaftstheoretische Status der von Behaghel genannten »Gesetze«⁴ (vgl. auch Paul, Prinzipien⁵). Um solche Gesetze zu finden, rekurriert die junggrammatische Sprachwissenschaft bewußt und systematisch auf die Psychologie und glaubt damit die psychischen und physiologischen Faktoren, die die Entwicklung der Sprache bedingen, aber selbst zu allen Zeiten konstant bleiben, aufzudecken.

2. Zur Konjunktion *so*

Zeile 5

(Wenn ich . . .)

So wolt ich furwar mich der demüt haben finden lassen/

(*uñ sie . . .*)

(Wenn ich . . .)

hätte ich mich sicher so demütig finden lassen wollen,

(*daß . . .*)

⁴ Beispiele solcher Gesetze: »Das oberste Gesetz ist dieses, daß das geistig eng Zusammengehörige auch eng zusammen gestellt wird« (IV, S. 4) (vgl. Stellung von *des* und *damit*); »ein zweites machtvolleres Gesetz verlangt, daß das Wichtigere später steht als das Unwichtige«, weil es »zuletzt noch im Ohr klingen soll« (ebd.) (vgl. Stellung von *bitten* und *beteten*). Wichtig ist der Zusatz: beide »Gesetze können zusammenwirken in derselben Richtung, [. . .] können aber auch sich entgegenarbeiten« (IV, S. 5). Neben diesen Gesetzen, die Behaghel »Gesetze, die auf dem Inhalt (Sp. v. m.) der Wörter sich aufbauen« nennt, führt er auch Gesetze an, »die auf physikalische Tatsachen sich gründen« (ebd.). »Das Deutsche hat das Streben (Sp. v. m.), stärker und schwächer betonte Glieder abwechseln zu lassen: [. . .] es herrscht im älteren Deutschen die starke Neigung (Sp. v. m.) [bei Verbindungen aus nominaler Verbform und Verb. finit.] nach Hochton das unbetonte Verbum finitum vorausgehen zu lassen, [. . .] dagegen an unbetonte Redeteile schließt sich Partizip oder Infinitiv an. [. . .] Diese rhythmische Neigung kann der geistigen Zusammengehörigkeit geradezu entgegenwirken (IV, S. 6).«

⁵ H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. Tübingen 1968, Vorrede u. Kap. I.

2.1 Dazu: Behaghel, Bd. III. »Die Satzgebilde«. § 833 – 1038: Die Konjunktionen (bes. § 988 ff.: Das beiordnende *so*).

2.2 Das Ergebnis:

2.21 für den Luthertext

Im Luthertext handelt es sich nach Behaghel um das »beiordnende *so*« (zu diesem Terminus vgl. 2.4, Kommentar), »die Umstände sind in einem vorstehenden Nebensatz ausgedrückt« (S. 260). Behaghel kommentiert weiter: »es sind vor allem Bedingungssätze, denen *so* als Einleitung des Nachsatzes folgt« (ebd. und § 1419). Und dann folgt wieder ein Rekurs auf Psychologisches, eine »Erklärung« (vgl. 1.4): »Die starke Ausbreitung dieses *so* ist wohl durch rhythmische Bedürfnisse veranlaßt, durch die Neigung des Deutschen, einen Satz mit einer Senkung zu beginnen, die auch dem Jambus in der deutschen Metrik zum Sieg verholfen hat« (S. 262).

2.22 für die Übersetzung

Auch das *so* der Übersetzung ordnet Behaghel unter dem »beiordnenden *so*« ein. In diesem Fall enthält aber »der Nachbarsatz des *so*-Satzes ... die Wirkung des *so*-Satzes«, genauer: »der gewirkte Satz folgt nach ... (S. 264), ist ein Nebensatz; *so* steht in diesen Fällen »bei Adjektiven, Partizipien, Adverbien« (*so demütig, daß*).

2.3 Übersicht über Behaghels systematische Darstellung der Konjunktion *so*

Die Gliederung in A, B, I, II ..., 1, 2 ... stammt von Behaghel. Es wurden jeweils nur die relevanten Zweige (d. h. die Zweige, die zur Beschreibung der Beispielsätze führen) und die jeweils alternativen Knoten ausführlich angegeben.

Zeichenerklärung:  = Beschreibung des Luthertextes

 = Beschreibung der Übersetzung

2.4 Kommentar zur Systematik

2.41

Im wesentlichen gebraucht Behaghel Termini, die nicht durch den Stellenwert im System definiert sind, sondern auch außerhalb eine Bedeutung haben. Daher ist es irreführend, in dieser Art von *beiordnend* zu sprechen. Man erwartet dann eine Parataxe. Hier ist *beiordnend* aber nur im Gegensatz zu *unterordnend* zu verstehen, wie sich aus dem System ergibt. *Unterordnend* ist definiert als »im Nebensatz vorkommend«, *beiordnend* heißt dann nur: »im Hauptsatz vorkommend«.

beordnend
(§ 988-991)

unterordnend
(§ 992-995)

A. *so* setzt ein Glied eines Satzes gleich mit einem Glied eines vorhergehenden Satzes (§ 988-990)
(Beisp.: ... *so* ist z. B. auch *oefremdlich*, daß ...)

B. *so* nimmt Vorhergehendes auf, indem aus der Gleichsetzung Anaphora wird, und verwendet es dadurch im eigenen Satz (§ 991)

I. Die Aufnahme gilt einer einzelnen vorausgehenden Größe (S. 257)
(Beisp.: ein Kuß ..., den ..., ja, *so* ein Kuß ...)

II. Die Aufnahme gilt einem ganzen Satz (S. 257)

a) durch *so* wird der aufgenommene Satz zum Objekt des *so*-Satzes gemacht (S. 257)
(Beisp.: ..., *so* sprach sie.)

b) die beiden Sätze sind ursächlich miteinander verknüpft (S. 258)

1. sie sind gleichzeitig; indem das eine geschieht, geschieht zugleich das andere (S. 258)
(Beisp.: (er) schon parat, mit Pferden und Kleidern - *so* bin ich entkommen.)

2. sie sind nicht gleichzeitig; das vordere Glied bildet die Voraussetzung für das durch *so* eingeführte Glied
(*So* unter diesen Umständen) (S. 358f.)

α) die Umstände sind in einem selbständigen Satz ausgedrückt (S. 259)
(Beisp.: Der Hund hat die ganze Nacht geheult, *so* kann ja kein Mensch schlafen.)

β) die Umstände sind in einem vorstehenden Nebensatz ausgedrückt; meist Bedingungssatz (S. 260)
(Wenn ich ... / *so* wollt ich fürwar mich der demut haben finden lassen / ...)

γ) die Umstände können in einem einzelnen Wort, einer einzelnen Wortgruppe ausgedrückt sein, die im Eingang desselben Satzes stehen (S. 262)
(Beisp.: ane mazen seene *so* was ir edel lip.)

δ) *so* leitet einen Satz ein, der sich an eine bereits vorhandene Tatsache zeitlich anschließt (S. 263)
(Beisp.: Der Wirt sagt ... *So* erwidert der Herr ...)

ε) der Nachbarsatz des *so*-Satzes enthält die Wirkung des *so*-Satzes (S. 264)

αα) der gewirkte Satz folgt nach

bb) der gewirkte Satz geht voraus (S. 266)
(Beisp.: Sie wollten ... *So* weit trieb sie ihr Opfermut.)

η) es ist ein selbständiger Satz (S. 264)
(Beisp.: Ich war *so* müde, ich mußte mich ins Bett legen)

α) es ist ein Nebensatz

αα) *so* steht bei Adjektiven (S. 264)
| ... *so* demütig ..., daß ... |

ββ) *so* steht bei Verben (S. 265)

2.42

Diese Art von Definition, die in einem grammat. System der Exaktheit der Termini wegen sehr zu wünschen ist, ist aber nicht konsequent durchgeführt. Im wesentlichen handelt es sich um Bedeutungsbeschreibungen ad-hoc.

2.43

Mit dem in Auszügen dargestellten System ist eine »Bedeutungsbeschreibung« der Konjunktion *so* intendiert, entsprechend der Auffassung der junggrammatischen Schule, nach der der Gegenstand der Sprachwissenschaft das Verhältnis von Vorstellungsinhalt und bestimmter Lautgruppe ist.

2.5 Die Grammatik von Paul (Bd. IV, Teil IV, Kap. 11):

Zu diesem Problem auch die Grammatik von H. Paul heranzuziehen, führt sachlich zu keinem wesentlich anderen oder neuen Ergebnis. Es läßt sich aber ein wesentlicher, methodischer Unterschied zwischen den beiden Grammatiken zeigen.

So wird bei Paul in folgenden §§ unter folgenden Kapitel- bzw. Abschnittüberschriften behandelt: § 390 = »Beiordnung und Unterordnung von Sätzen«; § 429 u. 435 = »Konjunktionen aus relativen Adverbien«; § 450 = »Konjunktionen, die aus dem regierenden Satz in den abhängigen übergetreten sind«; § 496 = »Verhältnis von Haupt- und Nebensatz«.

Die Paulschen Einteilungskriterien sind in erster Linie historisch, zweitens geht Paul vom ganzen Satz aus, nicht vom einzelnen Wort (er hat z. B. kein eigenes Kapitel über *so* wie Behaghel).

Bei Behaghel überwiegt die systematische Einteilung in diesem Fall gegenüber der historischen. Es werden alle zu irgendwelchen Zeiten möglichen Verwendungsweisen systematisch aufgezählt (besser: einander zu-, unter- und übergeordnet), dann folgen die historischen Sätze an den entsprechenden Stellen.

Zur Illustration: Pauls Aussagen zum *so* des Luthertextes, Bd. IV, § 380: »Eine besonders reiche Entfaltung hat die Vergleichungspartikel *so* gehabt. Sie ist nicht auf ihren eigentlichen, ursprünglichen Sinn beschränkt [...]. Sie steht [...] zur Folgerung aus einem vorhergehenden Satze« (S. 163⁶, im vorliegenden Bsp. nicht *so*), und erst

⁶ Im Kapitel »Beiordnung und Unterordnung von Sätzen« (Kap. 8).

§ 496⁷ findet sich die hier zutreffende Beschreibung: »Wie so in der älteren Sprache auf jedes Satzglied außer dem Subj. zurückweisen konnte, so auch auf einen Vordersatz, wobei sich ihm dann das Verb unmittelbar anschließen mußte« (S. 317).

Zur Kontrastierung des Originals mit der Übersetzung ist besonders der anschließende Satz wichtig: »im Nhd. hat diese Verwendung von so eine große Ausdehnung erlangt, die aber in neuester Zeit wieder eingeschränkt ist« (S. 317).

3. Zum Gebrauch des Genitivs

Zeile 1

... mich hete muegen des
versehen

... damit hätte rechnen können

Zeile 4

So wolt ich furwar mich der
demut haben finden lassen

hätte mich sicher so demütig
finden lassen wollen

3.1 Dazu: Behaghel I, Kap. 7 »Die Kasus«, bes. § 358–435, S. 479–608.

3.2 Ergebnis:

Es handelt sich in beiden Fällen (Z. 1 und 4) um einen »notwendigen« (§ 407–415) Genitiv »als Bestimmung des Verbums« (§ 406–433), und zwar in Zeile 1 um einen Genitiv als Objekt bei »Verben, die eine physische oder geistige Hinbewegung auf ein Ziel bezeichnen« (S. 564); »der Typus stammt«, wie Behaghel hinzufügt, »aus dem Idg.« Weiter wird subklassifiziert nach den anderen Ergänzungen des Verbs. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein Verb mit Akkusativ und Genitiv; der Akkusativ ist ein Reflexivpronomen (S. 567).

In Zeile 4 handelt es sich um einen »Genitiv der Eigenschaft« (§ 414). »Der Gen. erscheint bei Verben, die gewöhnlich einen doppelten Akk. regieren, an der Stelle, wo sonst in der Regel ein Prädikatsakkusativ steht«, bei Verba sentiendi (S. 586, Bsp. nach Behaghel: *den edlen marcgraven unmuotes man do sach*).

Zur Kontrastierung des Originals mit der Übersetzung gibt die Behaghelsche Grammatik wenig her:

⁷ Im Kapitel »Verhältnis von Haupt- und Nebensatz« (Kap. 13).

§ 358 spricht B. vom »Untergang des Gen.«; der »formale Vorgang, der den Untergang des Gen. begründet hat, ist die Abschwächung der vollen Endvokale im Ausgang der ahd. Zeit« (S. 479) und die »Umbildungen der nominalen Flexion« am Ende der mittelhochdeutschen Zeit, aus der der Zusammenfall von Kasus und die endungslosen Genitivformen folgten (S. 480). Zu der Tatsache, daß anstelle eines Verbs mit Genitivobjekt ein anderes Verb mit Präpositionalobjekt in der modernen Sprache bevorzugt wird, sagt die Grammatik nichts aus.

H. Paul schreibt (Bd. III, Teil IV, § 219): Der Genitiv »unterscheidet sich von den übrigen Kasus zunächst dadurch, daß er auch von einem Substantivum (substantivistischen Pronomen) abhängen kann. Dies ist sogar immer mehr seine Hauptfunktion geworden, während die Abhängigkeit von einem Adjektivum und noch mehr die von einem Verbum [hier: *finden*] allmählich bedeutend eingeschränkt worden ist« (S. 284).

3.4 Kommentar zur Behaghelschen Systematik

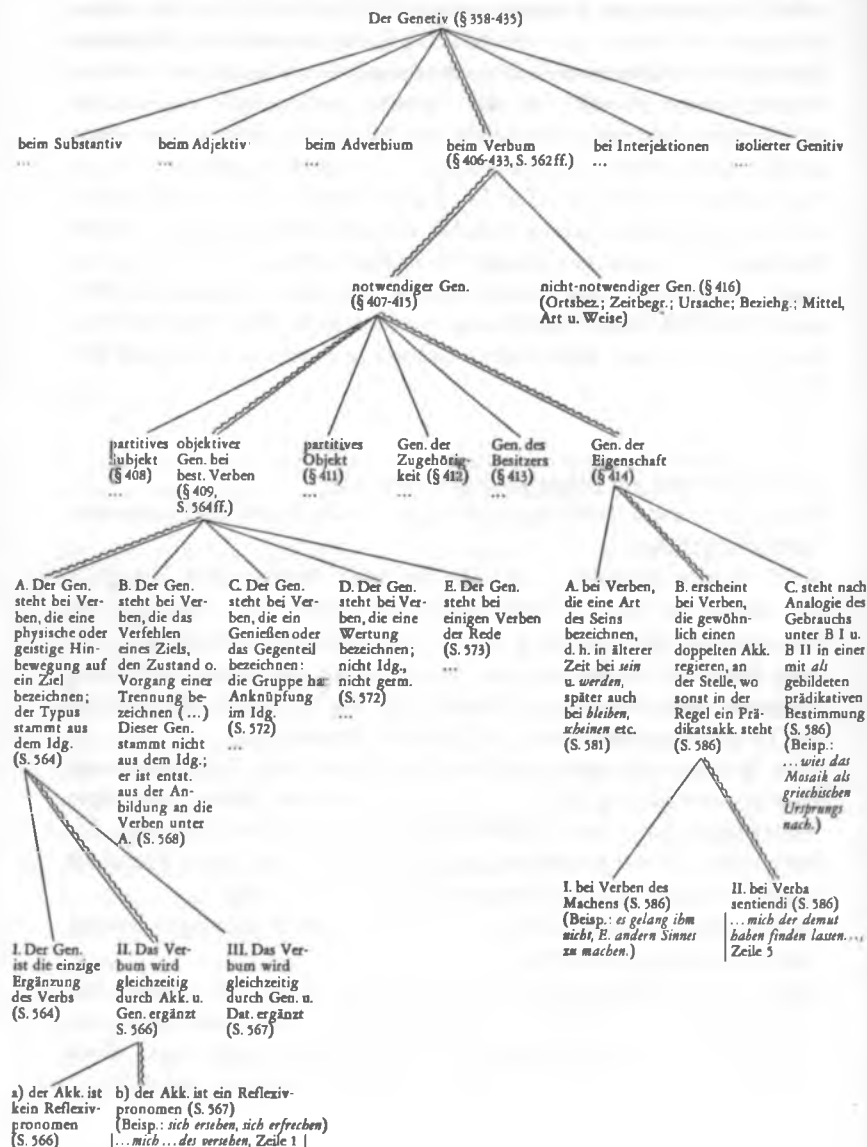
Hier sei nur die Klassifizierung des Genitivs als Objekt bei bestimmten Verben angeführt.

§ 409 schreibt Behaghel dazu: »Es hat seine Schwierigkeit, die Fülle der objektiven Gen. in Unterabteilungen einzuordnen, weil wir die Geschichte der einzelnen Verba nicht genügend kennen. [...] Je nach der Zeit, in der der Gen. beim Verbum zur festen Ergänzung geworden wäre, könnte man ihn als Gen. des Grundes, des Zieles, der Trennung bezeichnen.« (S. 564, Sperrungen v. m.).

»Ein Verbum wie *missen* mit dem Gen. kann seine Ergänzung nach anderen Verben mit Gen. der Trennung erhalten haben, oder diese Verwendung kann eine Gegenbildung zu Verben des Ziels sein. Ich kann daher die durch den Gen. ergänzten Verben nur unter Vorbehalt in Bedeutungsgruppen einordnen« (ebd., Sp. v. m.).

Zu den Schwierigkeiten einer Verbtypologie nach Bedeutungen braucht hier nichts gesagt zu werden.

Eine formale Typologisierung nimmt Behaghel zwei Stufen höher vor (vgl. Schema: notwendiger – nichtnotwendiger Gen.) und dann wieder bei der Subklassifizierung »Gen. als einzige Ergänzung«, »Gen. und Akk.«, »Gen. und Dat.«, »Akk. ist Reflexivpron.« (S. 564–570).



4. Zum Gebrauch des Infinitivs

Zeile 6/7

*uñ sie umb hilff und beystand
gebeten
das Newe Testament
zuuerteutschen*

*daß ich sie um Hilfe und Rat
beim Verdeutschen des Neuen
Testaments gebeten hätte*

4.1 Dazu: Behaghel II, Die Präposition (§ 515–563, S. 23–65, unter »Das Adverbium«) und »Der Infinitiv« (§ 716–753, S. 303–372, bes. 336, unter »Das Verbum«).

Paul, IV, Kap. 7, »Die Formen des Verbums« (§ 345, S. 120 ff.)

4.2 Ergebnis:

4.21 für die Übersetzung

Nach Behaghel handelt es sich bei der Konstruktion *um Hilfe und Rat beim Verdeutschen des NT gebeten*

1. um einen präpositionalen Ausdruck, der die »notwendige oder erwartete Ergänzung des Verbums« bildet (*um Hilfe gebeten*) (§ 551, S. 55 f.);

2. um ein Nomen actionis, das mit dem präpositionalen Ausdruck verbunden ist (*Hilfe beim Verdeutschen*), der auch beim entsprechenden Verbum (*helfen*) stehen könnte (§ 557, S. 59–61);

3. um einen substantivierten Infinitiv mit Genitivergänzung (*Verdeutschen des NT*) (§ 744, S. 360 f.).

4.22 für den Luthertext

Der Inf. mit *zu* (*zuuerteutschen*) ist nicht von *hilff und beystand* abhängig (vgl. 4.4, Kommentar).

Um hilff und beystand gebeten muß als »vollständiger Verbalbegriff (im Sinne von § 728–731, S. 331–348: »der Infinitiv als Ergänzung vollständiger Verbalbegriffe«) angesehen werden; d. h. der Inf. (*zuuerteutschen*) ist nicht notwendige Ergänzung – im Gegensatz zum Infinitiv nach einfachem *bitten*. Der Inf. (*zuuerteutschen*) »bezeichnet ein Ziel« und »bedarf der Ergänzung« (S. 331). Die Ergänzung besteht »in einem präpositionalen Ausdruck [...]: das Subjekt des Inf. ist identisch mit dem Subjekt des Satzes« (*ich*) (S. 335) (vgl. 4.42).

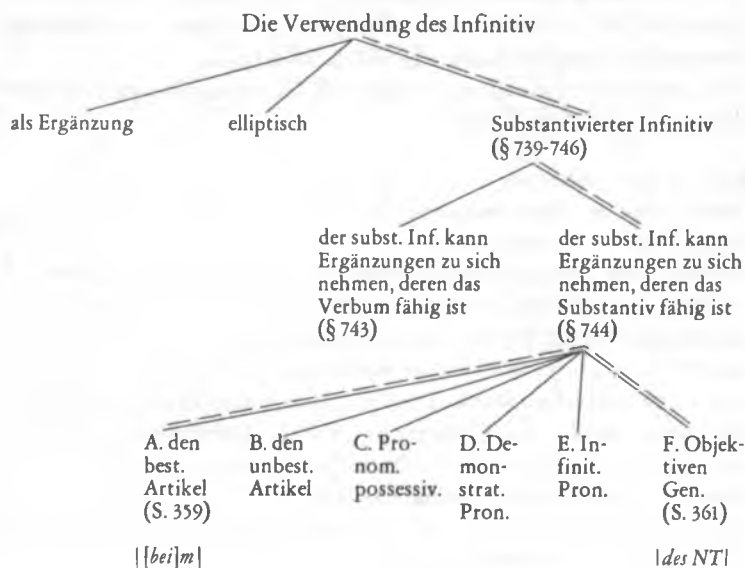
Die Einordnung des Beispielsatzes unter Infinitiv mit präpositionaler Ergänzung ist rein historisch bedingt. (s. u.).

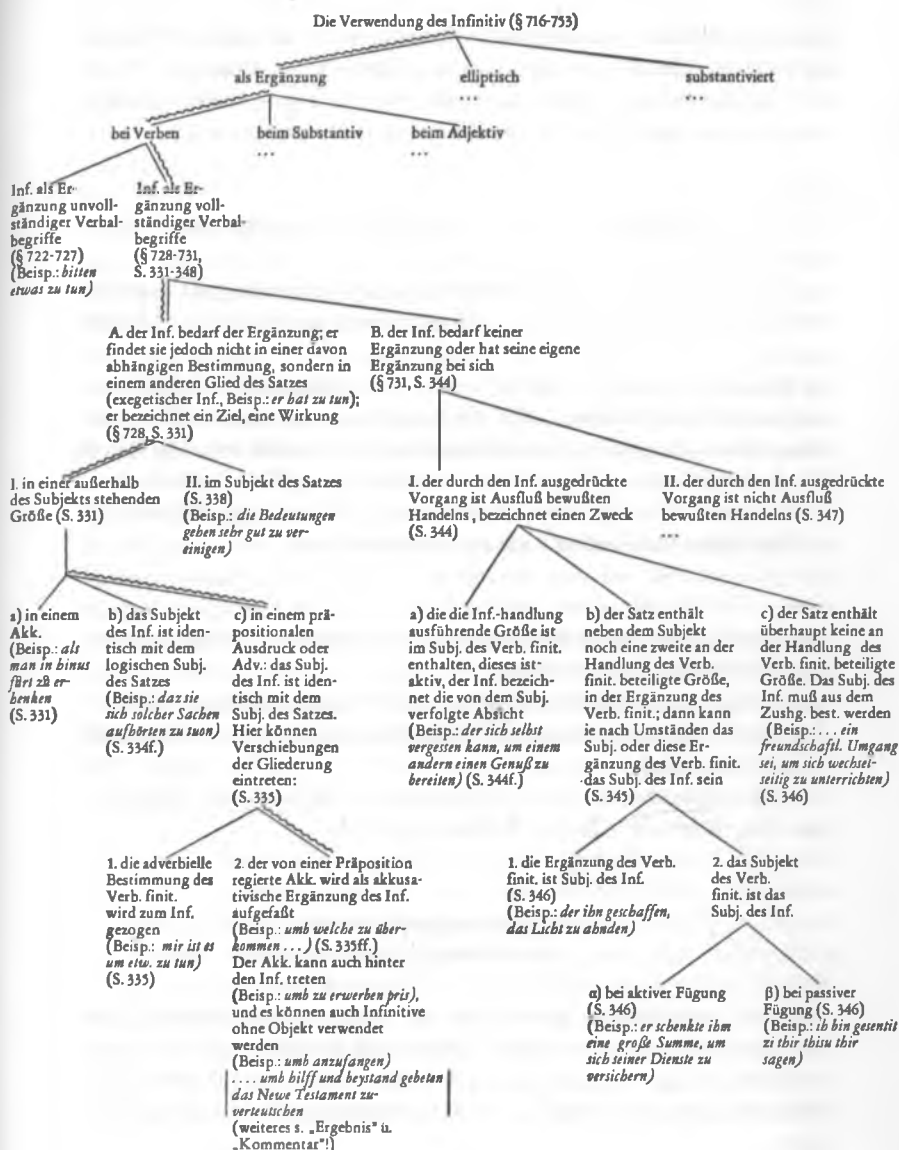
Die Einordnung bei Paul geht in diesem Punkt mehr von der synchronischen Betrachtungsweise aus. Fälle wie der vorliegende werden so beschrieben:

»In freierer Weise kann *zu* mit Inf. zur Angabe eines Zweckes gebraucht werden. Dann konkurriert mit bloßem *zu* im Nhd. die Verbindung *um zu*«. Dann folgt die historische Argumentation: »Dieselbe [die Verbindung *um zu*] erscheint zuerst im Mnd. Lu.[ther] kennt sie noch nicht [...]. Was den Ursprung betrifft, so werden wir eine Gliederungsverschiebung annehmen müssen [ebenso: Behaghel, S. 335]. In einem Satz wie *er ging aus um Wasser zu holen* war *Wasser* ursprünglich von *um* abhängig und durch *zu holen* wurde eine weitere Bestimmung hinzugefügt. [...] Nachdem die engere Verknüpfung von *um* und *zu* erfolgt war, konnte sich daran ein Inf. auch ohne einen Akk. anschließen.« (S. 120 f.). Weiter folgt – wie oben schon für Behaghel angegeben –, daß »als Subj. zu dem Inf. nach (*um*) *zu* [...] in der Regel das Subj. des Verb. fin. hinzuzudenken« ist (§ 345, S. 122).

4.3 Übersicht über die Behaghelsche Systematik

4.31 beim Verteutschen des NT





4.4 Kommentar

4.41

Eine Konstruktion wie *hilff und beystand etw. zu tun* ist bei Behaghel nicht belegt. Zwar kann der Inf. zu Substantiven treten (§ 732, S. 348 f.), aber Behaghel zählt dann sehr vage definierte Substantivklassen auf, unter die *hilff und beystand* nicht zu subsumieren ist.

4.42

Bei der Einordnung des Inf. *zuwertutschen* ergeben sich weitere Schwierigkeiten:

Auf der A.-B.-Ebene ist die Entscheidung völlig unsicher, da man *das Neue Testament* durchaus als »eigene Ergänzung des Inf.« auffassen könnte.

In B1b ist der Ausdruck *zweite an der Handlung des Verb. finit. beteiligte Größe* irreführend. Wie die Beispiele zeigen, ist ein Objekt gemeint (im vorliegenden Falle könnte man *sie* so auffassen). Die Zeilen 6/7 des Luthertextes ließen sich einwandfrei unter B1b2a einordnen.

Daß sie unter A1c2 gehören, wird erst dadurch bestätigt, daß nur hier (S. 335 f.) das Problem *zu – um zu* behandelt wird.

4.43

Die Untergliederung in der Paulschen Grammatik ist weniger differenziert, dafür aber übersichtlicher.

Es heißt hier z. B. einfach: »Inf. zur Angabe eines Zweckes« (S. 120).

Der Begriff »Zweck« kommt bei Behaghel in B1 vor; B1 ist dann noch weiter untergliedert in a, b, c, ... b1, b2, ..., 2a, 2ß; zudem wird »Zweck« unterschieden von – nicht expressiv verbis davon abgegrenzten – Begriffen wie: »Ziel«, »Wirkung« (in A.).

Vergleichendes Referat Von Helmut Gipper

Um eine vergleichende Beurteilung der vorliegenden Referate zu ermöglichen, scheint es unerlässlich, Absicht und Verfahren der Referenten nochmals knapp zusammenzufassen. Dabei werden die für eine weiterführende Diskussion wichtigen Punkte herausgehoben und kommentiert.

Vorauszuschicken ist, daß alle Interpreten des Luthersatzes Einwände gegen die Aufgabenstellung erhoben haben. Sie stimmen darin überein, daß eine Grammatiktheorie bzw. ein kontrastiver Vergleich zweier Sprachstufen nicht an einem isolierten Satz und einer zudem nicht einwandfreien Übersetzung demonstriert werden kann. Man kam daher überein, dies von vornherein als Feststellung hinzunehmen, um in der Diskussion keine Zeit mehr auf diesen Punkt zu verschwenden.

Ein erster Vergleich der Analysen von H. Brinkmann, J. Erben, J. Fourquet, H. Glinz, P. Grebe, H. J. Heringer und G. Stötzel ergibt, daß die Aufgabenstellung nicht für alle gleich war und daß bei den einzelnen Interpreten ein verschiedenes Erkenntnisinteresse vorlag.

G. Stötzel sollte keinen eigenen Lösungsvorschlag unterbreiten, sondern zeigen, welche Antworten Behaghel und H. Paul in ihren Grammatiken bereitstellen. J. Fourquet richtete sein Hauptaugenmerk auf die historischen Wandlungen im Verbalgefüge und auf die systematischen Änderungen bei der Transponierung von der präsentischen auf die prätertiale Ebene. P. Grebe beschränkte sich auf die Analyse der neuhdt. Übersetzung, wobei es ihm darum ging, den Gesamtsatz als Zusammenfügung aus Teilsätzen zu erweisen, die wiederum auf die Grundformen der eigenen Syntax in der Duden-Grammatik zurückgeführt wurden. Die übrigen Interpreten deuteten den Satz auf der Basis der eigenen Grammatikauffassungen, wobei sich H. Brinkmann, J. Erben und H. Glinz trotz aller Verschiedenheiten gedanklich nahestehen, während H. J. Heringer als einziger eine Interpretation im Rahmen einer modernen formalen Grammatiktheorie versuchte. Folgende Punkte scheinen mir dabei im einzelnen bemerkenswert:

Zum Beitrag G. Stötzels

Das Referat gibt einen ausgezeichneten Überblick über die Arbeitsweisen von O. Behaghel und H. Paul und die von ihnen vertretenen sprachwissenschaftlichen Positionen. Hervorzuheben sind die ergänzenden Schemazeichnungen, die instruktiv sind und den Nachvollzug wesentlich erleichtern. Behandelt sind die Stellen, an denen das Neuht. vom Frühneuht. abweicht (1. Wortstellung, 2. Gebrauch der Konjunktion *so*, 3. Gebrauch des Genitivs, 4. Gebrauch des Infinitivs).

Ergebnis:

O. Behaghel verfährt zwar im wesentlichen formal, neigt aber auch zu psychologischen und physiologischen Erklärungsversuchen, wobei ge-

legentlich sogar auf »physikalische« Voraussetzungen, d. h. Kausalzusammenhänge in der realen Welt, verwiesen wird. Außerdem finden sich bei ihm Bedeutungsbeschreibungen ad-hoc, bei denen naturgemäß subjektive Auffassungen stärker hervortreten. Formale und semantische Typologisierungsversuche stehen nebeneinander. Die Systematik bleibt stellenweise anfechtbar (z. B. können »Gesetze« bei B. »einander entgegen oder in gleicher Richtung arbeiten«). Zu den nicht immer befriedigenden semantischen Erklärungsversuchen O. Behaghels, die besonders beim wissenschaftstheoretisch geschulten heutigen Beobachter auf Skepsis stoßen, wäre anzumerken, daß man derartige Bemühungen nicht grundsätzlich ablehnen sollte, auch wenn objektive Beurteilungskriterien noch fehlen. Die Suche nach psychischen und anderen Einflüssen auf das Zustandekommen und die Verwendung syntaktischer Strukturen wird allerdings nur demjenigen nicht abwegig erscheinen, der anerkennt, daß jeder Sprach- und Sprechakt ein psychisches Geschehen im weitesten Sinne ist, bei dem stets »über etwas«, z. B. über Gegebenheiten und Vorkommnisse in der realen Welt, gesprochen wird. Wenn dem aber so ist, dann müssen die an diesem Sprachgeschehen beteiligten Faktoren auch bestimmbar und in ihren Auswirkungen nachweisbar sein. Freilich vermögen Behaghels meist der Individualpsychologie seiner Zeit entlehnte Sehweisen der Eigenart der sozial bedingten, überindividuell und intersubjektiv geltenden Bedeutungsstrukturen bzw. Sprachinhalte nicht gerecht zu werden. Hier müßten auch anthropologische und soziologische Gesichtspunkte einbezogen werden. Soziolinguistik, Psycholinguistik und Ethnolinguistik bemühen sich um die Klärung dieser Fragen.

H. Paul argumentiert in erster Linie sprachhistorisch. Er geht von ganzen Sätzen aus und äußert sich zurückhaltend, wenn es darum geht, die Unterschiede zwischen früheren und späteren Sprachstufen zu beurteilen. Seine Darstellung ist weniger differenziert als die Behaghels, dafür aber übersichtlicher und widerspruchsfreier. Bemerkenswert ist, daß der Junggrammatiker aber auch gelegentlich synchrone Betrachtungen anstellt. Es zeigt sich hier erneut, wie falsch es ist, Hermann Paul als reinen Sprachhistoriker abzustempeln, wie es mitunter geschieht.

Beide Forscher, Behaghel und Paul, verfügen über ein immenses Faktenwissen, wie es heute angesichts des wachsenden Übergewichts rein theoretischer Interessen leider seltener zu werden beginnt. Sie sind zudem so scharfe Beobachter, daß man selbst aus ihren Fehleinschät-

zungen noch etwas lernen kann. Ihre Grammatiken können immer noch mit Gewinn herangezogen werden.

Zum Beitrag J. Fourquets

J. Fourquets Erkenntnisinteresse gilt der Frage der Veränderungen im Verbalgefüge bei der Transponierung des Beispielsatzes von der präsensischen in die präteritale Ebene. Dabei geht es ihm vor allem um die historischen Wandlungen im Bereiche der Modalverben sowie um den Konjunktiv und seine Ausdrucksmöglichkeiten. Auf diesem Gebiet hat er sich durch eigene Untersuchungen eine besondere Kompetenz erworben. Aus der Distanz des Anderssprachigen vermag er die eingetretenen Wandlungen treffend zu charakterisieren und die entscheidenden Veränderungen klar herauszuarbeiten. J. Fourquet behandelt zwar nur ein Teilproblem der gestellten Aufgabe, dieses ist jedoch für die Beurteilung der eingetretenen grammatischen Veränderung besonders wichtig und sollte deshalb nicht außer Acht gelassen werden.

Zum Beitrag P. Grebes

P. Grebe beschränkt sich auf die Analyse der neuhtd. Übersetzung und sieht seine Aufgabe darin, den Gesamtsatz auf die in ihm enthaltenen Teilsätze zu reduzieren und diese dann auf die in seiner Syntax (Dudengrammatik) aufgeführten Grundformen deutscher Sätze zurückzuführen. Er beschreibt den Gesamtsatz als eine Zusammenfügung aus fünf Teilsätzen, die viermal mit Konjunktionen verbunden sind, während der fünfte Teilsatz ohne Konjunktion steht. Der Teilsatz ohne Konjunktion wird als Träger- bzw. Hauptsatz gedeutet. Ihm voraus geht ein *wenn*-Satz, dem zwei *daß*-Sätze nachgeordnet sind, und zwar der erste als Attributivsatz zu *damit* und der zweite als Attributivsatz zum ersten. Es folgt der dritte *daß*-Satz als Attributivsatz zum Trägersatz. P. Grebe ordnet nun jedem Teilsatz die entsprechende Grundform zu.

Das Erkenntnisinteresse liegt also hier im Nachweis der elementaren Satzmodelle, aus denen der Gesamtsatz aufgebaut ist. Von diesen Grundformen zu dem spezifischen Konditionalgefüge des Luthersatzes ist es allerdings ein recht weiter Weg, und es müßten hier noch eine ganze Reihe von Zwischenoperationen syntaktischer und semantischer Art eingeschaltet und erklärt werden, wenn das Aufbauverfahren des komplexen Satzes sichtbar werden soll.

Zum Beitrag H. Brinkmanns

(Es konnte nur der beim Symposium vorliegende kurze Beitrag einbezogen werden.)

H. Brinkmann deutet den komplexen Satz Luthers als auf einer konditionalen Beziehung beruhend, der eine rhetorische Fiktion zugrunde liege. Sein Zustandekommen sei nur aus der rhetorischen Tradition zu verstehen.

In der Konstituierung des Satzes bestehen zwischen damals und heute keine Unterschiede. Wichtig scheint mir der bei keinem anderen Interpreten anzutreffende Hinweis, daß Bedingung und Folgerung nur in Verbindung miteinander bestehen und daß sie »korrelativ« formuliert werden können (*wenn, ... so*). Die gegebene Struktur sei »multifinit« angelegt, als Zusammenhang verbal formulierter Prädikationen.

Die Unterschiede zwischen beiden Fassungen werden nicht in der Struktur, sondern in den eingesetzten Repräsentanten gesehen. Als solche sind drei genannt: 1. Der Genitiv ist als adverbaler Kasus im Neuhdt. ausgeschieden, 2. Das Modalverb geht frühneuhdt. im »Nebensatz« dem Infinitum voraus, was heute nur noch gilt, wenn zwei Infinita folgen, 3. Die Verteilung der Modalverben innerhalb des Modalsystems hat sich geändert.

Brinkmann hätte für einen solchen Vergleich den Ausgang von »kommunikativen Einheiten mit dialogischer Struktur« vorgezogen. Der Beitrag ist sehr knapp und beschränkt sich auf wenige Hinweise. Er trifft sich in den Resultaten mit den Beiträgen von Erben und Glinz. (Die erweiterte spätere Fassung ist beträchtlich substantieller und läßt die sprachhistorischen Voraussetzungen des Luthertextes deutlicher werden.)

Zum Beitrag von J. Erben

J. Erben geht von Luthers Originaltext aus und urteilt aufgrund der Kenntnis des Gesamttextes und des bisherigen Wissens über die Luthersprache. Er prüft den Aufbau der Satzgefüge sowohl in Bezug auf deren »Makrostruktur« und der eingesetzten Lexeme wie in Bezug auf die enthaltene Information und deren grammatische Organisation. Der Satz erweist sich in seiner Sicht als hypotaktische Verkettung mehrerer Prädikationen, die als zweiteiliges Satzgefüge mit einem dreigliedrigen konditionalen Vordersatz und einem dreigliedrigen Nachsatz mit über-

geordnetem Verbalkomplex aufgebaut sind. Die Mitteilungsperspektive wird als eine persönliche Erwartung mit einer nachfolgenden persönlichen Absicht für einen hypothetischen Fall gedeutet. Es folgt eine sinngemäße, die frühneuht. Besonderheiten unterstreichende Übersetzung. Der kontrastive Vergleich ergibt nur geringfügige Veränderungen im Gesamtaufbau, keinen eigentlichen Systemwandel also, sondern lediglich »gewisse Verschiebungen der Sprachnorm«, und zwar: Rückgang des adverbialen Genitivs und der besonderen Adverbialformen, Bedeutungsänderung *können/mögen*, strenger geregelte Endstellung des Verbum finitum bzw. des »Ersatzinfinitivs im Nebensatz« und eine ungewohnte Reflexivkonstruktion.

Gerade diese letztere aber (*der demut sich haben finden lassen*) sollte, so betont der Referent, nicht überbewertet werden, da keine Parallelen deren damalige Sprachüblichkeit erweisen.

J. Erben verzichtet bei seiner Darstellung auf alle Formalisierungsversuche. Er bleibt weitgehend bei traditionellen Darstellungsmitteln, behandelt diese aber so umsichtig, daß er wichtige Aufschlüsse liefert. Aufgrund seiner besonderen Vertrautheit mit dem Lutherdeutsch gelingt es ihm, einen kontrastiven Vergleich zu bieten, der sowohl die verbindenden als auch die divergierenden Züge in beiden Sprachstufen sichtbar macht.

Zum Beitrag von H. Glinz

H. Glinz versteht seinen eigenen grammatischen Ansatz als operationale »verstehens-erhellende« Grammatik, deren bereits vorliegende »Morphosyntax« (Lautebene) durch die noch fehlende »Nomosyntax« zu ergänzen ist.

Er geht von einer detaillierten Beschreibung der Quellenlage und des vorliegenden Textes aus. Der Luthersatz wird bestimmt als komplexer Satz mit sechs Aussagen, der in zwei Hälften mit je drei Aussagen klar gegliedert ist (1. Konditionalgefüge: Konditionalsatz – »Inhaltssatz« – Konsekutivsatz, 2. Hauptgefüge: Hauptsatz – spezieller Hauptsatz (Inhaltssatz) – »Inhaltssatz« (Finalsatz)).

Der Vergleich mit dem Neuht. ergibt keinen Systemwandel, sondern nur eine verschiedene Auswahl aus damals wie heute bestehenden Möglichkeiten. Glinz zeigt dies, indem er verschiedene »Morphostrukturen« als äquivalente Varianten für die gleiche »Nomostruktur« anführt. Diese Varianten sind besonders aufschlußreich, da sie zeigen, unter

welchen Möglichkeiten Luther bei seiner Formulierung wählen konnte. Die Interpretation scheint mir indessen stellenweise anfechtbar: Die semantischen Werte hält Glinz für kaum verändert, es seien »nur andere Träger eingetreten« (5). Darauf wird gleich zurückzukommen sein. Glinz möchte an die ungewöhnliche frühneuht. Konstruktion durch eine »Erweiterung der rezeptiven Kompetenz des heutigen Sprechers« heranzuführen, d. h. er will den heutigen Leser durch einen gezielten Lernprozeß an das Verständnis des frühneuht. Textes heranzuführen. Es folgt eine noch rein morphosyntaktische Bestimmung der komplexen Satzglieder und der »Innenstruktur der fallbestimmten Satzglieder«.

Glinz äußert sich dann zur explanativen Kraft seines Ansatzes, der auf eine Bewußtmachung des Verstehensprozesses hinausläuft. Dabei wird der Anspruch auf operationale Überprüfbarkeit und Exaktheit (intersubjektiver Zustimmungszwang) erhoben.

Glinz versteht seine Arbeit als integrierenden Bestandteil einer umfassenden Sprachtheorie, die Textlinguistik und Verstehenstheorie umfassen soll. Sie soll kein Konkurrent einer voll formalisierten Grammatik sein, wohl aber eine unerläßliche Vorarbeit für eine solche. Die generative Grammatik leistet nach seinem Urteil noch nicht das, was sie postuliert, ihre Termini sind z. T. ungeprüft der traditionellen Grammatik entnommen.

Glinz entwickelt seine Analyse aus dem eigenen System heraus, für welches die Unterscheidung von Morphoebene (lautliche Seite) und Nomoebene (inhaltliche Seite) charakteristisch ist. Meine Kritik betrifft nicht diese Unterscheidung als solche, die durchaus sinnvoll erscheint und auf der von Glinz verfolgten Saussureschen Linie liegt, wohl aber die Auffassung vom Zusammenhang der beiden Ebenen. Aus den Ausführungen geht hervor, daß gleiche Nomostrukturen durch verschiedene Morphostrukturen repräsentiert sein können, und umgekehrt. Diese Auffassung wird verstärkt durch die metaphorische Rede von »Trägerstrukturen«, die, um im Bilde zu bleiben, als austauschbare Aufhänger für gleiche oder verschiedene Inhalte fungieren können. Hierdurch scheinen mir die sprachlichen Fakten verkannt zu werden. Da Glinz sich selbst als Saussure-Anhänger bezeichnet, wird die Kritik am besten vom Saussureschen Zeichenbegriff aus begründet: Wenn die Morphoebene als *signifiant*-Ebene und die Nomoebene als *signifié*-Ebene gelten darf, dann muß jeder Morphostruktur eine eigene Nomostruktur zugeordnet werden, denn beide Strukturen sind, auch wenn sie keines-

wegs parallel zu liegen brauchen, nur zwei Seiten desselben sprachlichen Phänomens.

Die Aussage, im Neuhdt. sei für den Träger *mögen* der Träger *können* eingetreten, wobei die semantischen Werte sich kaum faßbar geändert hätten, scheint mir damit nicht vereinbar zu sein. Richtiger wäre m. E. zu sagen, daß im Felde der Modalverben ein historischer Wandel eingetreten ist, wobei *können* den früheren Stellenwert von *mögen* eingenommen, während *mögen* seinerseits einen anderen, noch näher zu bestimmenden Stellenwert gewonnen hat. Auf diese Weise bleiben die lautlich-inhaltlichen Ganzheiten unangetastet, und es entsteht nicht das falsche Bild, man könnte die Inhalte beliebig an Lautträger anhängen und austauschen.

Diesen Einwand habe ich bereits bei mehreren Diskussionen vorgebracht und begründet. Ich wiederhole ihn hier, um die Diskussion erneut auf einen Kernpunkt der Glinzschen Sprachtheorie zu lenken. Hiervon abgesehen ist der Ansatz von H. Glinz originell, aufschlußreich und einsichtsfördernd.

Zum Beitrag H. J. Heringers

H. J. Heringers Ansatz ist der einzige, der eine formale Analyse im Rahmen eines Konstitutionssystems anstrebt, das auch als eine generative Grammatik der deutschen Sprache aufgefaßt werden kann. Heringer erhebt die stärksten Bedenken gegen die Aufgabenstellung und geht soweit, sie als sinnlos zu erklären, ohne dies allerdings überzeugend zu begründen. Mit Recht weist er aber auf die Zufälligkeit des Heidelberger Übersetzungsvorschlags hin, der überdies unnötigerweise eine strukturelle Wandlung beider Sprachstufen vortäuscht, die nicht gegeben ist.

Problematisch scheint mir das Argument Heringers zu sein, daß man Zuordnungen zwischen den beiden Vergleichssätzen nur intuitiv vornehmen kann, »insofern wir D_1 und D_2 (d. h. die beiden in Frage stehenden Sprachen oder Sprachstufen) können«. Der Hinweis auf die offenbar als Unsicherheitsfaktor verstandene Intuition läßt übersehen, daß ohne ein intuitives individuelles Erfassen des Sinns eines Satzes überhaupt kein Verstehen möglich erscheint. Auf die Intuition des Lesers bzw. des analysierenden Linguisten wird kaum zu verzichten sein. Dies gilt auch für den frühneuhdt. Satz, und es muß doch wohl davon ausgegangen werden, daß wir D_1 »können«, d. h. verstehen

können, auch wenn, wie Heringer betont, noch keine ausreichende Grammatik dafür vorliegt.

Heringers Darstellung setzt Vertrautheit mit den Verfahrensweisen der generativen Grammatik und vor allem Kenntnis des eigenen Systems des Verfassers voraus. Sie ist am wenigsten voraussetzungslos und zugleich in der Zielsetzung am anspruchsvollsten.

Bei der Graphendarstellung fällt auf, daß Heringer nicht nur den traditionellen Begriff des Hauptsatzes beibehält, sondern daß er von einer Nektion zweier Hauptsätze spricht, während es sich nach traditioneller Auffassung um einen einzigen Satz mit zwei Prädikaten handelt. Anfechtbar erscheint, daß Heringer hier von einer »unechten Nektion« spricht, die eine Ersatzform für eine attributive Infinitivkonstruktion darstellen soll. Dies wäre wohl noch ausführlicher zu begründen.

Die wichtigsten Prädikatsgefüge mit den konjunktiven Formen, den Reihungen von Modalverben und Hilfsverben, von finiten und infiniten bzw. partizipialen Formen stellt Heringer in vier Graphen dar. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß das Frühneuhdt., wenn auch mit Einschränkungen, »rechtsverzweigend« ist, das Neuhdt. dahingegen stärker »linksverzweigend«. Diese rein graphbezogenen Ausdrücke vermitteln keine Einsicht in die Art der Strukturverschiedenheit. Sie sind, so könnte man scherzhaft sagen, ebenso aufschlußreich wie der Versuch, den Unterschied zwischen Paris und Moskau dadurch zu kennzeichnen, daß Paris »links« und Moskau »rechts« auf der Landkarte liegt. M. E. wäre es verständnisfördernder und aufschlußreicher, wenn man den Phänomenen mit bereits in ähnlichen Zusammenhängen erwogenen Termini wie »anreihend/progressiv« bzw. »klammernd/antizipatorisch/regressiv« o. ä. beizukommen versuchte, zumindest aber die Graphendarstellung mit einem entsprechenden Kommentar versehen würde.

Es überrascht, daß Heringer im Übergang von Rechts- zu Linksverzweigungen einen durchgehenden Zug der Entwicklung von D_1 zu D_2 erblicken zu dürfen glaubt, den er auch an anderen Stellen der Grammatik bestätigt findet, obwohl er unter 1.5 erklärt hatte, daß ihm keine brauchbare Grammatik G_1 (für D_1) bekannt sei. (J. Erbens »Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers«, Berlin 1954, hätten hier zumindest Erwähnung verdient.) Hier zeigt sich, daß der formal operierende Analysator doch mehr Vorwissen einsetzt, als er anfangs aus Gründen der Methodenstrenge zuzugeben bereit ist. Das Verfahren Heringers

wirft grundsätzliche Fragen auf, die von Vertretern verschiedener Wissenschaftspositionen sicher unterschiedlich beantwortet werden.

Das auf Formalisierbarkeit gerichtete Erkenntnisinteresse ist legitim, stellt aber so hohe theoretische Ansprüche, daß sie bei der heutigen Forschungslage kaum zu erfüllen sind.

Besonders bedenklich erscheint mir Heringers Einstellung gegenüber terminologischen Fragen. Entgegen den strengen Anforderungen an die Theoriebildung und Methode werden eine Fülle traditioneller Termini ohne nähere Prüfung übernommen. Die Begründung, die Heringer in seiner Deutschen Syntax (Berlin: de Gruyter 1970, S. 18, Götschen Band 1246/46a) gibt, lautet, »damit man sie besser behalten kann«. Mißverständnisse werden nicht befürchtet, da ihre Position im System definiert wird. Neue Termini kommen hinzu, die ebenso wenig neutral-formal sind, sondern vielmehr »sprechend«, d. h. etwas besagend, und dabei nichtssagend zugleich, z. B. »Angabe«, »Ergänzung«, »Ergänzungssatz«. Auch die »Translative« sagen nicht viel; sie werden zudem bedenklich, wenn sie mit logischen Kategorien wie »Identifikation« verbunden werden, obwohl es sich nicht um logische Identifikationen im strengen Sinn handelt.

Hier scheiden sich die Geister: Terminologische Fragen scheinen mir hier in unverantwortbarer Weise leicht genommen zu sein. Angesichts des terminologischen Chaos in der modernen Linguistik ist es m. E. untragbar, daß jeder Forscher nach eigener Willkür verfährt und dem Anspruch auf Eindeutigkeit genüge getan zu haben glaubt, wenn er die bereits vielfach belasteten Termini im eigenen System neu definiert. Mißverständnissen wird hier Tür und Tor geöffnet. Es ist zu bezweifeln, ob ein Forscher von allen traditionellen Voraussetzungen so streng abstrahieren kann, daß er einen wohlbekannten Terminus ausschließlich in einem neudefinierten Sinn versteht.

Besser wäre es dann schon, konsequent mit neutralen Zeichen und Symbolen zu operieren. Soll aber eine Terminologie verständnis erleichternd und sinnaufschließend sein, was ich weiterhin für erstrebenswert hielte, dann muß größte Sorgfalt auf die Wahl der Ausdrücke gelegt werden.

Zum formalisierenden Verfahren selbst ist zu sagen, daß es auf die Erfassung der Regeln abzielt, nach denen die einzelnen Elemente des Satzes aufeinanderfolgen. Die dazu bereitgestellten Formeln bzw. Konstitutionsregeln sagen nichts über den Inhalt des Satzes aus und sollen dies auch nicht. Aber auch auf diesem Wege wird die Einsicht

gewonnen, daß »keine wesentlichen syntaktischen Unterschiede zwischen D_1 und D_2 festzustellen sind«, sondern daß die Verschiedenheiten mehr »das Lexikon und periphere syntaktische Regeln« betreffen (3.0.). Die Rede vom »Lexikon« entspricht dabei den Gepflogenheiten der generativen Grammatik. Es ist eigentlich überraschend, daß die »progressiven« Linguisten, die Strukturen erfassen wollen, diese beim Wortschatz noch nicht entdeckt haben und von der völlig a-strukturalen Vorstellung eines (womöglich alphabetisch geordneten) Lexikons ausgehen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Referenten in der Beurteilung der Grundstruktur des frühneudt. Luthersatzes und der neuhdt. Übersetzung bis auf geringfügige Unterschiede kaum voneinander abweichen. Und dort, wo abgewichen wird, z. B. bei der Rede des Formalisten von der »unechten Nektion zweier Hauptsätze«, sind Einwände möglich. Man ist sich auch darin einig, daß die Unterschiede zwischen beiden Sprachstufen weniger auf syntaktischem als auf lexikalischem Gebiet liegen.

Sogar die traditionellen Termini Haupt-, Nebensatz usw. werden teilweise beibehalten, obwohl gerade im vorliegenden Falle ein besonderes Gefüge vorliegt, bei dem man von völlig gleichberechtigten Komponenten sprechen darf. Nur H. Brinkmann wies hierauf bereits hin.

Das *wenn – dann (so)*-Gefüge eines Konditionalsatzes ist als eine elementare syntaktische Struktur anzuerkennen, in der die konstituierenden Teilsätze gleichberechtigt, und zwar korrelativ bzw. komplementär sind. Die elementare Wichtigkeit dieses syntaktischen Gebildes kann auch durch die Beobachtung des Prozesses der Spracherlernung bestätigt werden. Die *wenn-dann*-Verknüpfung wird schon relativ früh aufgebaut, und sie stellt einen spürbaren Schritt in der Entfaltung des kausal-logischen Denkens dar. Wie sehr das Gebilde in sich zu ruhen vermag, wird auch aus dem klassischen Schema des aristotelischen Syllogismus »wenn ... und wenn ..., dann« ersichtlich. Dieser Umstand rechtfertigt es auch bis zu einem gewissen Grade, daß dieser Luthersatz ohne Kontext zur Diskussion gestellt wurde.

Ich habe die Teilnehmer des Kolloquiums ein wenig durch meine Bemerkung schockiert, daß mein vierzehnjähriger Junge mit dem Rüstzeug der traditionellen Schulgrammatik zu einer prinzipiell gleichen Beurteilung gelangt ist. Diese Bemerkung sollte nicht die Leistung der Referenten, vor allem nicht das Ausmaß der theoretischen und forma-

len Durchdringung der zur Diskussion stehenden syntaktischen Gebilde herabsetzen. Doch schien es mir angebracht, eine gewisse Skepsis gegenüber den oft proklamierten Fortschritten der modernen Grammatiktheorie gegenüber den traditionellen Grammatiken anzumelden. Was die Beurteilung der nicht formalisierten Beschreibungsverfahren gegenüber dem Ansatz H. J. Heringers betrifft, so stehen sich hier zwei Auffassungen gegenüber, auf die V. Admoni in seinem leider nur schriftlich vorgelegten Referat mit den Stichworten »formale, mono-dimensionale, reduzierende, geschlossene Theorien« auf der einen Seite und »nicht-formalisierte, polydimensionale, direkte, offene Theorien« auf der anderen Seite hingewiesen hat. Es wäre müßig, diese divergierenden Auffassungen hier gegeneinander aufwiegen zu wollen. Die Formalisten kommen zweifellos den allgemeinen Forderungen moderner Wissenschaftsauffassung entgegen, die nach naturwissenschaftlichen Vorbildern ausgerichtet sind. Ihre szientifische Einstellung verlangt nach geschlossenen Theorien, wobei Reduzierungen in Kauf zu nehmen sind und auf Deutungen, Erklärungen, Inhaltsbeschreibungen usw. verzichtet werden kann. Die Nichtformalisten legen mehr Wert auf die Beschreibung der Sinnstrukturen und Sinnzusammenhänge. Ihr mehr hermeneutisches Verfahren bleibt auch in den metasprachlichen Beschreibungsmitteln sprachgebundener und sprachabhängiger. Sie müssen sogar damit rechnen, daß man ihren Sprachbeschreibungen nicht einmal den Status einer Grammatiktheorie zuerkennt. Die Auffassungen, die sich hier mehr oder minder unversöhnlich gegenüber stehen, setzen einen alten wissenschaftlichen Streit fort, der in klassischer Form in den gegensätzlichen Konzeptionen der Farbenlehren Newtons und Goethes Geschichte gemacht hat, – wobei nicht unerwähnt bleiben sollte, daß kein Geringerer als der Physiker Heisenberg Goethes Anschauungen voll rehabilitiert hat.

Ich selbst neige angesichts der Eigenart des Forschungsgegenstandes Sprache und seiner eigentümlichen Mittelstellung zwischen Individuum, Gesellschaft und Welt mehr zur hermeneutischen Seite, weil sie umfassender und erkenntnistheoretisch befriedigender ist, möchte aber auf die formale Seite als komplementäre Ergänzung nicht verzichten. Hätte ich einen eigenen Vorschlag unterbreiten können, so wäre mir die Frage nach den »Bedingungen der Möglichkeit des Verstehens« der Beispielsätze wichtig gewesen. Ich hätte also zu prüfen versucht, was ein »kompetenter« Sprecher bzw. Hörer an sprachlichem Wissen, an semantischen und syntaktischen Strukturen erlernt bzw. »internali-

siert« haben muß, um den Luthersatz im Sinne seines Autors verstehen zu können. Dazu wären sprachinhaltliche und auch außersprachliche Gesichtspunkte zu berücksichtigen gewesen.

Eine »erschöpfende« Analyse, wie sie sprachtheoretisch zu fordern wäre, müßte diese Aspekte mit den von den Referenten herausgearbeiteten Gesichtspunkten in einer Synthese vereinen. Sie hätte zu umfassen ausführliche Beschreibungen auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen, etwa im Sinne der von L. Weisgerber vorgeschlagenen Stufen, und sie hätte einzubeziehen die inner- und außersprachlichen Voraussetzungen, die die Beispielsätze erzeugbar und verstehbar machen. Eine formalisierte Darstellung hätte diese Deskriptionen, soweit dies möglich ist, zu ergänzen, nicht aber zu ersetzen.

Eine allen Ansprüchen genügende Beschreibung der Beispielsätze im vorgeschlagenen Sinne würde allerdings den Rahmen eines Symposiums sprengen und leicht zu einem ganzen Buch anschwellen.

Auszüge aus der Diskussion

Zur Terminologie

HERINGER: Ich habe versucht, eine formale Grammatik zu machen, in der das umgangssprachliche Reden über die Sätze, die wir jetzt analysiert haben, etwas aufgefangen sind. Diese formale Grammatik hat den Vorteil, daß sie auf einer wohldefinierten Beschreibungssprache basieren soll. Damit enden jedoch die Überlegungen nicht, sondern auch über diese Beschreibungssprache müssen wir wieder Rechenschaft ablegen; das ist der eklatante Unterschied zu umgangssprachlichen grammatikalischen Formulierungen. Die einzelnen Benennungen der Knoten in den Graphen mit traditionellen Termini ist nur eine Kulanzgeste meinerseits; zur Kenntnis dessen, was da ausgesagt wird, ist es nicht notwendig, daß man traditionelle Termini versteht. Daß ich nun doch die traditionellen Termini gewählt habe, hängt mit meiner Wissenschaftsauffassung zusammen. Ich glaube nämlich, daß der wissenschaftliche Fortschritt so vonstatten geht, daß ich mit allen reden muß, die traditionelle Termini kennen, und dann definiere ich sie etwas um, definiere sie präziser. Aber das wesentliche ist, daß Definitionen gefordert sind.

GLINZ: Ich möchte bitten, meine Termini dort, wo sie nicht in An-

führungsstrichen stehen, nicht als umgangssprachliches Reden zu betrachten, sondern als wohldefinierte Termini, definiert in dem Büchlein »Deutsche Grammatik I«, und definiert so, daß jeder Informant prüfen kann, ob ein zu untersuchendes Segment unter den Begriff fällt oder nicht.

GIPPER: Wir können uns für eine rein formale Terminologie entscheiden, die nach Möglichkeit nichtssagend sein soll. Aber wir begeben uns da doch einer explanativen Möglichkeit: Die Terminologie soll auch verständnisfördernd sein; und die verständnisfördernde Leistung der Terminologie haben Sie, Herr Heringer, ja selbst aufgerufen, indem Sie alte Termini zulassen, denn hinter diesen alten Termini steckt ja auch jahrhundertelange Einsicht in Sprachliches – und Irrtum unter Umständen. Aber wenn Sie nun neue Termini dazunehmen, die ebenfalls sprechend sind, wie »Angabe«, »Ergänzung« u. dergl., bekommen Sie ein ganz heterogenes Feld von Termini; die einen sind sprechend, die anderen nicht, die einen sollen wörtlich genommen werden, die anderen sollen nur formal verstanden werden. Wenn Sie z. B. »Identifikationstranslativ« sagen – das ist ein neuer Terminus –, dann würde ich von einem Formalisten doch erwarten, daß er mit »Identifikation« eine logische Kategorie anspricht; das aber gerade ist nicht gemeint, sondern etwas ganz anderes, eine Art von Ähnlichkeit, Gleichsetzung.

HERINGER: Ich halte es für eine sehr erstaunliche Tatsache, daß sich in der Germanistik, in der seit vielen Jahren – besonders auch durch Herrn Glinz initiiert – ein Streit um Termini existiert, noch immer nicht die Erkenntnis durchgesetzt hat, daß es mindestens zwei verschiedene Arten von Termini gibt. Es gibt nämlich – und das hängt mit der Wissenschaftsauffassung zusammen – die Möglichkeit, sog. sprechende Termini zu wählen, die man interpretieren kann, und es gibt die Möglichkeit, innerhalb einer einigermaßen kohärenten Theorie seine Termini zu definieren. Sie dürfen eben die Termini, wie sie da stehen, im Grunde nicht so lesen, wie Sie sie lesen, sondern Sie müssen sie so lesen, wie sie in der Theorie erklärt sind. Auch so ein Ding wie »Angabe« ist in der Theorie erklärt – das ist nun gerade schlecht erklärt, es stimmt noch etwas nicht bei dem Unterschied von E und A. Aber Sie müssen den Impetus dahinter sehen; es ist versucht, alles kohärent zu erklären und nicht durch Interpretation, d. h. durch unsere deutschsprachige Kompetenz, Wörter zu verstehen.

GREBE: Ich freue mich, daß ein Grammatiker wie Herr Heringer zu einem solchen Eingeständnis gezwungen wird oder geneigt ist; denn

was will der Herausgeber einer Gebrauchsgrammatik machen? Als wir 1957 mit der Valenztheorie die Objektsgränze – übrigens im Gegensatz zu Tesnière – übersprungen haben, stellte sich auch uns die Frage, ob wir die alten Termini noch gebrauchen könnten oder nicht, die Frage, die jetzt z. B. Herrn Engel veranlaßt hat, nur noch von »Objekten« zu sprechen, einschließlich des bisherigen Subjekts. Diese Frage hat sich uns damals bereits gestellt, und wir alle standen vor der gleichen Kalamität, vor der Herr Heringer jetzt steht, nämlich die alten Termini beizubehalten, um überhaupt noch einigermaßen mit einer neuen Einsicht draußen verständlich zu werden. Dieses Problem, vor dem wir alle stehen, ist ein uraltes Problem der Terminologie, soweit man mit einer Sprachgemeinschaft sprechen muß. Daß nun eine explizite Wissenschaft, wie sie jetzt hier formuliert wird, in die gleiche Situation gedrängt wird, ist immerhin interessant.

GLINZ: Wir müssen noch einmal ganz scharf *Terminus* und *Begriff* oder *Name* und *Begriff* trennen. Definieren kann man einen Begriff entweder in einem fixen System, wie »Division« oder »Addition« in der Mathematik, oder durch Angabe bestimmter Identifikationsoperationen. In meinem Papier sind sämtliche Begriffe durch Operationen verifizierbar, und sämtliche Termini dürfen Sie gern austauschen; Sie können statt »Aussage« »Proposition« sagen oder »einfacher Satz« oder »Teilsatz«. Denn der Terminus ändert nichts am Begriff, sondern er hilft nur, sich den Begriff besser zu merken. Definiert sein muß er entweder in einem expliziten System oder durch explizite Angabe von Verfahren und Techniken zu seiner jederzeitigen Überprüfung und Gewinnung.

APEL: Diese Kontroverse, ob man sprechende Termini verwenden soll oder ob alle Termini streng definiert sein müssen – durch ein System oder in diesem operationellen Sinne –, ist ja schon seit langem im Gange (Hartmann, Weisgerber). Es geht wesentlich darum, daß man, wenn man das eine tut, nicht zugleich das andere tun kann. Die Transformationalisten z. B. betrachten ihre theoretischen Begriffe als Funktionen eines Systems; da muß man sich dann natürlich enthalten, Interpretationen einzubringen, die erst auf der pragmatischen oder hermeneutischen Ebene fällig wären.

HERINGER: Ich habe vorhin versucht, eine vermittelnde Stellung einzunehmen. Ich habe mich nicht auf den rigorosen Standpunkt gestellt, wir sollten unsere Termini definieren, und alles andere könne uns dann egal sein, sondern ich glaube, daß es für eine Sozialwissenschaft sehr

wichtig ist, daß sie ihre Theorien publik macht; denn die Wirkung dieser Theorien besteht nicht – wie in der Physik – in der technischen Anwendung, sondern darin, daß man bei den anderen über die Dinge, die man behandelt, Einverständnis erzielt. Die Schwierigkeit ist die: Ich muß mich einerseits allen verständlich machen, und ich muß andererseits doch eine Theorie machen, die gewissen Anforderungen, die ich an Theorien stelle, genügt (Explizität, Widerspruchsfreiheit usw.). Deshalb wollte ich als Lösung vorschlagen, daß wir temporär zweigleisig verfahren, daß wir also wirklich präzise Theorien machen, aber in diesen Theorien dann auch die Möglichkeit anlegen, uns allgemein verständlich zu machen. Das aber nur temporär; denn wenn man solche formalen Theorien macht, übernimmt man meiner Meinung nach auch gleichzeitig die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß alle, die man erreichen will, diese Formalismen auch lernen, daß sie also auch wirklich die richtige Theorie verstehen können und nicht nur eine vulgarisierte Form. Das ist der soziale Impetus, der dahintersteht.

Zur Möglichkeit einer generativen Grammatik der Luthersprache

FOURQUET: Ich bedauere, daß kein Vertreter der generativen Transformationsgrammatik herangezogen worden ist, denn dieser Luthersatz gäbe eine gute Gelegenheit, etwas zu demonstrieren, was im transformationellen Teil der Chomsky-Grammatik eine Hauptrolle spielt. Erstens haben wir hier eine einzige Aussage, nicht sechs Aussagen. Ich verwehre mich dagegen, daß man jede verbale Gruppe, die ein Finitum enthält, »Aussage« nennt. Es gibt hier nur eine Aussage, oder nur eine Äußerung. Es kommt natürlich auf die Nomenklatur an; »Aussage« scheint mir eine Operation zu sein, die viel besser auf das hier vorhandene Ganze paßt als auf die sechs Teile. Wir haben hier im Sinne der transformationellen Grammatik einen einzigen Matrixsatz, nämlich *so wolt ich mich . . . haben finden lassen*, und in diesen Matrixsatz sind fünf Konstituentensätze eingebettet, die aber als Konstituentensätze selbst keine Aussagen mehr sind, sondern nur noch Spezifizierungen zu einer bestimmten Aussage. Wenn ich mit einem *wenn*-Satz eine Bedingung stelle, so enthält die Definierung dieser Bedingung keine Aussage, von der man sagen kann, daß sie wahr oder falsch ist. Es handelt sich hier um einen Gliedsatz; und »Satz« und »Aussage« sind etwas Verschiedenes.

Zweitens hätten hier die Transformationalisten eine sehr schöne Gele-

genheit gehabt, das zu demonstrieren, was man »dummy« nennt, »Stellvertreter«. An einer bestimmten Stelle steht ein Anaphorikum, z. B. *des*, und die Ersetzung dieses *des* durch einen Konstituentensatz kann entweder die dummy weglassen oder sie in der Form des *des* beibehalten, worauf dann der Konstituentensatz *das die Papisten . . .* folgt.

ERBEN: Ich wende mich an diejenigen unter den Teilnehmern, die sich als Transformationalisten verstehen, und frage: Wie wollen Sie einen Luthersatz generieren? Daß Sie ein Sandkastenspiel mit Regelabläufen und Symbolen, die in sich selbst wohldefiniert sind, machen können, gebe ich gern zu. Aber wie wollen Sie einen Luthersatz generieren ohne ein Inventar der Luther-Formen, der Luther-Semantik? Die Zeichen Luthers sind noch nicht komplett; wir haben kein Luther-Wörterbuch, wir haben keine komplette Luther-Grammatik – was wollen Sie speichern? Am Ende kommt als Output sicher kein akzeptabler Luthersatz heraus; das ist meine These.

HERINGER: In dem hier angesprochenen Sinne würde ich ja wohl als Transformationalist zu gelten haben, und was ich gemacht habe, ist ja nichts anderes als eine Generierung des Luthersatzes. Natürlich kann man den Luthersatz noch nicht in der ganzen Lutherschen Kompetenz lokalisieren, aber wir können immerhin schon generative Regeln geben, mit denen wir diesen Satz von sehr vielen anderen unterscheiden können. Das ist, glaube ich, ein guter und präziser Anfang.

BAUMGÄRTNER: Herr Heringer spricht ja von Konstituenzregeln und an einer bestimmten Stelle sogar von Transformationen. Er hat Transformationen letzten Endes schon implizit in seinen beiden Stemmata, insofern als sie Satzrekursivität enthalten. Was man von ihm sowieso verlangen müßte, wäre, daß irgendwelche Transformationen von unten nach oben die Strukturen abarbeiten, damit dann diese Luthersequenz herauskommt. Dann bin ich damit einverstanden, daß etwa eine solche Einbettungsstruktur herauskäme, wie sie Herr Heringer geliefert hat – nur mit folgendem Zusatz: diese Struktur müßte aufgefangen werden in einem Regelsystem, das mehr Kenntnisse der Luther-Syntax verarbeitet, als uns jetzt zur Verfügung stehen. Dieses System würde uns dann auch parallele vorhandene oder auch parallele mögliche Luthersätze liefern.

FOURQUET: Ich möchte ein Mißverständnis beseitigen, betreffend die Generative Grammatik, von der ich mich abgelöst habe, die ich aber doch hier verteidigen muß. Sie hat, wie die Mathematik, mit einer

Menge zu tun, die offen ist, die man nicht erschöpfen kann. Man kann diese Menge nur dadurch charakterisieren, daß man ein Gesetz feststellt, nach dem die verschiedenen Teile dieser Reihe erzeugt werden können. »Erzeugt« ist hier nur ein Bild. Es heißt, zwei wird aus der Addierung von eins und eins erzeugt, oder: besteht aus eins plus eins. Die Erzeugung ist hier nur bildlich zu nehmen. Natürlich setzt das voraus, daß man alle Regeln kennt, nach welchen die Bestandteile einer Sprache, die Konstituenten, kombiniert werden. Wir kennen diese Kombinationsgesetze für die Luthersprache nicht ganz, nur mit einer groben Annäherung aufgrund unserer Kenntnis des Deutschen, so daß eine wirklich leistungsfähige generative Grammatik der Luthersprache tatsächlich noch nicht möglich ist.

Zur Abgrenzung von Sprachen und Sprachstufen und zum Verständnis von Texten früherer Sprachstufen

HEINRICHS: Ich hatte den Eindruck, daß die verschiedenen Referenten verschiedene Auffassungen darüber hatten, was eine Einzelsprache ist und was nicht. Einige traten dafür ein, daß das Frühneuhochdeutsche durch eine Erweiterung der heutigen Kompetenz erfaßt werden könne, während andere der Meinung waren, daß es sich um zwei verschiedene Sprachen handle. Wir müßten einmal versuchen, genauer zu definieren, wann wir, z. B. im Bereich der deutschen Sprache, von einer neuen, einer anderen Sprache sprechen können.

GLINZ: Es hat mich auch etwas gewundert, daß Herr Heringer von zwei Sprachen sprach. Ich würde zunächst einmal sagen: Was eine Sprache ist und was nur ein Dialekt, das entscheidet sich gar nicht nach innersprachlichen Kriterien, sondern nach gesellschaftlichen und politischen. Und hier konkret würde ich sagen: Aus der Tatsache, daß ein beliebiger heutiger Deutschsprechender diesen Luthersatz zu einem großen Teil versteht, ohne je Frühneuhochdeutsch studiert zu haben, läßt sich entnehmen, daß man das Frühneuhochdeutsche am besten als eine frühere Stufe des Deutschen behandelt, nicht als eine völlig davon getrennte Sprache.

HEINRICHS: Aber es muß doch irgendwann eine Stufe geben, wo wir sagen können, hier haben wir es mit einer anderen Sprache zu tun.

GLINZ: Praktisch können wir gar nicht sagen, wo das Neuhochdeutsche aufhört und eine frühere Sprache anfängt; wir können es nur per conventionem.

HERINGER: Offenbar sind hier von irgendwoher Eingebungen bei verschiedenen Teilnehmern vorhanden, die wissen, was eine Sprache ist. Nach meiner Meinung stellt sich die Sache so dar: Eine Sprache ist eine Menge von Regeln, und eine Teilmenge dieser Regeln, die ich beschreibe, ist z. B. die Syntax oder die Grammatik – nur davon will ich jetzt sprechen. Nun habe ich Texte aus verschiedenen Zeiten oder aus verschiedenen Gebieten, und ich mache linguistische Theorien über diese Texte, d. h. Beschreibungen solcher Regelmengen. Dabei stelle ich fest, daß es Mengen von Regeln gibt, die ich nicht gut zusammen in eine Menge nehmen kann. Auf dieser Stufe sind wir zur Zeit mit unseren grammatischen Beschreibungen, d. h. wir können explizite Regeln angeben, können also vergleichen, und stellen fest, daß wir es mit zwei Mengen zu tun haben, die in irgendeiner Weise unverträglich sind. Dieser Zustand ist sehr unbefriedigend, und das habe ich anzudeuten versucht, als ich sagte, wir könnten die Sprachentwicklung bisher nur als einen Prozeß von sich ablösenden Grammatiken darstellen, als einen sprunghaften Prozeß. Das widerspricht offenbar einer vernünftigen Auffassung von Historizität. Wir müßten dahin kommen, daß wir aus den Regelmengen für eine bestimmte Sprache die Regelmengen einer bestimmten anderen – verwandten oder nicht verwandten – Sprache herleiten können. Dann ist das Problem theoretisch, also in einer linguistischen Beschreibung, lösbar und nicht nur aufgrund von gewissen Eingebungen.

STEGER: Ich würde Herrn Heringer weit folgen – nur: ich habe ausgesprochene Schwierigkeiten zu sehen, wie man mit innerlinguistischen Mitteln eine Abgrenzung eines Systems von einem zweiten vornehmen kann. Denn der ideale Sprecher-Hörer ist natürlich der Repräsentant einer Gruppe, und infolgedessen würde nach meinem Verständnis der Umfang des Zeichensystems durch das bestimmt sein, was aus dem Sprachgebrauch einer definierten Gruppe ableitbar ist. Ich sehe nicht, wie man anders zu Abgrenzungen kommen kann als durch eine Sozialbeschreibung. Bei den Regelmengen, die ich vergleiche und als nicht vereinbar erkenne, habe ich das Gefühl, daß morgen einer kommt und sie aufgrund des sprachlichen Handelns eben doch vereinigt. Nur von der sozialen Gruppe her kann bestimmt werden, was in einem bestimmten Augenblick zu einem Zeichensystem gehört.

WINTER: Mir kommt es so vor, als wenn wir hier ein wenig zu leichtfertig die soziolinguistischen Begriffe »Sprache« und »Dialekt« und die linguistischen Begriffe »Sprache« und »Dialekt« durcheinander ge-

braucht haben. Ich teile das Gefühl des Unbehagens darüber, daß es ziemlich egal sein soll, ob man von Dialektverschiedenheiten, Gruppenverschiedenheiten oder Verschiedenheiten von ganz getrennten Sprachen spricht. Wir müssen doch Mittel in der Hand behalten, die uns eine Unterscheidung etwa zwischen Baskisch und Französisch weiterhin ermöglichen. Ich habe ein Gefühl des Unbehagens, wenn wir so weit abstrahieren, daß wir Dinge, die objektiv doch sehr verschieden sind, illegitim weit annähern; das möchte ich verhüten wissen.

APEL: Eine der Hauptschwierigkeiten, die wir hier wie in anderen Wissenschaften haben, ist doch die: wie bekommen wir relevante Kriterien für die Identifikation und Abgrenzung von Phänomenen? Ein Weg dazu ist der, der im Rahmen des kritischen Rationalismus beschritten wird. In gewissem Sinne ist die Chomskysche Sprachwissenschaft dafür ein klassisches Beispiel. Man muß danach versuchen, radikale, gut ausgebaute, starke Theorien zu machen, die von sich aus die Maßstäbe setzen für das, was überhaupt Kriterien sein könnten. Wenn man so vorgeht, hat man natürlich eine gewaltige Vorgabe auf der subjektiven Seite, und manche mögen hier Angst haben, daß das Objekt dabei vergewaltigt wird. Die Art und Weise, wie solche starken Theorien überprüft werden, ist ja die, daß man Beispiele und Gegenbeispiele ins Unbegrenzte anführt. Das ist sehr einleuchtend, soweit es um den gegenwärtigen Sprachgebrauch geht. Wenn es sich aber um Beispiele wie die Luthersprache handelt, dann ist schon eine grundsätzliche Schwierigkeit gegeben; denn dieses Beispiel kann ich ja nicht, so wie in den Naturwissenschaften, als ein Phänomen unter jederzeit reproduzierbaren Phänomenen betrachten; hier ist ja die Theoriegeleitetheit aller experimentellen Erfahrung irgendwie in Frage gestellt durch den Umstand, daß es sich um etwas Vergangenes, um ein geschichtliches Faktum handelt. Um in der historischen Sprachwissenschaft zu relevanten Kriterien zu kommen, muß man offenbar in ganz besonderer Weise auf das Objekt Rücksicht nehmen. Hier kommt m. E. das hermeneutische Kriterium der Verständigung ins Spiel.

Es wurde hier gesagt, es sei viel schwieriger, vom Frühneuhochdeutschen ins heutige Deutsch zu übersetzen als etwa von einer ganz anderen Sprache ins Deutsche. Dann wurde aber auch gesagt, es sei viel leichter, die Verständigung zwischen dem Frühneuhochdeutschen und dem heutigen Deutsch herzustellen. Da scheint eine Paradoxie im Spiel zu sein, die ich auflösen möchte.

Wenn wir von der richtigen – nur zu präzisierenden – Feststellung

ausgehen, es sei schwerer, vom Frühneuhochdeutschen ins heutige Deutsch zu übersetzen, dann entsteht sofort die Forderung nach einem Regelsystem, das hier Klarheit darüber schafft, warum eventuell eine nur scheinbare Verständigung zustandekommt. In der pragmatischen Ebene scheint ja leicht eine Verständigung zustandezukommen; wenn ich aber nicht vom Pragmatischen, von der Kommunikation ausgehe, die ja zu gelingen scheint, sondern mit Abstraktionen arbeite, d. h. von idealen Systemen ausgehe, dann bin ich vielleicht imstande zu zeigen, warum hier nur eine Scheinverständigung herbeigeführt wird. Das scheint also für systematische Abgrenzungskriterien zu sprechen, für Theoriebildung im Sinne des kritischen Rationalismus.

Wenn aber jemand von der Möglichkeit der faktischen Kommunikation ausgeht, dann möchte er keine Grenze ziehen, dann möchte er eine Sprache überhaupt als ein geschichtliches Kontinuum sehen. Und da entsteht das Problem, wo denn die Verständigung zwischen verschiedenen Generationen aufhört. Das Kriterium dafür wäre jetzt nicht mehr eine von außen herangetragene Theorie, sondern die Probe, wie lange die Verständigung noch funktionieren würde. Das können wir leider nicht ausprobieren, aber an dieser Stelle wird die hermeneutische Subjekt-Objekt-Vermittlung von Fall zu Fall relevant. Sie entscheidet meines Erachtens in unserem Fall zugunsten der Sprach-einheit.

Um das zusammenzufassen: Es sind zwei Weisen der Kriterienermittlung, die wir in den Sozialwissenschaften haben: einmal die Vorgabe durch experimentell überprüfbare Theorien – in der Naturwissenschaft ist das die maßgebende Voraussetzung für Kriterien empirisch relevanter Begriffsbildung. In den Sozialwissenschaften haben wir aber andererseits auch noch die Mitwirkung des mit uns kommunizierenden Objekts, das uns ebenfalls Maßstäbe dafür an die Hand gibt, was relevante Kriterien sein können.

GLINZ: Wenn ich sage, ich erweitere meine neuhochdeutsche Kompetenz zwecks Verständnis dieses Luthertextes, heißt das nichts anderes als: ich kann mit der Regelmenge, die ich für das Neuhochdeutsche gespeichert habe, schon achtzig Prozent dessen verstehen, was in dem Luthersatz steht. Und zu dem sehr richtigen Argument der Historizität von Texten: Wir können ja Texte überhaupt nur als heutige Menschen lesen; wie der Text zu Luthers Zeiten verstanden worden ist, das werden wir nie genau wissen, außer wenn wir probieren, wie ihn heute Gelehrte verstehen, die sich in Luther möglichst genau eingelesen haben.

Insofern ist der Text ein Angebot an den Leser; und die Bestimmung dessen, was zureichendes Verständnis ist, ist eine Einigung möglichst vieler, die sich mit möglichst übereinstimmenden Methoden um diesen Text bemüht haben.

HERINGER: Zu Herrn Apel und der Aporie, die er aufgebaut hat: Sie müßten Argumente dafür anführen, daß es so etwas gibt, was mit solchen kritisch-empiristischen Theorien nicht beschreibbar ist. Ich glaube, daß manche der Probleme, die Sie angedeutet haben, sich dadurch lösen lassen, daß man eine Verbindung zwischen solchen hermeneutischen und den eigentlichen Theorien schafft und daß man das ganze Problem in die Wissenschaft verlagert. Wir haben ja mit unseren Beschreibungssprachen genau die gleichen Probleme, wie wir sie in der Sprache selbst, d. h. in unserem beschriebenen Objekt haben. Und da können wir, glaube ich, doch weiterkommen mit dem Gedanken des historischen Wechsels von Theorien. Ich wollte mich nur dagegen wenden, daß oft der Eindruck erweckt wird, als ob man eine Erkenntnis noch irgendwoher von außen haben könnte, also nicht theoretisch. Wenn es so sein sollte, daß dafür unsere natürliche Sprache in Frage käme, dann würde ich behaupten, daß das auch eine Theorie über die Welt ist.

ERBEN: Zu dem Argument der Subjekt-Objekt-Kommunikation und der Historizität der Texte: Das Kommunizieren ist eben möglich, wenn Sie nicht von vornherein ein Regelsystem vorgefaßt herantragen, sondern wenn Sie sich als Philologe die Mühe machen, mit den Texten zu kommunizieren, wenn Sie nicht vorher schon alles wissen, sondern versuchen, Luther zum Sprechen zu bringen. Genau das ist Philologie, und für die trete ich schon ein, auch auf dieser Tagung.

Zum Theoriebegriff

UNGEHEUER: Dieses Symposium sollte eine Auseinandersetzung verschiedener Grammatiktheorien anhand eines konkreten Textes sein. Da das jetzt offenbar nicht mehr so richtig initiiert werden kann, würde ich vorschlagen, daß wir darüber reflektieren, wie eine solche Auseinandersetzung überhaupt betrieben werden könnte. Was heißt es also, daß Grammatiktheorien differieren; mit welchem Ziel differieren sie, und wie kann diese Differenz anhand solcher praktischen Analysen, wie sie hier versucht worden sind, festgestellt werden?

WIEGAND: Zunächst einmal: es können verschiedene Theoriebegriffe

vorliegen. Jeder hier hat eine Grammatiktheorie, aber es muß zuerst einmal gefragt werden, was damit gemeint ist.

APEL: Es ist ja einer der Ansprüche Chomskys, daß er eigentlich zum erstenmal wirklich eine Theorie der Sprache aufgestellt hat im Sinne des kritisch-rationalistischen, in der Naturwissenschaft bewährten Theoriebegriffs, und zwar eine Theorie mit dem Anspruch der Erklärungsadäquatheit. Dagegen abgesetzt hat Chomsky die Theoriebildung von Grammatiken im Strukturalismus einerseits und von traditionellen, vorstrukturalistischen Grammatiken andererseits. Die traditionellen Grammatiken seien überhaupt noch nicht theoretisch gewesen, im übrigen seien sie aber, auch heute noch, sehr nützlich. Sie hätten jedoch einfach nur Beispiele gebracht, und zwar besonders für Abweichendes, für Irregularitäten; sie hätten dagegen das Selbstverständliche überhaupt nicht angeführt, sie hätten also nicht das Ganze aus einer Theorie entwickelt. Dem Strukturalismus billigt er wohl im großen und ganzen Beschreibungsadäquatheit zu, aber erst das, was er selbst mit seiner Theorie zu erreichen hofft, wäre eigentlich Erklärungsadäquatheit. Und das ist in der Tat erst das, was heute in der »Logic of Science« unter »Theorie« verstanden wird, immer nach dem Modell der modernen Naturwissenschaft.

HERINGER: Nach meiner Kenntnis ist das offenbar nicht ganz so einheitlich in der Naturwissenschaft; es gibt Wissenschaftstheoretiker auch in der Naturwissenschaft, die einen sehr viel weiteren und, wie mir scheint, sinnvollen Theoriebegriff haben. Denn ich glaube, daß ein solcher Theoriebegriff, wie Sie ihn bei Chomsky dargestellt haben, nichts anderes ist als eine Immunisierungsstrategie gegen andere Theorien. Ich würde vorschlagen, daß alle empirischen Äußerungen als Theorien aufgefaßt werden, wobei man natürlich Kriterien erarbeiten müßte, die entscheiden, welche Theorien besser und welche schlechter sind und warum sie besser oder schlechter sind. Da hat die Chomskysche Theorie aus den Gründen, die Sie auch teilweise genannt haben – Explizitheit z. B. usw. –, natürlich einen sehr großen Vorteil gegenüber den anderen Theorien in der Linguistik. Aber es ist, glaube ich, schlecht, wenn man sagt, hier sei die Theorie zu Ende; das ist wirklich eine Art von Diskriminierung, ein Vorwand, um die Diskussion abzuschneiden.

GLINZ: Ich bin sehr glücklich, daß Herr Heringer »Theorie« gerade so formuliert hat. Denn nach strengem Theorieverständnis – das muß ich ganz offen gestehen – habe ich keine Grammatiktheorie vorzulegen, in der man stringent beweisen könnte. Was ich dagegen vorzulegen

habe, ist ein Komplex aufeinander abgestimmter und reflektierter Methoden, so wie man früher eine Wissenschaft bestimmt hat. Sie beruhen auf Hypothesen, Annahmen; und wenn eine geordnete Reihe von Grundannahmen jetzt auch schon »Theorie« genannt wird, bin ich natürlich glücklich, daß ich dann auch eine Theorie habe. – Im übrigen, um es ganz giftig zu sagen: Chomsky paßt viel besser in die traditionelle Landschaft, als man es meistens meint.

JUHASZ: Ich möchte auch versuchen, die Frage zu beantworten, was Theorie ist. Für mich bedeutet Sprachtheorie zweierlei: Das Alpha – ob auch das Omega, weiß ich noch nicht – jeder sprachwissenschaftlichen Theorie ist die Frage, wie man zu Humboldt steht. Die andere Seite ist die, daß ich eine Sprachtheorie zu irgendeinem bestimmten Zweck aufstelle, z. B. um den Computer zu speichern oder um Fremdsprachenunterricht zu geben; dann arbeite ich mit Hypothesen, und da habe ich nichts weiter zu sagen als das, was Herr Glinz gesagt hat.

GREBE: Das Wort *Theorie* habe ich nur in der Zusammensetzung *Valenztheorie* gebraucht, und zwar zur Kennzeichnung meiner Bemühungen um die Erfassung der Abhängigkeiten, die zwischen verschiedenen Verbklassen und ihren Mitspielern bestehen. Ob sich bei fortschreitender Erfassung weiterer Abhängigkeiten die Valenz der Verben nur als Kernstück einer übergeordneten Dependenztheorie erweist, muß sich noch zeigen. Meine Theorie ist erst das »Substrat« aus den Einsichten, die ich beim Umgang mit der Sprache gewonnen habe. Sie ist also ihrem Wesen nach empirisch und nicht heuristisch.

ERBEN: Es ist ohne Zweifel so, daß jeder mit bestimmten Grundannahmen an den Gegenstand herangeht und dann zum Schluß erst genau weiß, wie es ist. Wer das im vorhinein weiß, den kann ich nur bewundern. Im übrigen würde ich es sehr begrüßen, wenn wir uns darauf einigen könnten, daß Hypothesen doch von Theorien unterschieden werden sollten. – Über die Frage, wieweit eine Theorie den Gegenstand erklären hilft, sollte man auch noch einmal sprechen. Die Theorie mag ja in sich widerspruchsfrei sein, aber die Frage ist doch: welchen Aufschlußwert hat sie; wieweit hilft sie den Gegenstand erhellen; ist sie nützlich; wie ist ihre Reichweite?

UNGEHEUER: Sie sagten, man sollte den Unterschied zwischen Hypothesen und Theorien aufrechterhalten. Könnten Sie erläutern, wie Sie den Unterschied sehen?

ERBEN: Wenn man so vorgeht, daß man Hypothesen aufstellt und dann herauszufinden sucht, wieweit der Gegenstand sie bestätigt oder

wieweit man zu Korrekturen gezwungen wird, dann scheint mir das sehr viel bescheidener, als wenn man von vornherein mit einer starken Theorie an den Gegenstand herangeht. Das Attribut *stark* müßte auch noch einmal genauer diskutiert werden. Was heißt hier »stark« oder »powerful«; worin besteht die power; hilft sie den Gegenstand erhellen, oder befriedigt sie nur einen Systematisierungstrieb des Menschen?

APEL: Vom Standpunkt der Theoriebildung, wie sie Chomsky als Ideal sieht und wie sie in der Wissenschaftstheorie des kritischen Rationalismus gemeint ist, besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Ebene der Hypothesen und der der Theorien; unter starken Theorien werden gerade solche verstanden, die sehr kühne Hypothesen enthalten. Solche Theorien sollen hochriskant sein, d. h. sie sollen sich gerade nicht immunisieren, sondern sie sollen sich möglicher Falsifikation aussetzen. Ich glaube deshalb nicht, daß man Chomsky den Vorwurf machen kann, den Herr Heringer ausgesprochen hat, denn er ist in seinem Ideal von Theoriebildung sehr wohl bestrebt, Alternativen zu provozieren.

Das Institut für deutsche Sprache im Jahre 1971

Bedeutsam für die Gesamtentwicklung des Instituts im Jahre 1971 sind vor allem der erhebliche Ausbau der Projektabteilungen, insbesondere der Abteilung Linguistische Datenverarbeitung (LDV), und die Eingliederung zweier Forschungseinrichtungen, des Deutschen Spracharchivs und der bisherigen Forschungsstelle für Nationalitäten- und Sprachenfragen.

Im Zusammenhang mit diesen Erweiterungen bezogen die Bonner Forschungsstellen des Instituts (Teile der Abteilung Grammatik und Lexik, der Projektabteilung LDV und das Deutsche Spracharchiv) ein eigenes Haus.

Anschriften:

Zentrale: 68 Mannheim 1, Friedrichsplatz 12

Dr. H. Kloss (Deutsche Sprache im Ausland): 68 Mannheim 1,
Moltkestraße 13

Rechenzentrum: 68 Mannheim 1, L 11, 18

Forschungsstellen Bonn: 53 Bonn, Adenauerallee 96

Forschungsstelle Freiburg: 78 Freiburg i. Br., Bertoldstraße 24

Forschungsstelle Innsbruck: A-6020 Innsbruck, Innrain 52

1. Wissenschaftliche Arbeit

Deutsches Spracharchiv

Zu Beginn des Jahres 1971 hat Prof. Dr. Dr. E. Zwirner das von ihm 1932 gegründete und seitdem geleitete Deutsche Spracharchiv, das seinen Sitz zuletzt in Münster und Braunschweig hatte, in das Institut für deutsche Sprache überführt. Es wird in Bonn unter dem alten, bekannten Namen weitergeführt. Die Leitung übernahm bis 31. 10. 71 Prof.

Dr. K. Kohler, ab 1. 11., nachdem dieser einen Ruf an die Universität Kiel angenommen hatte, Prof. Dr. G. Ungeheuer.

Das Archiv umfaßt rd. 8500 Tonbandaufnahmen deutscher Mundarten und deutscher Umgangssprache.

Im Rahmen des Projekts »Phonetische Extensionalisierungen von Gesprächstypen« wurde im Berichtsjahr an der Deskription einer Rundfunkdiskussion gearbeitet (Prof. K. Kohler, Dr. E. Knetschke, Dr. M. Sperlbaum, Dr. H. Wodarz, W. Bethge, G. Bohmeier). Das Projekt wird in Kiel und Bonn weiter betrieben.

Frau Dr. E. Knetschke untersucht an 254 umgangssprachlichen Aufnahmen den Gebrauch von *ja* im gesprochenen Deutsch. Erste Ergebnisse aus der Untersuchung über Anakoluth und Ellipse von Frau Dr. M. Sperlbaum werden für das Sprachlabor genutzt werden.

W. Bethge führte die Beschreibung einer hochsprachlichen Aufnahme (III/50) weiter. Es liegen nunmehr vor: »Textliste zu III/50«, »Anmerkungen zu III/50« und »Rhetorisches zu III/50«. In den »Anmerkungen zu III/50« werden die Abweichungen von der hochsprachlichen Norm in phonetischer, phonologischer, grammatischer und syntaktischer Hinsicht beschrieben. In »Rhetorisches zu III/50« wird die Sprechform in ihrem Verhältnis zum Inhalt beschrieben.

Innerhalb der Reihe PHONAI, die weiterhin von Frau Dr. Knetschke und Frau Dr. Sperlbaum betreut wird, wurden die Arbeiten an Band 9 abgeschlossen. Er erschien im September und enthält Monographien von E. Grubačić (»Kničanin/Banat«) und von W. H. Veith (»Bockwitz Kr. Sprottau«). Für den Druck abgeschlossen wurden drei weitere PHONAI-Bände, die im Frühjahr 1972 erscheinen werden.

Die Redaktion der internationalen Zeitschrift PHONETICA liegt weiterhin in den Händen von W. Bethge. Im Berichtsjahr erschien Vol. 23.

Das Deutsche Spracharchiv soll zu einem dynamischen Archiv mit eigenen Forschungen zur Theorie und Praxis der Sammlung, Erschließung und Distribuierung von sprachlichem Material ausgebaut werden.

Deutsche Sprache im Ausland (Dr. H. Kloss)

Die von Dr. H. Kloss begründete und geleitete »Forschungsstelle für Nationalitäten- und Sprachenfragen« wurde dem Institut für deutsche Sprache angeschlossen und aus Marburg nach Mannheim verlegt. Sie befaßt sich hier vor allem mit der Stellung der deutschen Sprache im Ausland. Als erstes soll ein Handbuch über die deutsche Sprache im

Ausland erarbeitet werden, das aus zwei Bänden (»Deutsch als Muttersprache« und »Deutsch als Fremdsprache«) bestehen wird. Während der zweite Band – in enger Fühlungnahme mit Dr. Kloss – beim Goethe-Institut in München erarbeitet werden soll, wird das Manuskript zum ersten Band unter der unmittelbaren Leitung von Dr. Kloss in Mannheim erstellt. Das Werk wird die erste umfassende Darstellung über die Stellung der deutschen Sprache in der Welt nach dem Krieg sein – im Hinblick auf die geographische Verbreitung, die Rolle im Umgang mit Behörden, im Wirtschaftsleben, in der Schule, in der Kirche, in Vereinigungen, im Rundfunk, in der Presse usw.

Abteilung Grammatik und Lexik

Verschiedene Arbeitsgruppen wurden 1971 zur Abteilung Grammatik und Lexik zusammengefaßt. Diese Abteilung, der zur Zeit nur eine bescheidene Zahl wissenschaftlicher Mitarbeiter angehören, soll im Laufe der nächsten Jahre zu einer zentralen Abteilung des Instituts ausgebaut werden und auch Aufgaben übernehmen, die bisher in zeitlich begrenzten Projekten bearbeitet wurden. Die bisher bestehenden Arbeitsgruppen haben sich vornehmlich mit Problemen der Lexik befaßt, da die Syntax Hauptforschungsgebiet des Projekts »Grundstrukturen der deutschen Sprache« ist (s. u.).

Fragen der Lexikographie und des öffentlichen Sprachgebrauchs werden in einer der Bonner Forschungsstellen untersucht; sie steht unter der Leitung von Prof. Dr. H. Moser, dessen Stellvertreter Dr. M. W. Hellmann ist. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen nicht mehr allein der Vergleich der Sprachentwicklung in der DDR und der Bundesrepublik, sondern generell die Bedingungen, Formen und Merkmale des öffentlichen Sprachgebrauchs im deutschen Sprachgebiet, insbesondere im Bereich des Wortschatzes. Die Untersuchungen zum sprachlichen Ost-West-Problem werden im Rahmen dieser Aufgabenstellung fortgeführt.

Die vorhandenen maschinell verfügbaren Zeitungstexte (Auswahl aus den Jahrgängen 1954 und 1964 der »Welt« und des »Neuen Deutschland«) wurden ergänzt durch eine Auswahl aus dem Jahrgang 1969 des ND; eine entsprechende Auswahl aus der »Welt« 1969 sowie aus einer westdeutschen Regionalzeitung des gleichen Jahrganges ist in Vorbereitung. Diese Texte sollen, zusammen mit einigen in Mannheim aufgenommen, u. a. als Grundlage für eine vergleichende Textsorten-

statistik, für vergleichende Differenzregister und ein Wörterverzeichnis der östlichen und westlichen Zeitungssprache dienen.

Zusammen mit einigen Mitarbeitern des Germanistischen Seminars der Universität Bonn und auswärtigen Wissenschaftlern haben Dr. M. W. Hellmann und Dr. G. Schmidt sowie einige Hilfskräfte der Forschungsstelle eine kommentierte Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR erarbeitet, die im Frühjahr 1972 als Band 16 der Reihe »Sprache der Gegenwart« erscheinen wird.

Im Zusammenhang mit dieser Bibliographie ist auch ein großer Teil der in russischer Sprache erschienenen Sekundärliteratur zur deutschen Lexik nach 1945 bearbeitet worden. Dr. Schmidt wird im Frühjahr 1972 dazu einen Bericht veröffentlichen.

Die Materialsammlung zur Erforschung des russischen Einflusses auf die deutsche Gegenwartssprache wurde laufend erweitert.

Zu eher internen Zwecken, u. a. zur Erleichterung wortmonographischer Arbeiten, ist aus etwa zwanzig materialreichen Arbeiten zum sprachlichen Ost-West-Problem der dort behandelte sozialistische bzw. DDR-spezifische Wortschatz verkartet und maschinell verfügbar gemacht worden.

Im Rahmen eines Vergleichs verschiedener Wörterbücher wurde insbesondere das Deutsche Wörterbuch von Mackensen kritisch u. a. im Hinblick auf Verteilung und Herkunft des Wortbestandes, Richtigkeit und formale Technik der Bedeutungsangaben untersucht. Material und Ergebnisse werden als Forschungsbericht veröffentlicht.

Die von Dr. A. Schubert † begonnene Untersuchung aktueller deutscher Wörterbücher in Hinblick auf die dort gebuchten österreichischen und schweizerischen Besonderheiten ist unter der Verantwortung von Frau Dr. H. Fenske fortgeführt und abgeschlossen worden. Die Resultate dieser Untersuchung werden ebenfalls in den Forschungsberichten des Instituts veröffentlicht.

Bei den Untersuchungen zur Wortbildung, die unter Leitung von Prof. Dr. J. Erben in Innsbruck durchgeführt werden, ermöglichte es der verstärkte Einsatz von studentischen Hilfskräften, das Material zur Untersuchung der Adjektivableitungen zu ergänzen und – als Korrektiv zu Adelungs Wörterbuch – das Fremdwörterbuch von Campe zur Bearbeitung der um 1800 geläufigen Fremdsuffixe und Fremdpräfixe zu exzerpieren.

Für den Kompositionstyp Verb + Substantiv konnte bereits eine ausreichende Belegsammlung als Vorarbeit für die Untersuchung der Komposita bereitgestellt werden.

Frau Dr. I. Kühnhold hat die Adjektiv-Suffixe *-sam*, *-bar*, *-lich*, *-isch* und *-ig* in der Gegenwartssprache bearbeitet. Dr. H. Wellmann verglich den Bestand der präfixlosen desubstantivischen und deadjektivischen Verben mit dem der denominalen Präfixverben. Darüber hinaus hat er den Vergleich der Substantivsuffixbildungen in ihrer Verschiebung gegenüber dem Adelungs-Stand abgeschlossen unter Einbeziehung der suffixoiden Kompositionsglieder.

Im Herbst 1971 wurde in Mannheim eine Arbeitsgruppe gegründet, die sich mit Problemen der Semantik befaßt (Dr. R. Hoberg, G. Objartel). Bisher wurden Arbeiten zur Wortsemantik, insbesondere zur Weiterentwicklung der Konzeption des lexikalischen Feldes, und zur Satzsemantik (Untersuchung von Vergleichssätzen mit dem Ziel einer formalisierten Darstellung ihrer semantischen Struktur) in Angriff genommen und teilweise bereits abgeschlossen.

Die Arbeiten zur deutschen Syntax werden, soweit sie nicht im Rahmen von Projekten durchgeführt werden, vorwiegend von Frau U. Hoberg und Fräulein I. Zint, MA, betreut. Beide Mitarbeiterinnen beschäftigen sich mit Problemen des komplexen Satzes. Frau Hoberg untersucht Folgeerscheinungen in Satzgefügen; Fräulein Zint bearbeitet bestimmte Typen von Gliedsätzen (Objektsätzen) in der deutschen Gegenwartssprache.

Projektabteilung Grundstrukturen der deutschen Sprache

Das aus Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk finanzierte Forschungsunternehmen »Grundstrukturen der deutschen Sprache« soll neue linguistische Grundlagen für den Deutschunterricht für Ausländer liefern. Es steht in Mannheim unter der Leitung von Dr. U. Engel (geschriebenes Deutsch) und in Freiburg unter der Leitung von Prof. Dr. H. Steger (gesprochenes Deutsch). Hinzu kommt in einer seit September 1971 begonnenen zweiten Arbeitsphase, deren Finanzierung wiederum die Stiftung Volkswagenwerk übernommen hat, die didaktische Auswertung der linguistischen Forschungsergebnisse. Diese wichtige Ergänzung der Mannheimer und Freiburger Arbeiten wird von Mitarbeitern des Goethe-Instituts unter Leitung von G. Kaufmann durchgeführt.

Geschriebene Sprache:

Im Jahr 1971 wurde in Mannheim weiter an Wortstellungsproblemen gearbeitet. Neue Texte wurden für die statistische Auswertung parallelcodiert, schon vorliegende Paralleltexte mußten infolge der Umstellung der Textverarbeitung auf die Rechananlage des Instituts teilweise neu codiert werden. Die Codierung ist so angelegt, daß Stellungserscheinungen auf verschiedenen syntaktischen Ebenen untersucht werden können. Die Arbeiten stehen unter der Leitung von Frau U. Hoberg.

Im Bereich der Valenzerscheinungen bearbeitet Dr. B. Engelen die Substantive und Adjektive. Hier ergeben sich syntaktisch fundierte Gliederungsmöglichkeiten des nichtverbalen Wortschatzes, die bisher noch nirgends systematisch dargestellt wurden.

Das in Arbeit befindliche deutsche Valenzlexikon (Dr. U. Engel, H. Schumacher und eine Gruppe von Studenten) wurde völlig überarbeitet und mit zusätzlichen Informationen angereichert. Alle Daten wurden über Lochkarten auf Magnetband gespeichert und können jederzeit maschinell abgerufen werden. Ein Teilausdruck des »Kleinen Valenzlexikons«, das in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Volkshochschulverband entstand (vgl. dazu den Bericht von H. Schumacher in diesem Band, S. 184), lag Ende 1971 vor; mit einem vollständigen Ausdruck (433 Wörterbucheinheiten) kann Anfang 1972 gerechnet werden. Die Arbeit am großen Valenzlexikon, das mehrere tausend Verben mit Angaben über semantische Restriktionen enthalten wird, wurde weitergeführt; bis zum Jahresende waren etwa 2000 Verben bearbeitet. – Eine Gruppe der studentischen Mitarbeiter hat die 1968 von Frau Dr. Fenske begonnene Analyse von Texten des Mannheimer Corpus wieder aufgenommen und auf einer erweiterten Grundlage fortgesetzt. Ziel dieser Corpusanalyse ist eine Statistik über die Häufigkeit von Satzbauplänen in der deutschen Gegenwartssprache.

Im Sommer 1971 wurde eine Arbeitsgruppe (unter Leitung von P. Nikitopoulos) gebildet, deren Aufgabe die Erarbeitung eines neuen repräsentativen Corpus der gegenwärtigen deutschen Schriftsprache ist. Nachdem zunächst schon vorhandene theoretische Konzeptionen überprüft und neue entwickelt worden sind, sollen in einer zweiten Phase die so gewonnenen Kriterien zur Charakterisierung und Klassifizierung von Texten empirisch angewandt werden.

Eine Reihe von weiteren grammatischen Themen wurde im Laufe des Jahres 1971 in Angriff genommen: Morphologie im nominalen Be-

reich, Grenzen der Nominalisierung, Pronominalisierung, Probleme des komplexen Satzes.

Gesprochene Sprache:

Die Erstellung des Textcorpus zur Untersuchung der gesprochenen Sprache wurde im Jahre 1971 weiter vorangetrieben und wird im Frühjahr 1972 mit 600 000 Wörtern abgeschlossen sein. Das bereits vorliegende Corpusmaterial wurde durch eine Dokumentationsübersicht für interessierte Benutzer besser erschlossen. Ein erster Band mit Texten aus dem Freiburger Corpus gesprochener deutscher Standardsprache erschien in der Reihe »Heutiges Deutsch«. Die ausführliche Einleitung mit Beiträgen von Prof. H. Steger, K. H. Bausch, H. Deutrich und Dr. R. Müller informiert über die theoretischen Grundlagen und das praktische Vorgehen der Forschungsstelle Freiburg.

Die Untersuchungen zum Kommunikationsrahmen gesprochener Sprache (H. Deutrich) wurden fortgeführt. Im Frühjahr 1972 kann anhand der Ergebnisse geprüft werden, ob die unterschiedlichen Textsorten im Freiburger Corpus repräsentativ, d. h. anteilmäßig zutreffend und quantitativ ausreichend vertreten sind.

Nochmals diskutiert wurde im Berichtsjahr einerseits die Frage der Deskription der Redekonstellationen, andererseits die Frage der Konstitution der Textsorten. Besonders im letzten Bereich ergeben sich schwierige theoretische Probleme.

In Angriff genommen wurde die sog. Parallelcodierung der Freiburger Texte. In dieser zweiten Codierung, die zur ersten parallel verläuft, werden alle jene Daten indiziert, die zur Bearbeitung der vom Projekt »Grundstrukturen« gestellten Themen (Tempus, Modus, Passiv, Wortstellung, Satzbaupläne) notwendig sind. Der erste Forschungsbericht über die Arbeiten an diesem Projekt wurde fertiggestellt; er wird demnächst im Druck erscheinen.

Anläßlich der Übernahme neuer Institutsräume fand am 11./12. 3. 71 eine Arbeitstagung der Freiburger Forschungsstelle statt. Über die Arbeiten am Institut berichteten H. Wulz (Maschinelle Weiterverarbeitung der Freiburger Transkriptionen gesprochener Texte), H. Deutrich (Vorbereitungen zu einer Befragung über den Kommunikationsrahmen einer ausgewählten Zielgruppe), H. Andresen (Ein methodischer Vorschlag für die Unterscheidung von Ergänzung und Angabe im Rahmen der Valenztheorie). Dr. H. v. Faber und Dr. K. Braun vom Goethe-Institut, München, referierten über erste Versuche der Verwen-

dung von Texten gesprochener Sprache in der Sprachdidaktik. Prof. Chr. Winkler berichtete über die Statistik der Kadenzformen. Prof. H. Steger hat auf einer größeren Reise durch Südamerika in Verbindung mit dem Goethe-Institut in zahlreichen Vorträgen interessierte Kreise mit den Forschungsergebnissen zur gesprochenen deutschen Standardsprache der Gegenwart bekannt gemacht.

Seit September 1971 befindet sich eine Mitarbeitergruppe des Goethe-Instituts in Mannheim, um während eines zweijährigen Aufenthalts in möglichst engem Kontakt mit den Autoren der linguistischen Monographien die wichtigsten Vorarbeiten für die didaktische Auswertung der »Grundstrukturen« durchzuführen. Einige Aufsätze von G. Kaufmann, die als Modellentwürfe zu verstehen sind, stehen vor der Drucklegung.

Projektteilung Kontrastive Grammatik

Im Rahmen der Projektteilung Kontrastive Grammatik (Leitung: Dr. U. Engel) erreichte die seit 1970 im Aufbau befindliche Arbeitsgruppe »Deutsch-französische Grammatik« im Juni 1971 ihr volle Mitarbeiterzahl: insgesamt arbeiten an dem Projekt fünfzehn französische Germanisten und deutsche Romanisten.

Um die Jahreswende 1970/71 wurde die Leitung dieses ersten kontrastiven Unternehmens im Institut Prof. Dr. J. M. Zemb, Paris, übertragen. Der projektbegleitende zehnköpfige Beirat tagte im Laufe des Jahres 1971 mehrfach mit der Arbeitsgruppe (am 20. 2., 22. 5., 30. 6./1. 7. und 29./30. 10).

In einer ersten, vorbereitenden Phase (bis Herbst 1971) arbeiteten einige der Mitarbeiter an speziellen Themen oder Teilbereichen der geplanten deutsch-französischen Grammatik; die restlichen Mitarbeiter beschäftigen sich allgemein mit Fragen der Theorie der kontrastiven Grammatik.

Am Ende dieser ersten Phase fand vom 1. 10. bis 9. 10. 71 eine von Herrn Dr. h. c. Töpfer geförderte Klausurtagung der Arbeitsgruppe in Wilsede (Lüneburger Heide) statt, bei der ein Gesamtkonzept diskutiert und zusammengestellt wurde. Dieser Gesamtplan, der Ende Oktober auch dem Beirat vorgelegt wurde, dient in der zweiten Phase als Grundlage für die Weiterarbeit. Erstrebt wird in der Form einer reversiblen komparativen Grammatik ein Strukturvergleich der beiden Sprachen, der zugleich – anhand von ausgewählten Übersetzungsbeispielen –

Lehrern und Lehrbuchautoren ein systematisch geordnetes Material möglicher Interferenzquellen zur Verfügung stellt.

Die nach dem »Wilseder Entwurf« verlaufenden Arbeiten sollen bis Ende 1972 zum Abschluß gebracht werden.

Im Laufe des Jahres 1971 wurde ein weiteres kontrastives Forschungsunternehmen in Angriff genommen: die Erarbeitung einer deutsch-polnischen Grammatik (Dr. U. Engel, Frau Dr. L. Hirsch-Wierzbicka). Während einer vierzehntägigen Informations- und Vortragsreise durch Polen im November 1971 konnte Dr. Engel Kontakte zu verschiedenen polnischen Wissenschaftlern herstellen und weitere Mitarbeiter für das Projekt gewinnen (Dr. Czochralski, Germanistisches Institut der Universität Warschau; Prof. Szulc, Germanistisches Institut der Universität Krakau; Dr. Kozłowska, Germanistisches Institut Posen).

Projektteilung Linguistische Datenverarbeitung (LDV)

Das Projekt »Linguistische Datenverarbeitung« (Leitung: Prof. Dr. G. Ungeheuer) wurde am 22. 1. 71 zunächst nur vorläufig bewilligt. Die endgültige Bewilligung des Projekts in seinem jetzigen Umfang erfolgte am 3. 8. 71.

Nach der Planung des Projekts waren für die Bewältigung der dort charakterisierten Forschungsaufgaben insgesamt 37 wissenschaftliche Mitarbeiter vorgesehen. In der genehmigten Fassung des Projekts sind dagegen nur 24 Wissenschaftlerstellen für 1971 enthalten. Dieser Personalstand konnte erst im Laufe des Jahres erreicht werden.

Die zur Zeit in der Abteilung beschäftigten wissenschaftlichen Mitarbeiter verteilen sich auf mehrere Forschungsstellen: Forschungsstelle Mannheim (10); Forschungsstelle Bonn (10); Forschungsstelle bei LIMAS, Bonn (3); Forschungsstelle Marburg (1).

Von der Projektplanung sind drei thematische Schwerpunkte der Forschungsarbeit vorgesehen: linguistische Forschung, Untersuchungen zur sprachlichen Interaktion, Entwicklung von informationserschließenden Problemlösungssystemen. Innerhalb dieser Aufgabenbereiche haben sich in den LDV-Forschungsstellen Bonn (Leitung: Prof. Dr. D. Krallmann) und Mannheim (Leitung: P. Wolfangel, MA) verschiedene Arbeitsgruppen gebildet, die folgende Teilaspekte bearbeiten:

Arbeitsgruppe für anwendungsspezifische Grammatik: Entwicklung einer semantischen Notation, Bestimmung von Zuordnungskriterien syntaktischer und semantischer Strukturen.

Arbeitsgruppe für maschinelle syntaktische Analyse (MasA): Erarbeitung eines Verfahrens zur automatischen Analyse beliebiger deutscher Sätze auf morphosyntaktischer Ebene.

Arbeitsgruppe zur Untersuchung von Wörterbuchkonstruktionen: Bestimmung von Beschreibungskategorien der Lexikonsemantik anhand vorhandener Wörterbücher, Systematisierung und Verbesserung der gefundenen Kategorien sowie deren Anwendung bei der Neufassung paradigmatischer Wortartikel, lexikographische Untersuchungen zur Morphosemantik, Prüfung der Ergebnisse anderer Arbeitsgruppen auf Verwendbarkeit.

Arbeitsgruppe für thematische Textanalyse: Untersuchung der Zusammenhänge imperativer und argumentativer (im Gegensatz zu informativer) Kommunikation.

Arbeitsgruppe zur Analyse von Argumentationsformen: Präzisierung von Folgerungsbeziehungen zwischen Sätzen u. a. unter Bezug auf Untersuchungen zur Paraphrasenstruktur, Kritik der Leistungsfähigkeit verschiedener Analyseverfahren in der Bearbeitung von Folgerungsbeziehungen, Untersuchung von (logisch-semantischen) Relationen in mehrsätziger Rede u. a. durch Untersuchungen von Begründungs- und Definitionsstrukturen, Weiterentwicklung von logisch-semantischen Notationen für natürlich-sprachige Texte (z. B. für Quantoren in natürlicher Sprache, für Relativsätze, Tempusrelationen, modale Ausdrücke, Ortsadverbien, deiktische Ausdrücke).

Arbeitsgruppe für Man-Machine-Communication: Vervollständigung des Kommunikatormodells, Analyse im Hinblick auf eine Realisierung (im Rahmen von KOMPRO).

Arbeitsgruppe für Informations- und Programmstrukturen: Erstellung eines Preprocessors für FORTRAN, Untersuchung von ALGOL und Erstellung eines an ALGOL orientierten Systems, Erstellung eines speziellen Prozedurenpaketes im Hinblick auf die Bedürfnisse der Arbeitsgruppe MasA, Ausbau von LSPL2, endgültige Formulierung des Aufbaus von KOMPRO und Realisierung von KOMPRO, Beschreibung der in anderen Arbeitsgruppen verwendeten formalen Sprachen im Hinblick auf die Implementierung mithilfe von KOMPRO, Vergleich der Arbeitsweisen mithilfe von KOMPRO und mithilfe direkter Programmierung anhand der Aufgabenstellung der Arbeitsgruppe MasA.

Zwei weitere Arbeitsgruppen (bei der Forschungsgruppe LIMAS in Bonn und beim Forschungsinstitut für deutsche Sprache – Deutscher

Sprachatlas in Marburg) stehen in Kooperation mit den entsprechenden oben genannten Arbeitsgruppen.

Die Vorbereitung der aus der Forschungsstelle Freiburg kommenden Texte gesprochener Sprache für die Datenverarbeitung übernahm ebenfalls ein Mitarbeiter der LDV.

In der Forschungsstelle Mannheim der Abteilung LDV wurde eine Clearing-Stelle für deutsche Textverarbeitung eingerichtet; zwei Mitarbeiter bemühen sich um die Dokumentation und den Austausch von Informationen über maschinenlesbar gespeicherte Texte in deutscher Sprache und die erforderlichen Bearbeitungsprogramme.

Der Abteilung LDV obliegt auch die Verwaltung des Rechenzentrums des Instituts. Es ist ausgestattet mit einer mittelgroßen Datenverarbeitungsanlage, deren 1971 weiter ausgebauter Eingabe/Ausgabe-Peripherie (Schnelldrucker mit Groß-/Kleinschreibung und 43 Sonderzeichen) für Aufnahme und Edition von Textdaten besonders geeignet ist. Die Anlage wurde im Berichtszeitraum verstärkt für Tests von Programmsystemen in Anspruch genommen. Gearbeitet wird in den Programmiersprachen ALGOL, FORTRAN IV und Assembler. Ein Großteil der Rechenkapazität wurde weiterhin für den Ausbau des Textarchivs (»Mannheimer Corpus«) und die Aufbereitung dieser Daten (Satzzerlegungen, Indizes, Häufigkeitsstatistiken usw.) benötigt.

An »geschriebener Sprache« stehen auf Magnetband 35 Texte mit ca. 2,5 Millionen Wörtern zur Verfügung. Aus dem Corpus der gesprochenen Sprache sind 36 Texte mit ca. 63 000 Wörtern fertiggestellt; das sind etwa 10% des geplanten Datenumfangs.

Neben LDV- bzw. IdS-internen Service-Arbeiten wurden DV-Aufträge für die Universitäten Berlin (TU und FU), Bochum, Bonn, Cornell/USA, Gießen, Marburg, Oslo/Norwegen, Regensburg und Saarbrücken durchgeführt. Beratend waren Mitarbeiter des Rechenzentrums bei Fragen der Systemanalyse, Programmierung und Datenauswertung für einen großen Personenkreis tätig.

Für 1971 ergibt sich eine durchschnittliche monatliche Anlagenszeit von 252 Stunden. Sie verteilt sich auf echte Betriebszeit (IdS 162 Std., Studiengruppe für Systemforschung, Heidelberg, 46 Std., Fremdbenutzer 2 Std.) und im Monatsdurchschnitt 40 Std. Ausfall-, Wartungs- und Reinigungszeit.

2. Mitglieder und Mitarbeiter des Instituts. Wichtigste Veranstaltungen

Leitung des Instituts für deutsche Sprache:

Präsident: Prof. Dr. Hugo Moser, Bonn

Direktoren: Dr. phil. habil. Paul Grebe, Mannheim

Dr. Ulrich Engel, Mannheim

Ehrenmitglied: Prof. Dr. Dr. h. c. Leo Weisgerber, Bonn

Mitglieder des Kuratoriums:

Prof. Dr. K. Baumgärtner, Stuttgart; Regierungsdirektor Dieffenbach als Vertreter des Kultusministeriums von Baden-Württemberg, Stuttgart; Prof. Dr. H. Eggers, Saarbrücken; Prof. Dr. J. Erben, Innsbruck; Prof. Dr. H. Glinz, Aachen; Prof. Dr. Dr. h. c. F. Maurer, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. H. Neumann, Göttingen; Ministerialrat Dr. Petersen als Vertreter des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft, Bonn; Prof. Dr. P. von Polenz, Heidelberg; Oberbürgermeister Dr. H. Reschke als Vertreter der Stadt Mannheim; Prof. Dr. H. Rupp, Basel; Prof. Dr. L. E. Schmitt, Marburg; Staatssekretär Dr. Schäfer als Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache, Bonn; Prof. Dr. H. Steger, Freiburg; Kultusminister a. D. Prof. Dr. G. Storz, Leonberg; Prof. Dr. G. Ungeheuer, Bonn.

Das Kuratorium tagte am 1. 4. und am 17. 12. 1971.

Ordentliche Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates:

Prof. Dr. O. Basler, Freiburg; Prof. Dr. H. Bausinger, Tübingen; Prof. Dr. W. Besch, Bonn; Prof. Dr. W. Betz, München; Prof. Dr. H. Brinkmann, Münster; Prof. Dr. B. Boesch, Freiburg; Prof. Dr. B. Colbert, Köln; Prof. Dr. G. Cordes, Kiel; Prof. Dr. E. Coseriu, Tübingen; Prof. Dr. H. Gipper, Münster; Prof. Dr. S. Grosse, Bochum; Prof. Dr. R. Gruenter, Mannheim; Prof. Dr. P. Hartmann, Konstanz; Prof. Dr. K. Heger, Heidelberg; Prof. Dr. G. Heilfurth, Marburg; Prof. Dr. H. M. Heinrichs, Berlin; Prof. Dr. H. J. Heringer, Tübingen; Prof. Dr. O. Höfler, Wien; Prof. Dr. W. Höllerer, Berlin; Prof. Dr. B. Horacek, Wien; Prof. Dr. R. Hotzenköcherle, Zürich; Prof. Dr. J. Knobloch, Bonn; Prof. Dr. K. Kohler, Kiel; Prof. Dr. H. Kolb, Düsseldorf; Dr. K. Korn, Frankfurt; Prof. Dr. E. Kranzmayer, Wien; Prof. Dr. A. Langen, Saarbrücken; Prof. Dr. E. E. Müller, Basel; Prof. Dr. G. Neumann, Bonn; Prof. Dr. G. Nickel, Stuttgart; Prof. Dr. Els Oksaar, Hamburg; Prof. Dr. R. Olesch,

Köln; Prof. Dr. I. Reiffenstein, Salzburg; Dr. W. Ross, Direktor des Goethe-Instituts, München; Prof. Dr. H. Schnelle, Berlin; Prof. Dr. A. Schöne, Göttingen; Prof. Dr. R. Schützeichel, Münster; Dr. D. Schulz, München; Prof. Dr. E. Schwarz, Erlangen; Prof. Dr. H. Seidler, Wien; Prof. Dr. H. Seiler, Köln; Prof. Dr. S. Sonderegger, Zürich; Prof. Dr. K. Stadmann, Göttingen; Prof. Dr. G. Stötzel, Düsseldorf; Prof. Dr. F. Tschirch, Köln; Prof. Dr. K. Wagner, Mainz; Prof. Dr. M. Wandruszka, Salzburg; Prof. Dr. H. Weinrich, Köln; Prof. Dr. W. Weiss, Salzburg; Prof. Dr. O. Werner, Tübingen; Prof. Dr. Chr. Winkler, Marburg; Prof. Dr. W. Winter, Kiel; Prof. Dr. P. Zinsli, Bern; Prof. Dr. Dr. E. Zwirner, Münster.

Korrespondierende Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates in Europa:

Prof. Dr. W. Admoni, Leningrad; Prof. Dr. T. Aldén, Lund; Prof. Dr. H. Bach, Aarhus; Prof. Dr. G. Bech, Kopenhagen; Dr. E. Beneš, Prag; Prof. Dr. T. Dahlberg, Göteborg; Prof. Dr. I. Dal, Oslo; Prof. Dr. J. van Dam, Amsterdam; Prof. Dr. H. Draye, Löwen; Prof. Dr. E. Erämetsä, Jyväskylä; Prof. Dr. J. Fourquet, Paris; Prof. Dr. J. Goossens, Löwen; Prof. Dr. L. L. Hammerich, Kopenhagen; Prof. Dr. K. Hyldgaard-Jensen, Kopenhagen; Prof. Dr. M. Isbăşescu, Bukarest; Prof. Dr. A. V. Isačenko, Klagenfurt; Dozent Dr. J. Juhász, Budapest; Prof. Dr. R. E. Keller, Manchester; Prof. Dr. M. Kloster Jensen, Bergen; Prof. Dr. G. Korlén, Stockholm; Prof. Dr. O. Leys, Löwen; Prof. Dr. K. B. Lindgren, Helsinki; Prof. Dr. I. Ljungestrud, Lund; Dr. Z. Masafik, Brno; Prof. Dr. C. Minis, Amsterdam; Prof. Dr. K. Mollay, Budapest; Prof. Dr. E. Öhmann, Helsinki; Prof. Dr. M. Philipp, Straßburg; Prof. Dr. L. Saltveit, Oslo; Prof. Dr. V. Schwanner, Bratislava; Dr. E. Skála, Prag; Prof. Dr. G. de Smet, Gent; Prof. Dr. C. Soeteman, Leiden; Prof. Dr. P. Trost, Prag; Prof. Dr. B. Ulvestad, Bergen; Prof. Dr. L. Zabrocki, Poznań; Prof. Dr. J.-M. Zemb, Paris.

Korrespondierende Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates in Übersee:

Prof. Dr. E. H. Antonsen, Urbana/Ill.; Prof. Dr. E. Bach, Austin/Texas; Prof. Dr. F. van Coetsem, Ithaca/N. Y.; Prof. Dr. E. Haugen, Cambridge/Mass.; Prof. Dr. R. D. King, Austin/Texas; Prof. Dr. B. J. Koekkoek, Buffalo/N. Y.; Prof. Dr. H. L. Kufner, Ithaca/N. Y.; Prof. Dr. H. Kuhn, Canberra (Australien); Prof. Dr. W. P. Lehmann, Austin/Texas; Prof. Dr. A. L. Lloyd, Philadelphia/Pennsylvania; Prof. Dr. G.

J. Metcalf, Chicago/Ill.; Prof. Dr. W. G. Moulton, Princeton/N. Y.; Prof. Dr. H. Penzl, Berkeley/California; Prof. Dr. C. E. Reed, Amherst/Mass.; Prof. Dr. O. Springer, Philadelphia/Pennsylvania; Prof. Dr. W. F. Twaddell, Providence/R. I.

Die Jahressitzung des Wissenschaftlichen Rates, die unter dem Thema »Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch« stand, fand vom 31. 3. bis 3. 4. 1971 statt.

Kommissionen des Instituts für deutsche Sprache

Kommission für Rechtschreibfragen: Prof. Dr. H. Glinz, Aachen; Prof. Dr. R. Hotzenköcherle, Zürich; Prof. Dr. J. Knobloch, Bonn; Prof. Dr. E. Kranzmayer, Wien; Prof. Dr. Dr. h. c. F. Maurer, Freiburg i. Br.; Prof. Dr. H. Moser, Bonn; O. Nüssler, Wiesbaden; Prof. Dr. Dr. h. c. L. Weisgerber, Bonn.

Kommission für wissenschaftlich begründete Sprachpflege:

Vorsitzer: Prof. Dr. H. Moser, Bonn; Stellvertreter: Dr. Dr. E. G. Geyl, Jugenheim; Prof. Dr. H. Glinz, Aachen. Weitere Mitglieder: Dr. H. Appel, Bremen; Dr. D. Berger, Mannheim; Prof. Dr. W. Betz, München; Prof. Dr. K. Daniels, Bonn; Prof. Dr. H. Eggers, Saarbrücken; Prof. Dr. J. Erben, Innsbruck; Dr. H. Erk, München; Dr. U. Förster, Wiesbaden; Prof. Dr. S. Grosse, Bochum; OStud. Dir. Dr. R. Henß, Königstein; R. Herzog, Sindelfingen; Prof. Dr. S. Jäger, Hagen; G. Kaufmann, München; Prof. Dr. J. Knobloch, Bonn; Prof. Dr. E. Kranzmayer, Wien; Prof. Dr. Dr. h. c. F. Maurer, Freiburg i. Br.; Dr. W. Mentrup, Mannheim; Prof. Dr. H. Neumann, Göttingen; O. Nüssler, Wiesbaden; Dr. T. Pelster, Krefeld; Prof. Dr. D. Pregel, Braunschweig; Dr. O. Schmid, Gauting; Dr. W. Schröter, Lüneburg; Dr. D. Schulz, München; Dr. W. Seibicke, Heidelberg; J. Stave, Hamburg; Prof. Dr. G. Storz, Leonberg; OStud. Dir. Dr. H. Thiel, Frankfurt; Dr. H. Villiger, Bremgarten (Schweiz); Prof. Dr. Dr. h. c. L. Weisgerber, Bonn; Prof. Dr. P. Zinsli, Bern.

Beiräte des Instituts für deutsche Sprache

Beirat »Grundstrukturen der deutschen Sprache«: Vorsitz: Prof. Dr. H. Moser, Bonn. Weitere Mitglieder: Dr. G. Bär, München; Prof. Dr. H. Bausinger, Tübingen; Prof. Dr. W. Betz, München; Prof. Dr. B. Boesch, Freiburg; Prof. Dr. H. Eggers, Saarbrücken; Prof. Dr. J. Erben, Innsbruck; Dr. H. von Faber, München; Prof. Dr. H. Glinz, Aachen;

Prof. Dr. S. Grosse, Bochum; Prof. Dr. K. Kohler, Kiel; Prof. Dr. P. von Polenz, Heidelberg; Prof. Dr. H. Rupp, Basel; Prof. Dr. G. Ungeheuer, Bonn; Prof. Dr. W. Winter, Kiel.

Beirat »Kontrastive Grammatik«: Dr. K. R. Bausch, Saarbrücken; Prof. Dr. E. Coseriu, Tübingen; Prof. Dr. J. David, Metz; Prof. Dr. H. Glinz, Aachen; Dr. J. Janitza, Paris; Prof. Dr. J. Lerot, Löwen; Prof. Dr. G. Nickel, Stuttgart; Prof. Dr. W. Pollack, Wien; Prof. Dr. M. Wandruszka, Salzburg; Prof. Dr. W. Winter, Kiel.

Beirat »Linguistische Datenverarbeitung«: Vorsitz: Prof. Dr. H. Eggers, Saarbrücken. Weitere Mitglieder: Dozent Dr. S. Braun, München; Dr. K. Brockhaus, Konstanz; Prof. Dr. K.-D. Bünting, Berlin; Prof. Dr. P. Hartmann, Konstanz; Dr. G. Hübner, Sindelfingen; Dr. W. Lenders, Bonn; Dr. W. Putschke, Marburg; Prof. Dr. R. Rath, Erlangen; Prof. Dr. H. Schnelle, Berlin; Dipl.-Math. F. Schulte-Tigges, Darmstadt; Dr. H. H. Zimmermann, Saarbrücken.

Wissenschaftliche Mitarbeiter des Instituts für deutsche Sprache

Abteilung Grammatik und Lexik: Dr. Hannelore Fenske, Bonn; Dr. Manfred W. Hellmann, Bonn; Dr. Rudolf Hoberg, Mannheim; Ursula Hoberg, Mannheim; Dr. Ingeborg Kühnhold, Innsbruck; Georg Objartel, Mannheim; Dr. Günter Schmidt, Bonn; Dr. Alex Ströbl, Mannheim (ausgeschieden am 31. 3. 71); Dr. Hans Wellmann, Innsbruck; Ingeborg Zint, MA, Mannheim (für ein Jahr beurlaubt).

Deutsches Spracharchiv: Wolfgang Bethge, Bonn; Dr. Edeltraud Knetschke, Bonn; Dr. Margret Sperlbaum, Bonn.

Deutsche Sprache im Ausland: Dr. Heinz Kloss, Mannheim; Inken Keim, Mannheim.

Projektteilung Grundstrukturen der deutschen Sprache: Karl-Heinz Bausch, Freiburg; Helge Deutrich, Freiburg; Ute Elmauer, Freiburg; Dr. Herbert Gasser, Mannheim; Dr. Ulrike Hauser-Suida, Mannheim (ausgeschieden am 15. 3. 71); Brigitte Hilgendorf, Mannheim; Claire Lecointre, Mannheim; Dr. Rolf Müller, Freiburg; Pantelis Nikitopoulos, Mannheim; Dr. Gerhard Schank, Freiburg; Peter Schröder, Freiburg; Helmut Schumacher, Mannheim.

Projektteilung Kontrastive Grammatik: Gérard Avignon, Mannheim; Monica Belin-Forter, Mannheim; Helga Crößmann, Mannheim; Harald Henkel, Mannheim; Dr. Ludomira Hirsch-Wierzbicka, Bonn; Gabriele Hoppe, Mannheim; Dominique Janin, Mannheim; Renate Krug von Nidda, Mannheim (für ein Jahr beurlaubt); Jacques Leduc, Mannheim; Reine-Marie Leduc, Mannheim; Jacqueline Loudèche, Mannheim; Dr. Bernhard Paetz, Mannheim (ausgeschieden zum 31. 12. 71); Horst Raabe, Mannheim; Danielle Riffet, Mannheim; Dr. Irmgard Vogel, Mannheim.

Projektteilung Linguistische Datenverarbeitung: Wilhelm J. Backhausen, Bonn; Klaus Bayer, Mannheim; Hans-Hermann Berg, Mannheim; Ursula Booß, Bonn; Gisela Domke, Bonn; Karen Ebert, Bonn; Bärbel Fritzsche, MA, Mannheim; Dr. Eckhart Heinz, Bonn; Wolfgang Kaestner, Bonn; Monika Kolvenbach, Bonn; Timm Krumnack, Bonn; Gerd Lau, Bonn; Dr. Hans Dieter Lutz, Bonn; Dieter Metzing, Bonn; Carl Ludwig Naumann, Marburg; Helmut Reichert, Bonn; Kaija Saukko, Mannheim; Joachim Simon, Mannheim; Wolfgang Teubert, Mannheim; Jörg Weidenhammer, Bonn; Josef Wilbs, Freiburg; Paul Wolfangel, MA, Mannheim.

Wissenschaftlich begründete Sprachpflege: Dr. Siegfried Jäger, Mannheim (ausgeschieden am 20. 8. 71).

Außerdem waren 1971 am Institut 33 Verwaltungsangestellte und durchschnittlich 100 studentische Hilfskräfte tätig.

3. Wissenschaftliche Kontakte

a) Mit folgenden Forschungseinrichtungen bestanden auch 1971 besonders enge Verbindungen:

Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Universität Bonn;

Saarbrücker Arbeitsstelle für Linguistik, Universität Saarbrücken;

Goethe-Institut, München;

Gesellschaft für deutsche Sprache, Wiesbaden.

Die Kontakte zur Universität Mannheim konnten erheblich verstärkt werden.

Die Abteilung LDV unterhielt Kontakte zu den Rechenzentren der

Universitäten Berlin, Bielefeld, Bonn, Erlangen, Freiburg, Hannover, Heidelberg, Köln, Marburg, Münster und Regensburg, teils zu Zwecken des Informationsaustauschs, teils für die Anbahnung einer Kooperation auf den Gebieten der Programmierung, Datenerfassung, Rechnerbenutzung oder eines speziellen Anwendungsproblems.

b) Lehraufträge, Vorträge, Kongreßbesuche:

Lehraufträge an der Universität Mannheim nahmen wahr: Dr. phil. habil. P. Grebe; Dr. U. Engel; H. Crößmann; B. Fritzsche, MA; I. Zint, MA.

Dr. Engel hielt im Laufe des Jahres zahlreiche Vorträge über Probleme der deutschen Gegenwartssprache und der Grammatiktheorie. Er wirkte mit bei der Tagung des Internationalen Deutschlehrerverbandes in Salzburg, beim Internationalen Ferienkurs der Universität Freiburg und namentlich bei der Erarbeitung des Zertifikats »Deutsch als Fremdsprache« des Deutschen Volkshochschulverbandes. Außer in Mannheim hielt er im Wintersemester 1971/72 auch an der Universität Bonn linguistische Übungen ab.

Dr. M. W. Hellmann wirkte im Februar als Referent an einem Fortbildungskurs für Deutschlehrer in Baden-Württemberg mit.

Dr. R. Hoberg nimmt einen Lehrauftrag (Vorlesungen und Seminare) an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg wahr. U. und Dr. R. Hoberg hielten im Oktober Seminare über Wortschatzdidaktik im Rahmen des IV. Kurses der »Commission interuniversitaire suisse de linguistique appliquée« in Neuchâtel.

Dr. H. Wellmann referierte vor der Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft Innsbruck über »Die systematische Bedeutung der frequenzreichsten deutschen Verben«.

H. Schumacher berichtete auf der GAL-Tagung, Stuttgart, über das Valenzlexikon und nahm an drei Arbeitssitzungen des Grundlagenausschusses des Volkshochschulverbandes für das Zertifikat »Deutsch als Fremdsprache« teil.

Dr. R. Müller nimmt einen Lehrauftrag an der Universität Freiburg wahr und wirkte beim Internationalen Ferienkurs des Akademischen Auslandsamts der Universität Freiburg mit; er sprach über »Strukturelemente gesprochener Sprache« an der PH Freiburg und über »Einfache Strukturen in Texten gesprochener Sprache« im Goethe-Institut, München, und moderierte bei der Evangelischen Akademie Loccum den Arbeitskreis »Kompensatorischer Sprachunterricht«.

Dr. R. Müller und H. Deutrich erarbeiteten zusammen mit dem Goethe-Institut ein Konzept zur »Entwicklung realistischer Hörtexte für den deutschen Sprachunterricht auf der Grundlage gesprochener Sprache«.

H. Deutrich nimmt im WS 1971/72 an der Universität Freiburg einen Lehrauftrag über Statistik (besonders für Linguisten) wahr.

K. H. Bausch hielt Vorlesungen und Seminare beim Internationalen Ferienkurs in Freiburg und referierte über »Modus und Konjunktiv in der gesprochenen Sprache« auf der GAL-Tagung in Stuttgart und im Goethe-Institut, München.

Auf der Tagung Nachrichtensprache, Baden-Baden, hielt Dr. G. Schank einen Vortrag über »Redekonstellation und Textsorte«; U. Elmauer sprach im Goethe-Institut, München, über Probleme des abhängigen Hauptsatzes.

Verschiedene Mitarbeiter der Forschungsstelle Freiburg arbeiteten am Quadriga-Funk-Kolleg SPRACHE mit (wissenschaftliche Leitung: Prof. K. Baumgärtner, Prof. H. Steger).

Alle Mitarbeiter der Projektteilung Kontrastive Grammatik nahmen an dem von PAKS in Verbindung mit dem Europarat veranstalteten »Internationalen Symposium zu Problemen der Angewandten Kontrastiven Sprachwissenschaft« teil, das vom 11. bis 13. 10. 71 in Stuttgart stattfand.

Eine Reihe von Mitarbeitern der Projektteilung LDV hat Lehraufträge an den Universitäten Bonn, Heidelberg und Mannheim über allgemeinere und spezielle Themen aus dem Problemkreis der LDV übernommen. Der Fortbildung der LDV-Mitarbeiter diene – neben vielen Kursen und Seminaren – eine Studienfahrt zum IBM-Forschungslabor in Rüschlikon und zur ETH Zürich.

An folgenden Tagungen nahmen Mitarbeiter der LDV – zum Teil als Referenten – teil: Seminar über Sprachfragen der Datenverarbeitung in Mannheim, Aufbauseminar Systemtechnik in Berlin, Symposium über maschinelle Verarbeitung mittelhochdeutscher Texte in Mannheim, Software '71 Conference in Cambridge/England, Tagung der Gesellschaft für Angewandte Mathematik und Mechanik an der Universität Mannheim, 2nd Joint Conference on Artificial Intelligence in London/England, IFIP Congress in Ljubljana/Jugoslawien, International Congress on Phonetic Sciences in Montreal/Kanada, Tagung der Gesellschaft für Angewandte Linguistik in Stuttgart, Dokumentartagung in Bad Herrenalb.

Verschiedene Mitarbeiter des Instituts besuchten den IV. Internationa-

len Kongreß für Logik, Methodologie und Philosophie der Wissenschaften in Bukarest/Rumänien und das VI. Linguistische Colloquium in Kopenhagen/Dänemark.

c) Studienaufenthalte:

Zu längeren Studienaufenthalten weilten 1971 im Institut: M. Dyhr, Dänemark (Mannheim und Freiburg); R. Freihoff, Finnland (Freiburg); H. P. Kroman, Dänemark (Mannheim); Dr. S. Lászlo, Ungarn (Mannheim); O. Leirbukt, Norwegen (Mannheim); Ch. van Os, Holland (Freiburg); G. Ungureanu, Rumänien (Freiburg).

4. Veröffentlichungen

1. SPRACHE DER GEGENWART

Gemeinsam mit Hans Eggers, Johannes Erben, Hans Neumann und Hugo Steger herausgegeben von Hugo Moser

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf

Neuauflagen 1971:

Band 4: Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung.

Band 6: Studien zur Syntax des heutigen Deutsch.

Band 7: Jean Fourquet, Prolegomena zu einer deutschen Grammatik.

Band 9: Hildegard Wagner, Die deutsche Verwaltungssprache der Gegenwart.

Band 10: Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart.

Weitere verfügbare Bände:

Band 1: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Jahrbuch 1965/66.

Band 2: Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/67.

Band 3: Hans Jürgen Heringer, Die Opposition von »kommen« und »bringen« als Funktionsverben.

Band 5: Sprache – Gegenwart und Geschichte. Jahrbuch 1968.

Band 8: Probleme der kontrastiven Grammatik. Jahrbuch 1969.

Band 11: Rudolf Hoberg, Die Lehre vom sprachlichen Feld.

Neuerscheinungen 1971:

- Band 12: Rainer Rath, Die Partizipialgruppe in der deutschen Gegenwartssprache.
- Band 13: Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970.
- Band 14: Werner Ingendahl, Der metaphorische Prozeß. Methodologie zu seiner Erforschung und Systematisierung.
- Band 15: Leo Weisgerber, Die geistige Seite der Sprache und ihr Erforschung.
- Band 17: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik.

In Vorbereitung für 1972:

- Band 16: Bibliographie zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR.
- Band 18: Zum öffentlichen Sprachgebrauch in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR. Methoden und Probleme seiner Erforschung.
- Band 19: Linguistische Studien I.
- Band 20: Neue Grammatiktheorien und ihre Anwendung auf das heutige Deutsch. Jahrbuch 1971.
- Band 21: Heidi Lehmann, Russisch-deutsche Lehnbeziehungen im Wortschatz offizieller Wirtschaftstexte der DDR.

2. HEUTIGES DEUTSCH

Veröffentlicht vom Institut für deutsche Sprache und vom Goethe-Institut

Max Hueber Verlag, München und
Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf

Reihe I: Linguistische Grundlagen

Herausgegeben von Ulrich Engel, Hugo Moser und Hugo Steger

Schriftleitung: Ursula Hoberg

Band 1: Siegfried Jäger, Der Konjunktiv in der deutschen Sprache der Gegenwart. Untersuchungen an ausgewählten Texten. 1971.

Band 2: Klaus Brinker, Das Passiv im heutigen Deutsch. Form und Funktion. 1971.

In Vorbereitung für 1972:

Band 3: Bernhard Engelen, Untersuchungen zu Satzbauplan und Wortfeld in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart.

Band 4: Ulrike Hauser-Suida/Gabriele Hoppe-Beugel, Die Vergangenheitstempora in der deutschen geschriebenen Sprache der Gegenwart.

Reihe II: Texte

Herausgegeben von Hugo Steger, Ulrich Engel und Hugo Moser

Schriftleitung: Ute Elmauer

Band 1: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarbeitet vom Institut für deutsche Sprache, Forschungsstelle Freiburg. 1971.

Reihe III: Didaktische Untersuchungen des Goethe-Instituts
(in Vorbereitung)

3. FORSCHUNGSBERICHTE des Instituts für deutsche Sprache

Herausgegeben von Ulrich Engel und Irmgard Vogel

Verlag Tübinger Beiträge zur Linguistik

Neuerscheinung 1971:

Band 6: B. Engelen, Referentielle und kontextuelle Determination des Wortinhaltes; H. Fenske, Zur Codierung von Satzbauplänen; S. Jäger, Hochsprache und Sprachnorm; S. Jäger/J. Huber/P. Schätzle, Sprachkompetenz, Sprachgebrauch und Sozialisation.

In Vorbereitung für 1972:

Band 7: Gesprochene deutsche Gegenwartssprache. Zu ihrer Dokumentation und Erforschung (Aus der Arbeit der Freiburger Forschungsstelle des Instituts für deutsche Sprache).

Band 8: S. Jäger/J. Huber/P. Schätzle, Sprache und Sozialisation – Vorüberlegungen zu empirischen Untersuchungen.

Band 9: H. Popadić, Untersuchungen zur Frage der Nominalisierung des Verbalausdrucks im heutigen Zeitungsdeutsch.

- Band 10: H. Fenske/A. Schubert †, Schweizerische und österreichische Besonderheiten in deutschen Wörterbüchern.
- Band 11: G. Harlass/H. Vater, Zum aktuellen deutschen Wortschatz.
- Band 12: G. Kaufmann, Das irreal Bedingungsgefüge in der deutschen Gegenwartssprache. Überlegungen zur didaktischen Auswertung linguistischer Untersuchungen.
- Band 13: H. Schumacher u. a., Probleme der Verbvalenz, Bericht über die Arbeit an einem deutschen Valenzlexikon.

»... die große Darstellung von Gestalt und Leistung der deutschen Sprache« (Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes)

Hennig Brinkmann

Die deutsche Sprache

2., neubearbeitete und erweiterte Auflage. XXXI, 939 Seiten,
Leinen 108,- DM ISBN 3 7895 0006 2

Das Buch vermittelt ein Gesamtbild der deutschen Sprache unserer Zeit als »System«. Die sprachlichen Einheiten, Strukturen und Verfahrensweisen, die Satz und Rede konstituieren, werden auf drei Ebenen dargestellt.

Auf der ersten Ebene werden die Einheiten, die in den Wortarten (Substantiv, Adjektiv, Beziehungswort, Verbum) bereitstehen, auf Bestand, Prägung und Leistung im Rahmen des Satzes geprüft.

Auf der zweiten Ebene wird die unterste Einheit der Kommunikation, der Satz, in Aufbau und Gliederung entwickelt: als eine außerzeitlich gemeinte Einheit, die ein bestimmtes Situationsbild schafft (Satzmodelle), die Abfolge der Elemente nach dem kommunikativen Prozeß ordnet, im komplexen Satz fähig zur Aufnahme mehrerer prädikativer Momente ist und durch die Intonation aktualisiert wird.

Auf der dritten Ebene werden die Verfahrensweisen und Mittel vorgeführt, die Rede als höchste kommunikative Einheit möglich machen: die konstitutiven Momente (Situation, Horizont, Satzfolge), die Arten der Satzfolge sowie Aufbau und Gliederung.

Am Ende steht eine Klassifikation der Redeeinheiten nach Rollenverteilung und kommunikativem Verhalten.

Alle Teile der ersten Auflage sind überprüft und ergänzt, viele Teile ganz neu gefaßt, zum ersten Male wird die Rede als höchste Einheit der Kommunikation dargestellt.

Schwann

Einladung zum Abonnement

Wirkendes Wort

Zweimonatsschrift

Deutsche Sprache in Forschung und Lehre

Herausgegeben von August Arnold, Kurt Derleth, Erika Essen, Anton J. Gail, Hugo Moser, Wolfdietrich Rasch, Heinz Rupp, Leo Weisgerber. Schriftleiter: Heinz Rupp. Mitglieder der Schriftleitung: Erika Essen, Wolfdietrich Rasch.

Jahresabonnement (6 Hefte) 36,- DM, Vorzugsabonnement für Studenten und Studienreferendare (bei Vorlage einer Seminarbescheinigung) 32,- DM. Einzelheft 6,50 DM

Aus dem Inhalt des 20. und des 21. Jahrgangs

Werner Ingendahl: Versuch einer energetischen Betrachtung des dichterischen Prozesses – Horst Sitta: Sprachliche Mittel der Redesituierung – Herbert Wolf: Humanistische Einflüsse in der frühprotestantischen Literatur – Klaus-Peter Philippi: Methodologische Probleme der Literatursoziologie – Siegfried Grosse: Sprachwandel als Übersetzungsproblem – Hans Dieter Erlinger: Satzaspunkte in Sprachwissenschaft und Schulgrammatik – Ulrich Engel: Die deutschen Satzbaupläne – Hans L. Hautumm: Einführung von Schülern der unteren Klassen des Gymnasiums in die strukturalistische Sprachbetrachtung – Peter André Bloch: Zu den Aufgaben einer deutschsprachigen Komparatistik – Wolfgang Schemme: Motivation der Arbeit im Literaturunterricht als fachdidaktisches Problem – Klaus Brinker: Aufgaben und Methoden der Textlinguistik – Siegfried Jäger: Gebrauch und Leistung des Konjunktivs in der deutschen geschriebenen Hochsprache der Gegenwart
Forschungsberichte: Synchrone Sprachwissenschaft – Literaturästhetik, Methodologie und Gattungspoetik – Mittellateinische Literatur – Zum neueren Drama

Bestellungen über eine Buchhandlung oder direkt beim Verlag

Schwann